
MATHILDE LUDENDORFF
MOZARTS LEBEN UND
GEWALTSAMER TOD

MATHILDE LUDENDORFF

MOZARTS LEBEN UND GEWALTSAMER TOD

Nach Zeugnissen seiner nächsten Angehörigen und seinen eigenen Briefen / Ausgewählt aus der Biographie Nissens und Konstanze Mozarts und anderen Quellen

ARCHIV-EDITION

Archiv-Edition

Die *Archiv-Edition* dient dokumentarischen, wissenschaftlichen und bibliophilen Zwecken. Es werden in ihr vor allem solche Bücher veröffentlicht, die historisch bedeutsame Vorgänge behandeln und im Rahmen der herrschenden Meinungsmanipulation totgeschwiegen oder bei den umfangreichen Büchervernichtungsaktionen nach 1933 und nach 1945 aus den Bibliotheken entfernt worden sind.

Die Darstellungen der Verfasser der einzelnen in der *Archiv-Edition* veröffentlichten Titel entsprechen keineswegs durchgängig der Überzeugung des Verlegers, sie finden daher auch nicht dessen ungeteilte Zustimmung, insbesondere dann nicht, wenn Autoren die geschichtliche Entwicklung zu sehr als Folge von Verschwörungen irgendwelcher Welt- oder Hintergrundmächte erklären und zu wenig die Bedeutung anderer geschichtegestaltender Kräfte herausarbeiten, vor allem die Rolle weltanschaulicher, kultureller und wirtschaftlicher, aber auch staatsrechtlicher, medien-, bildungs- und bevölkerungspolitischer Strömungen und in diesem Zusammenhang die Rolle von Massensuggestion, Angsterzeugung und Gehirnwäsche, Sendungs-, Auserwähltheits-, Höllen- und Rassenwahn, Sexualisierung, Drogensucht, Schuldverdrängung, Schuldverschiebung und Schuldneurose.

Ausdrücklich distanziert sich der Verleger von allen Äußerungen, welche die Menschenwürde anderer angreifen könnten oder einzelnen Völkern, Gruppen oder Minderheiten bestimmte Verhaltensweisen pauschal zuordnen, vor allem, wenn dies geeignet ist, zu diffamieren, den Frieden zu stören oder die freiheitlich-rechtsstaatliche Ordnung zu verletzen. Er verzichtet aber darauf, solche Äußerungen durch Schwärzung unkenntlich zu machen, um seiner wissenschaftlichen Verpflichtung zu dokumentarisch korrekter Werkwiedergabe zu genügen.

1999

Archiv-Edition – Verlag für ganzheitliche Forschung
Postanschrift: D-25884 Viöl/Nordfriesland, Postfach 1

Auslieferung: Verlagsauslieferung Dietrich Bohlinger,
Uhlenhof, 25850 Bondelum

Druck: Bäuerliche Druckerei, 24392 Süderbrarup
Faksimile der 1936 im *Ludendorffs Verlag* erschienenen Ausgabe

ISBN 3-932878-30-2

Vorbemerkung

Ich sehe durchaus das Problem, ein Buch wie das vorliegende nachzudrucken. Die Autorin gebraucht zum Teil Begriffe, Formulierungen und Argumentationen, die heute, nach den Geschehnissen im Dritten Reich, nicht ohne weiteres von jedermann akzeptiert werden. Tatsächlich geht es der Autorin aber nicht um Diskriminierung – wie die Autorin selbst immer wieder zum Ausdruck bringt[1] – sondern um die Würdigung eines der größten Kulturschöpfer und um die Klärung seines gewaltsamen Todes, wobei sie als Schuldige am Tod Mozarts freimaurerische Kreise und diese wiederum als Exponenten des Jahwismus, insbesondere dessen mosaistischen Zweigs, sieht.

Das Problem scheint verzwickt. Dem wäre nicht so, hätten wir ein politisches Klima, das für Kritik und Gegenkritik völlig offen ist. Doch das haben wir nicht. Wir leben unter der Vorherrschaft imperialistischer Mächte. Die Deutschen leben obendrein noch immer in der Zeit des Nachkriegs. Es ist hier nicht der Ort, das näher auszuführen und zu belegen. Wer Augen hat zu sehen, sieht es. Auf jeden Fall gilt: jede vernünftige Lösung setzt eine offene Erforschung und Diskussion voraus. Abgesehen von den Rechts-, Freiheits- und Anstandsprinzipien, die heutzutage im Meinungsstreit allzuoft verletzt werden, ist es für die positive Weiterentwicklung des einzelnen Menschen sowie seiner Gemeinschaften unabdingbar, daß wichtige geschichtswissenschaftliche Bücher und Schriften für die Forschung und Archivierung zugänglich sind oder wieder zugänglich gemacht werden, darunter jene, die im Rahmen der umfangreichen Bibliothekssäuberungen in den Jahren ab 1945 weitgehend ausgesondert und vernichtet worden sind. Es wurden anscheinend fast zehnmal so viele Titel beseitigt als bei den Säuberungen im Dritten Reich – geht man von den offiziellen Listen der auszusondernden und dann vernichteten Literatur aus. Später reisten jahrzehntelang Aufkäufer durchs Land und kauften in Antiquariaten unerwünschte Literatur auf, die dann meist nach Israel verbracht und dort verbrannt wurde. Wegen dieser Aussonderung und Vernichtung ist es notwendig, daß wenigstens von den wichtigsten Titeln Nachdrucke erscheinen. Hierbei liegt es in der Natur einer derartigen Dokumentationstätig-

---

[1] Siehe dazu vor allem: Roland Bohlinger, *Gutachten zur Frage der Eignung der Philosophie Mathilde Ludendorffs als weltanschauliche Grundlage für ein freiheitlich-demokratisch-rechtsstaatliches Gemeinschaftsleben,* Viöl 1995.

keit, daß eine Veränderung des Inhalts der einzelnen Bücher und Schriften nicht möglich ist, denn dann handelte es sich nicht mehr um eine objektive Dokumentation, sondern um eine Irreführung oder gar Fälschung. Darüber hinaus ist es eine selbstverständliche Pflicht, Verbrechen sowohl aufzuklären als auch zu bekämpfen, insbesondere dann, wenn es sich um Mord handelt und erst recht, wenn der Mord an einem der ganz großen Kulturschöpfer begangen wurde. Inzwischen kann es als absolut gesichert gelten, daß Mathilde Ludendorff im Wesentlichen recht hatte: Mozart wurde von geheimbündlerischer Seite ermordet, wie vor allem die gründlichen weiteren Untersuchungen von Duda, Dalchow und Kerner ergeben haben[2].

Dem *Historiker* geht es um die Erforschung und Beschreibung von mehr oder weniger komplexen Vorgängen in der Vergangenheit. Er steht zunächst immer wieder vor der Frage, ob eine Quelle echt ist, und wenn das der Fall ist, was sie aussagt. Denn auch eine echte Quelle kann Halbwahres oder gar Falsches aussagen. Das quellenkritische Vorgehen gehört zu den elementarsten Anforderungen an ihn als Wissenschaftler. Darüber hinaus hat er aber nicht nur quellenkritisch vorzugehen. Er muß verschiedene Quellen in ihren Zusammenhängen sehen und auswerten. Er muß bei Bedarf neue Quellen erschließen. Er muß die Entwicklungen und Wirkungen der geschichtegestaltenden Kräfte anhand der Quellen ebenso wie anhand philosophischer, psychologischer und naturgesetzlicher Grunderkenntnisse, allgemeiner historischer Erfahrungen u.a.m. erkennen. Er muß Urteile fällen, Lehren ziehen. Hierbei steht er immer wieder vor dem Problem, daß über ein und denselben Geschichtsabschnitt von verschiedener Seite unterschiedlich, unvollständig, widersprüchlich oder gar unwahr berichtet und geurteilt wird. Was soll er tun? Soll er das verschweigen? Soll er darüber nachdenken und weitere Forschungen anstellen? Soll er die Widersprüche und Mängel offenlegen, sich kritisch dazu äußern? Soll er nur über bestimmte Ausschnitte des Geschehens berichten, über Wesentliches oder Unwesentliches, über Vorder- oder auch Hintergründiges, über Zusammenhänge, Ursachen, Folgen? Wo sind da die Grenzen? Und vor allem: soll er sich anpassen an politisch erwünschte Meinungen und herr-

---

2 Dalchow/Duda/ Kerner: *W. A. Mozart - Die Dokumentation seines Todes*, 261 S., 17 Abb., DM 36,-; Dalchow/Duda/Kerner: *Mozarts Tod 1791-1971*, 315 S., 36 Abb., DM 40,-; Gunter Duda, *W. A. Mozart - Den Göttern gegeben*, 458 S., über 181 Abb., DM 58,-. Alle: Verlag Hohe Warte, Pähl.

schende Gesetze oder soll er sich ohne irgendeine Rücksichtnahme mutig zur Wahrheit bekennen? Wie die Geschichte der Geschichtswissenschaft zeigt, gibt es in der Geschichtsforschung einen *ständigen Fluß der Revision,* der Änderung, Erweiterung und Vertiefung, aber auch der Verflachung, Unterdrückung, Verdrängung und Verfälschung. Die meisten der heutigen Meinungsbildner wollen das nicht so recht wahrhaben. Sie möchten die Geschichtsschreibung in ihrem Sinne *festschreiben.* Sie möchten sie an die Kette legen, ihr Scheuklappen, Nasen- und Zungenring verpassen.

Soll ein Fluß nicht fließen, kann man ein Strafgesetz beschließen, das ihm das Fließen verbietet. Dann fließt er drumherum. Man kann den Fluß auch stauen. Dann tritt er irgendwann über die Ufer. Oder systematisch austrocknen. Dann gibt es vor Ort eine Dürre und andernorts Unwetter. Oder einfach negieren. Aber dann fällt man eines Tages versehentlich in den Fluß und ertrinkt darin.

Soll die Geschichtswissenschaft das bleiben, was sie sein soll, nämlich ein Instrument zur Erforschung vergangener Wirklichkeit und ein Lehrmeister für die Zukunft mithilfe der Erkenntnis wichtiger Wahrheiten, dann darf sie nicht unter irgendein Ausrichtungsdiktat gestellt werden, dürfen ihr Dokumente nicht vorenthalten, Archive nicht verschlossen, offene Diskussionen nicht verwehrt werden. Sie verkommt sonst, zur Unwissenschaft, zum Verführer durch Irrtum, zur Krücke von Wahn, Engstirnigkeit und Liederlichkeit. Nun, das ist eigentlich logisch. Doch was gilt die Logik, wenn es um Interessen, Ängste oder Feigheit, schlechte Gewohnheiten oder ideologische Trunksucht geht! Aber gerade dagegen wehre ich mich, als Historiker und als Mensch, dem die Wahrheit aus Liebe zur Wahrheit und als Mittel gegen Irrtum, Wahn und menschliches Leid, aber auch die Mündigkeit der eigenen Person und die seiner Mitmenschen am Herzen liegt!

Den *Philosophen* beschäftigt hingegen zunächst die Frage nach dem Sinn des Lebens und der Schöpfung, nach den Gesetzen der Natur und der menschlichen Seele. Hierbei stößt er auch auf die Frage nach den geschichtegestaltenden Kräften. Und da ein echter Philosoph immer auch ein Ethiker ist, fragt er auch danach, wie negative Kräfte abgebaut werden können, wie ein antiimperialistisches, freiheitlich-rechtsstaatlich-demokratisches, kulturvolles, soziales, ökologisch- und gesundheitorientiertes Gemeinschaftsleben innerhalb eines Volkes und Staates und zwischen den Völkern und Staaten gefördert werden kann. Ihn interessiert die Vergangenheit nur, um aus ihr grundsätzliche Erkenntnisse über gut und böse, richtig

und falsch zu gewinnen, und um Hilfen zu entwickeln, damit die Zukunft lebenswerter, gerechter, freier und kulturvoller gestaltet werden kann.

Der *Verlag für ganzheitliche Forschung* wird vor allem von geschichtswissenschaftlichen, philosophischen und ethischen Bestrebungen, wie sie vorstehend umrissen wurden, geleitet. Er distanziert sich von jeder rassistischen, hetzerischen oder einseitigen Darstellung. Vor allem ist für ihn aber folgendes maßgebend:

Das vorliegende Buch beschäftigt sich mit Aspekten geschichtlicher Entwicklungen und hierbei mit dem *Imperialismus jahwistischer Kreise.* Der Verlag beschäftigt sich u. a. ebenfalls mit dieser Thematik. Er vertritt hier neben dem rein wissenschaftlichen auch noch folgenden Standpunkt:

Für die *Bibelgläubigen* – also für einen erheblichen Teil der Menschheit, darunter sind politisch, wirtschaftlich und medial führende, im vorliegenden Buch teilweise behandelte Kreise – besitzt der sogenannte *Jakobsegen,* ausgesprochen in 1. Mos. 27, eine *zentrale,* ja *richtungsweisende* Bedeutung. Neben dem Jakobsegen steht in unmittelbarem Zusammenhang der sogenannte *Esausegen.* Aus *jahwistischer* Sicht, also aus der Sicht der Lehre des Jahwismus, der Lehre Jahwehs, der Lehre des Gottes der Bibelgläubigen, ist der Verfasser dieser Zeilen und Inhaber des *Verlags für ganzheitliche Forschung* ein führender Vertreter des *„Esausegen-Konzepts".* Das ist von ganz erheblicher Bedeutung:

> Nach der Lehre des Jahwismus hat sich Jakob durch List den *Erstgeburtssegen* seines Vaters Isaak, den sogenannten *Jakobsegen,* der eigentlich seinem Bruder Esau zustand, erschlichen und dadurch Macht über Esau erlangt. Esau mußte nun Jakob dienen. Doch Esau bekam von seinem Vater Isaak im Rahmen einer anderen Segenerteilung das *Recht zugesprochen,* eines Tages *das Joch seines Bruders Jakob* vom Hals zu reißen, *um auch Herr zu sein.*

JAKOB steht im engeren Sinne für die *mosaischgläubigen Juden* und im weiteren Sinne für alle, den mosaisch Gläubigen hinzugefügten, ethnisch dem Judentum nicht angehörenden *Bibelgläubigen.* ESAU steht hingegen für die „Anderen", im engeren Sinne für alle nicht mosaisch Gläubigen, im weiteren Sinne für alle nicht bibelgläubigen Nichtjuden. Hierbei gilt für alle Bibelgläubigen, insbesondere für die mosaisch Gläubigen, daß sich sowohl im *Jakobsegen* als auch im *Esausegen* der ZENTRALE, DIE GESCHICHTE DER MENSCHHEIT BESTIMMENDE WILLE IHRES GOTTES JAHWEH äußert. Wer möchte da behaupten, daß diese Tatsache nicht von größtem

Einfluß auf die Richtung des politischen Denkens, Wollens und Handelns der Bibelgläubigen ist? Beschäftigen wir uns daher noch weiter damit:

Der ESAUSEGEN beinhaltet nicht, daß Esau lediglich das Joch seines Bruders abreißen und dann vielleicht zur Abwechslung Jakob unters Joch beugen darf, sondern es enthält viel mehr. Die Verwirklichung des Esausegens soll nämlich etwas wesentlich anderes, etwas neues herbeiführen: FREIHEIT, GLEICHBERECHTIGUNG UND FRIEDEN FÜR BEIDE BRÜDER BZW. DEREN NACHKOMMEN, BEIDE "GRUPPEN" SOLLEN NUN HERREN SEIN, HERREN IHRER SELBST, AUSGESTATTET MIT GLEICHEN RECHTEN UND PFLICHTEN UND SOMIT WIRKLICH FREI UND OHNE JOCH. Nur in diesem Sinne, d. h. im Dienst des Ziels der *Gleichberechtigung* und *freien Selbstbestimmung* und gegenseitigen *Achtung und Rechtswahrung* für *alle*, ist es auch möglich, daß Esau die Folgen heilen kann, die Jakob mit dem Beschreiten des von ihm eingeschlagenen Wegs erzeugte, den man in richtiger Ausdeutung dieser Symbolgeschichte als imperialistischen Weg bezeichnen könnte. Gewalt darf Esau hierbei nicht anwenden, außer natürlich in Fällen unmittelbarer Notwehr. Denn durch einen Weg der Gewalt würde er sich nur auf den bisherigen Weg Jakobs begeben, der zumindest als Irrweg, unter ethischen Gesichtspunkten als verbrecherischer Weg, anzusehen ist. Das heißt: AUCH IN DER BIBEL, DER IDEOLOGISCHEN HAUPTQUELLE DER MOSAISTISCHEN UND CHRISTLICHEN PRIESTERKASTEN, WIRD DER WEG JAKOBS ZUMINDEST ALS IRRWEG GEWERTET, DENN SONST ENTHIELTE DER ESAUSEGEN NICHT DIE VERHEISSUNG, DAß DEREINST DIE FOLGEN DES JAKOBSEGENS, ALSO DIE AUF BETRUG UND UNTERJOCHUNG GEGRÜNDETEN FOLGEN, ÜBERWUNDEN WÜRDEN. Das bedeutet aber zugleich, daß das „Esausegen-Konzept" nicht nur das – an sich selbstverständliche, aber auch vom Jahwismus ausdrücklich anerkannte – *Recht auf Selbstbefreiung* Esaus enthält, sondern auch die *Pflicht*, Jakob zu *helfen*, den Weg der Befreiung und ethischen Läuterung und damit der Erlösung mitzugehen. DAS EINE GEHT NICHT OHNE DAS ANDERE, WEDER WELTANSCHAULICH NOCH MORALISCH NOCH POLITISCH. Das bedeutet aber auch, daß Jakob, nachdem begonnen wurde, das „Esausegen-Konzept" zu verwirklichen, ESAU NICHT IN SEINEM BEMÜHEN UM HEILUNG HINDERN DARF, will er im Rahmen des von seiner Religion bestimmten Konzepts bleiben und der Erlösung, nämlich der eigenen Befreiung vom falschen Konzept, teilhaftig werden. Oder mit anderen Worten: Es erfolgt aus bibelgläubiger, insbesondere mosaistischer Sicht das Hervortreten des *messianischen Konzepts* aus dem Raum *des Glaubens und der Hoffnung auf etwas Zukünftiges* in den Raum der *aktuellen Politik.* Aus dieser Sicht wäre eine Behinder-

ung oder gar Verhinderung dieses Hervortretens gleichbedeutend mit einem grundsätzlichen Bruch des Bundes mit Jahweh und die Verhinderung der Ankunft des Messias. Das aber würde, auch wieder nach jahwistischer Lehre, die Verfluchung und Vernichtung durch Jahweh nach sich ziehen. DARAUS FOLGT, DAß ES FÜR DIE BIBELGLÄUBIGEN IM WILLEN JAHWEHS LIEGT, DAß SICH DER ESAUSEGEN ALS DER LETZTLICH STÄRKERE SEGEN ERWEIST. Und zugleich heißt das, daß derjenige, der den *„Esausegen mobilisiert"*, wie das einmal in der *Jüdischen Allgemeinen Wochenzeitung* hieß, nach dem Willen Jahwehs UNANGETASTET BLEIBEN MUß – solange er als Esau auftritt, sich also an die Regeln hält, nämlich ohne Gewalt, ohne Lüge und Hetze für die allgemeine Befreiung und Gleichberechtigung wirkt.

Eine Verwirklichung des „Esausegen-Konzepts" steht – im Gegensatz zu vielen anderen Inhalten der Bibel – *im Einklang mit der Weltanschauung des Verfassers dieser Zeilen.* Diese Weltanschauung fußt vor allem auf den philosophischen Erkenntnissen von Mathilde Ludendorff, daneben auf denen von Nicolai Hartmann, Friedrich Schiller, Wilhelm von Humboldt und anderen Vertretern des „deutschen Idealismus", außerdem auf Erkenntnissen aus Geschichts- und Naturwissenschaft, Psychologie und Verhaltenslehre.

Beim Streben nach Erfüllung dessen, was einerseits im Esausegen für die *Bibelgläubigen* eindeutig VON GOTT SELBST KONZIPIERT ist und andererseits nach der *Weltanschauung des Verfassers* als MORALISCHE UND POLITISCHE GRUNDNORM anzusehen ist, steht der Verfasser in einem *Recht* und in einer *Pflicht.* Nach seiner Weltanschauung führt die Beschreitung des imperialistischen Weges in letzter Konsequenz zum Untergang des menschlichen Lebens in seiner positiven Form, nämlich in jener Form, die vor allem durch das Streben nach Freiheit, Güte, Würde, Liebe, Wahrheit, Gerechtigkeit und Schönheit gekennzeichnet ist. Für diese Weltanschauung gibt es *keinerlei Recht* auf Beschreitung des falschen Wegs: des imperialistischen Wegs, des Wegs der Manipulation, Kontrolle und Ausbeutung des Menschen, des Wegs zur Errichtung einer Gewalt- und Willkürherrschaft. Für sie gibt es nur ein Recht auf Befreiung vom falschen Weg, ein Recht, das zugleich sich als Pflicht darstellt, als Pflicht, eine freiheitlich-volksherrschaftliche, leben-, frieden-, umwelt- und heimatschützende Rechtsstaatlichkeit zu schaffen, die als Schutzgebiet für den Einzelnen und die Gruppe, aber auch als Hort dient, in der die ethnische, kulturelle, wirtschaftliche und soziale Höherentwicklung zu gedeihen vermag. Näheres

hierzu steht vor allem in meinem *Gutachten zur Frage der Eignung der Philosophie Mathilde Ludendorffs als weltanschauliche Grundlage für ein freiheitlich-demokratisch-rechtsstaatliches Gemeinschaftsleben* und in der Schrift: *Antiimperialistische Sprengsätze in der Holocaust-Debatte.*

Es ist klar, daß eine Befreiung, die nicht gewaltsam erfolgen und daher nur auf geistigem Gebiet vorangetrieben und sicher gegründet werden kann, hauptsächlich mit den Mitteln des Vorbilds, der Einsicht, der Hilfe zur Selbsterkenntnis und zum Erkennen des Wesentlichen, der Aufklärung, der Erziehung, der Kultur sowie der Mobilisierung des Stolzes und des Selbsterhaltungs-, Freiheits-, Rechts-, Wahrheits- und Schönheitswillens herbeigeführt werden muß und auch nur so herbeigeführt werden kann. In diesem Rahmen kommt der geschichtswissenschaftlichen Forschung, Dokumentation und Publizistik eine herausragende Bedeutung zu. Hierbei müssen Forschung, Lehre und Publizistik *frei* sein, auch dazu frei, wesentliche Dokumentationen in den Forschungs- und Publikationsfluß einleiten zu dürfen, die unter dem Einfluß des Zeitgeistes einer älteren Geschichtsepoche entstanden sind und daher nicht durchgängig frei sind von Mängeln. Wenn dem Menschen zugebilligt wird, daß er fähig ist, als mündiger Bürger in einem freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat zu leben, muß ihm auch die Freiheit der Entscheidung für das Richtige oder das Falsche zugebilligt werden in der Erwartung, daß die meisten Menschen diese Freiheit nicht mißbrauchen, sondern positiv und kritisch nutzen.

Roland Bohlinger

Hinweis:

Auf der übernächsten Seite beginnt der Faksimiledruck des Buches von Mathilde Ludendorff.



Mozarts Leben und gewaltsamer Tod

Nach Zeugnissen seiner nächsten Angehörigen und seinen eigenen Briefen / Ausgewählt aus der Biographie Nissens und Konstanze Mozarts und anderen Quellen

Betrachtet von

Dr. med. M. Ludendorff

8 Bilder, 2 Faksimile

Inhalt:

Ein Fremdwörterverzeichnis befindet sich auf Seite 225. Die Erklärung zu dem Bilde Convoi du pauvre = Armenbegräbnis auf Seite 226.



1. Ein Volksbüchlein über Mozart

Da ich dem furchtbaren Schicksal Mozarts, dem Mord an ihm und dem Verbrecherbegräbnis im Massengrabe, nach dem Vergiftungtode auf Logenurteil hin, nachging, habe ich nicht nur die Dankbarkeit für die unsterblichen Werke der Musik dieses großen Kulturschöpfers wach in mir, sondern jene warme Beziehung zu dem Menschen Mozart ganz wie zu dem Menschen Schiller. Manche in tiefster Gemütserschütterung durchwachte Nacht löste jene grausame Pflicht aus, den Spuren der Mörder nachzugehen und das, was man bis zuletzt nur allzugerne nicht glauben möchte, als Wirklichkeit vorzufinden. Was wissen die Gegner unseres Kampfes gegen die Geheimorden von dem sehnlichen Wünschen, irgendwelche Gegenbeweise zu finden; was wissen sie von dem Zögern der Seele, die furchtbare Wahrheit erkennen zu müssen. Und was wissen sie von der Tiefe des Miterlebens des grauenvollen Schicksals der großen Kulturschöpfer! Sie wähnen im Gegenteil, man habe erfreut zu Verdachtgründen gegriffen, man habe Entlastendes übersehen wollen, um eine Annahme zu stützen. Unmenschlich müssen Menschen geworden sein, die dergleichen für möglich halten. Wer diesen ernsten Weg geht, den Mord an den Kulturschöpfern durch Geheimorden nachzuweisen, der kennt die große Gefahr, die ganz umgekehrt hier immer wieder droht, die Gefahr, daß der Wahrheitwille ermattet unter der nimmermüden Hoffnung, das Grausame nicht als Tatsächlichkeit erkennen zu müssen.

Ein Musiker bleibt dem Volke als Mensch gewöhnlich ferner als andere Kulturschöpfer. Ein Dichter z. B. singt sich tiefer und ausgeprägter als Persönlichkeit in die Seelen seines Volkes, als ein Musiker. Die Musik, die das Gotterleben im Gleichnis der Klänge gibt, die sich noch nicht einmal zum Worte verdichtet, löst in jeder Menschenseele anderes aus, läßt die denkbar größte Freiheit im Nacherleben für jeden einzelnen Menschen. So bleibt denn auch die Persönlichkeit des Schaffenden nur jenen klar erkennbar, die Musik so wach und tief miterleben, daß ihnen die Eigenart des Schaffenden ganz ausgeprägt zum Bewußtsein kommt. Das aber sind vor allem die Musiker selbst. Sie weichen von sich selbst ab, werden sich untreu, wenn sie sich mehr auf Biographien, als auf die Musikwerke eines großen Musikers stützen, um ihm näher zu treten! Ich kann nur jene verstehen, hierzu großes Bedürfnis zu haben, die sich nicht der Musik selbst als dem Wege ihres Gotterlebens weihen. Was aber soll bei solcher Auffassung dennoch ein Büchlein über Mozart aus meiner Feder, zumal ich überdies noch weiß, daß die Lebensgeschichte eines jeden Kulturschöpfers, ja, überhaupt jedes außergewöhnlichen Menschen aus der Feder eines Dritten meist recht mangelhaft werden muß? Sie müßte, um wirklich dem Menschen gerecht zu werden, von ihm selbst geschrieben sein. Das Innenleben des außergewöhnlichen Menschen wird immer nur sehr mangelhaft an seinen Aussprüchen, seinen Lebensschicksalen, seinen Briefen ertastet, während seine Taten und Werke das weitaus klarere und allen Zeiten sichtbarere Bild seiner Wesenheit sind. Dies gilt in höchstem Maße von den Musikern. Ihre Sprache ist Musik, ist es im Alltag wie in den außergewöhnlichen Stunden. Wie arm bleibt fast

immer ihre Ausdrucksweise in der Muttersprache. Sie leben in ihren Harmonien träumend, Zeit und Welt vergessend, und blicken nur da und dort einmal durch den Riß der Wolken in die Welt. Wie sollte man ihnen gerecht werden können, wenn man den Lebensdaten und Tagesereignissen nachgeht, die sie mehr oder minder unsanft aus dem Jenseits in das Diesseits hinabzerren? Ist nun gar, wie im Falle Mozart, aus besonderen Gründen, die wir noch kennenlernen werden, die ausschließliche Hingabe an die Musik vom zartesten Kindesalter an durch das Verhalten der Umgebung fortwährend unterstützt, die Entwicklung anderer Gebiete der Begabung von zartestem Kindheitalter an, man möchte sagen planmäßig, eher verhindert worden, so wird sich hier mehr noch als anderwärts die Musik des Künstlers als der sicherste, ja fast einzige Weg für die Nachwelt, erweisen, diese seltene Seele nachzuerleben. Bei dieser Einsicht der Tatsächlichkeit wäre es nicht von mir unternommen worden, aus dem sehr selten zugänglichen, von Anbeginn an nur in einer geringen Zahl von Exemplaren gedruckten Buche, dem von dem zweiten Manne der Witwe Mozarts und ihr selbst verfaßten und herausgegebenen Werke einiges über Mozart zusammenzustellen, erzählend zu ergänzen und zu beurteilen, was für jeden im Volke, der ihn liebt, großes Interesse haben kann. Aber im Falle Mozarts handelt es sich um einen gemordeten Kulturschöpfer, an dessen furchtbarem Schicksal heute noch seine Volksgeschwister kalt und teilnahmelos vorübergehen, sei es nun, daß sie es noch nicht gehört haben, oder es angenehmer finden, an dieses Schicksal nicht zu glauben. Eben deshalb ist dieses Buch für das Deutsche Volk geschrieben, damit es

seinen Mozart innig liebe und in seiner Gesamtheit den Mord an ihm niemals vergesse.

Da ich das grausame Verbrechen an diesem 35jährigen so ungeheuer begabten Künstler, in einer Zeit, in der er zum ersten Male, wie er selbst sagt, in die Lebenslage kam, frei, so wie seine Seele es wollte, zu schaffen, in meinem Buche „Der ungesühnte Frevel an Luther, Lessing, Mozart und Schiller" nachgewiesen habe, so liegt es mir am Herzen, den Menschen Mozart all denen soweit als möglich nahe zu bringen, die für seine Werke nur das Verstehen des Laien haben. Dabei hoffe ich zugleich den Musikern zum Bewußtsein zu bringen, wie undankbar und pflichtvergessen es ist, zwar die Werke Mozarts zu bewundern und nachzuerleben, aber auch weiterhin der Tatsache des Logenmordes an ihm lieber aus dem Wege zu gehen. Nur die Empörung über diesen Mord an dem von ihnen verehrten Meister und über das Verscharren seiner Leiche im Massengrabe, nur die Aufklärung des gesamten Volkes über dieses Verbrechen können ähnliches Unheil in Gegenwart und Zukunft verhüten und geben das Recht, die unsterblichen Werke des Ermordeten zu genießen.

Mathilde Ludendorff.

2. Der kleine Mozart im Elternhause

Um die Spuren von den Verbrechern an dem Leben Mozarts, die auch sein Verscharren im Massengrabe angeordnet haben, abzulenken, erdreistet man sich neuerdings in der Presse, die Witwe Mozarts, Konstanze, zu beschuldigen, als habe sie an solcher Art des Verbrecherbegräbnisses der Loge die Schuld. Da ist es denn Zeit, darauf hinzuweisen, mit welcher Sorgfalt und innigen Bewunderung sie gemeinsam mit ihrem zweiten Manne, Georg Nikolaus v. Nissen, der Mozart aus tiefster Seele verehrte, der für dessen Kinder wie ein eigener Vater sorgte, sein Lebensbild und seine Leistung in dem Werke, dessen Titel auf nächster Seite folgt, festzuhalten getrachtet hat.

Dieses Buch umfaßt tausend Druckseiten. Es wurde seinerzeit nur einem kleinen Kreise überreicht und ist heute schwer zugänglich geworden. So kann ich denn von Glück sagen, daß es mir vorliegt und den Gebern hierfür herzlich danken. Ich nehme diese Zeugnisse der nächsten Angehörigen und Mozarts selbst als Unterlage dieses Büchleins, wähle freilich nur einen Teil des Inhaltes aus, stelle ihn dem Buche getreu zeitlich zueinander in dem einzigen Bestreben, weiten Kreisen des Deutschen Volkes ein leicht faßliches und nicht allzu umfangreiches Wortgleichnis des großen Tonkünstlers zu geben und auch einige Betrachtungen daran zu knüpfen. Unbekümmert bleibe ich natürlich hierbei darum, ob in ausführlichen anderen Mo-

Biographie
W. A. Mozart's.

Nach Originalbriefen, Sammlungen alles über ihn Geschriebenen, mit vielen neuen Beylagen, Steindrücken, Musikblättern und einem *Fac-simile.*

Von

Georg Nikolaus von Nissen,

Königl. Dänischem wirklichen Etatsrath und Ritter vom Dannebrog-Orden etc. etc.

Nach dessen Tode herausgegeben

von

Constanze, Wittwe von Nissen,

früher Wittwe Mozart.

Mit einem Vorworte vom *Dr. Feuerstein* in Pirna.

Leipzig, 1828.

Gedruckt und in Commission bey Breitkopf und Härtel.

zartbiographien gar manche Teile des von mir ausgewählten Stoffes schon erwähnt sind.[1])

Leopold Mozart, der Vater von W. A. Mozart, war Vizekapellmeister und Violinist an der fürsterzbischöflichen Kapelle zu Salzburg, und wurde mit seiner Frau, Anna Bertlina, wegen besonderer Schönheit gerühmt. Er war in seinem Beruf tüchtig, hat eine ganze Reihe von Kompositionen, ferner eine sehr anerkannte Violinschule hinterlassen. Von sieben Kindern blieben nur zwei am Leben, ein Mädchen und ein Knabe, Wolfgang G. Amadeus. Er war fünf Jahre jünger als seine Schwester und ist 1756 am 27. Januar geboren. Es sollte für Mozarts Kindheit von großer aber auch ernster Bedeutung sein, daß der Vater, sobald er die starke musikalische Begabung seiner Kinder entdeckte, seine eigenen Unterrichtsstunden und sein Komponieren aufgab, mit denen er sein Einkommen ergänzen mußte, sich voll auf die Ausbildung der beiden Kinder warf, — um in einem ganz unfaßlichen Ausmaße die Begabung der Kinder nicht nur auszubilden, nein auch zu mißbrauchen. Durch Reisen durch die Länder Europas suchte er ihnen den Ruhm der Wunderkinder zu verschaffen. Die Kinder mußten durch ihre Kunst die Reise- und Unterhaltskosten verdienen. Um zu bedenken, was es heißt, daß das hochbegabte Kind Wolfgang schon im Alter von fünf Jahren an den Höfen vorgezeigt wurde, in Konzerten seine Leistungen immer wieder darbieten mußte, und so auf das Grausamste im zartesten Kindesalter vorzeitig aus dem Kinderparadiese vertrieben werden sollte, wollen wir hören, was uns die

[1]) Bei den wörtlichen Anführungen habe ich im folgenden die Worte und Sätze, die in dem Buche Nissens in anderer Druckschrift als der übrige Text gesetzt sind, nicht hervorgehoben. M. L.

Biographie von der Wesensart dieses Kindes mitteilt (Seite 14):

„Der Sohn war damals drey Jahre alt, als der Vater seine siebenjährige Tochter auf dem Claviere zu unterweisen anfing. Der Knabe zeigte schon da sein außerordentliches Talent. Er unterhielt sich oft lange beym Clavier mit Zusammensuchen und Anschlagen der Terzen, und war entzückt, wenn es ihm glückte, ein harmonisches Intervall zu treffen. Als vierjähriger Knabe behielt er immer die brillantesten Solostellen der Concerte im Gedächtnisse. Im vierten Jahre seines Alters fing sein Vater gleichsam zum Scherze spielend an, ihm einige Menuetts und andere Stücke zu lehren. Zu einer Menuett brauchte er eine halbe Stunde, zu einem größeren Stück eine Stunde, um es zu lernen, und es dann mit der vollkommensten Nettigkeit und mit dem festesten Takte zu spielen. Von nun an machte er solche Fortschritte, daß er in seinem fünften Jahre schon kleine Stücke componirte, die er seinem Vater vorspielte und von diesem zu Papier bringen ließ. . ."

Seite 16: „Vor der Zeit, ehe er Musik kannte, war er, seinem lebhaften Temperamente nach, für jede Kinderey, wenn sie nur mit einigem Witze gewürzt war, so empfänglich, daß er darüber Essen und Trinken und alles Andere vergessen konnte. Überall zeigte sich ein liebendes, zärtliches, lebhaftes Gefühl in ihm, so daß er die Personen, die sich mit ihm abgaben, oft zehnmal an einem Tage fragte, ob sie ihn lieb hätten? und wenn man es ihm im Scherze verneinte, sogleich die hellen Thränen im Auge zeigte. Aber von der Zeit an, wo er mit der Musik bekannt wurde, verlor er allen Geschmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerstreuungen der Kind-

heit, und wenn ihm ja noch diese Zeitvertreibe gefallen sollten, so mußten sie mit Musik begleitet seyn. Wenn z. B. er und ein gewisser Freund vom Hause, der sich viel mit ihm abgab, Spielzeug aus einem Zimmer in's andere trugen, mußte allemal derjenige von beyden, der leer ging, einen Marsch dazu singen, oder auf der Geige spielen. Sein Tonsinn behielt nun die Oberherrschaft. . ."

Noch als Wolfgang vom Vater an die Fürstenhöfe gebracht ward, um seine Künste vorzuführen, zeigte er seine zarte und liebreiche Wesensart. (Seite 34):

„Ungeachtet er täglich neue Beweise von dem Erstaunen und der Bewunderung der Menschen über seine großen Anlagen und seine Geschicklichkeit erhielt, so machten ihn diese durchaus nicht selbstsüchtig, stolz oder eigensinnig, sondern er war ein überaus folgsames und gefälliges Kind. — Mozart hatte eine so zärtliche Liebe zu seinen Eltern, besonders zu seinem Vater, daß er eine Melodie componirte, die er täglich vor dem Schlafengehen sang, wozu ihn sein Vater auf einen Sessel stellen und immer die Secunde dazu singen mußte. Wenn diese Feyerlichkeit vorbey war, welche keinen Tag unterlassen werden durfte, küßte er dem Vater noch ein Mal mit innigster Zärtlichkeit die Nasenspitze und sagte oft: wenn der Vater alt wäre, würde er ihn in einer Kapsel, vorn mit einem Glase, vor aller Luft bewahren, um ihn immer bey sich und in Ehren zu halten. Auch während des Singens küßte er bisweilen die Nasenspitze des Vaters, und legte sich dann mit voller Zufriedenheit und Ruhe zu Bette. Dieses trieb er bis in sein zehntes Jahr. Die Worte waren ohngefähr: oragna figata fa marina gamina fa. Eine Redensart, die er häufig brauchte, war die: Nach Gott kömmt gleich der

Papa. Wahrscheinlich war dies nicht allein Ausdruck von Liebe, sondern auch von Bewunderung, weil er wußte, daß der kluge Vater für Alles Rath schaffte. — Niemals bezeigte er sich unzufrieden über einen Befehl seines Vaters, und wenn er sich gleich den ganzen Tag hindurch hatte hören lassen müssen, so spielte er doch noch Jedem ohne Unwillen vor, sobald es sein Vater wollte. Nie hat er sinnliche Strafen verdient. Jeden Wink seiner Eltern verstand und befolgte er, und er trieb die Anhänglichkeit an sie so weit, daß er sich nicht einmal getrauete, ohne Erlaubnis derselben auch nur das Geringste zu essen oder anzunehmen, wenn ihm Jemand etwas bot. — Auch war er für seinen zarten Körperbau vielleicht zu fleißig. Man mußte ihn oft mit Ernst von dem Clavier treiben. Diese Vergessenheit seiner selbst blieb ihm bis an sein Ende eigen. Täglich spielte und phantasirte er am Fortepiano, weßhalb man hier behaupten kann, daß das Genie seinen Gegenstand immer allmächtig mit ganzer Seele umfaßte."

Ganz so haben wir uns das gemütstiefe, innige, zart empfindende Kind gedacht, in dessen Seele von Anbeginn an jene verklärte Heiterkeit sang, die nichts mit Flachheit zu tun hat. Ganz so muß die Seele eines Kindes sein, das in späteren Jahren alle die Werke schuf, die in jeder Seelenstimmung Wohlklang sind, die nichts als Wohlklang diesem Leben entnehmen können und wollen. Wie selbstverständlich hätte es doch den Eltern sein müssen, diesem zarten, empfindsamen, innigen Kinde das traute Heim für seine Jugend zu erhalten, es nicht hineinzuzerren in das Leben Erwachsener und somit nur zu oft aus seiner klangreichen Träumerei herauszuzerren. Zehnmal am Tage fragt Wolfgang den kleinen Kreis der Menschen, die mit ihm leben, ob sie ihn auch lieb

haben, und bricht in Tränen aus, wenn er ein Nein hört. Sein Kinderspiel, ja sogar das Ordnen der Spielsachen will er begleitet sehen von Klängen der Musik, und seinen Eltern bringt er tiefe und innige Verehrung entgegen. Den Tag beschließt er damit, daß er ihnen dies in einem kleinen Lied zum Ausdruck bringt. Bei dem allen aber ist er kindhaft fröhlich, ohne jede Eitelkeit auf sein außergewöhnliches Können.

Ja, seine hohe Begabung zeigt sich schon im Elternhaus als Kraft, die auf sich selbst steht, und die sich in der Stille entfaltet. Doch es eilt dem Vater, die Wunderkinder der Öffentlichkeit zu zeigen. Gesetze für Seelenschutz der Kinder gab es damals ebensowenig wie heute und so beginnt denn schon, als der Knabe erst 5 Jahre, das Schwesterchen 11 Jahre ist, die Fahrt zu den Fürstenhöfen. Wie wird dies auf Wolfgang Amadeus wirken? Wird die geniale Schaffenskraft auch in so ungesunden, widernatürlichen Verhältnissen sich rein und erhaben erhalten?

3. Mozart als „Wunderkind" an den Höfen Europas

Der Vater Mozarts glaubte es mit bestem Gewissen verantworten zu können, sein 11 Jahre altes, für Musik begabtes Töchterlein und Wolfgang Amadeus im 6. Lebensjahr, statt sie nur gediegen in dem Fach ihrer Begabung auszubilden, ihnen im übrigen aber ihr stilles Heim zu lassen, damit sie ihre Kindheit wie andere Kinder nicht geraubt bekämen, zur Schau zu stellen. Er bildete sie beide für seinen großen Plan aus, sie möglichst frühzeitig der staunenden Mitwelt zu zeigen, leider, nicht unähnlich den Wunderkindern auf Jahrmärkten, ihnen zuzumuten, sich immer wieder neuen Fremden vorführen zu lassen, ganz unbekümmert darum, ob sie nun wenigstens musikliebend und musikverständig genug waren, um zu wissen, daß hier wahrhaft göttliche Begabung zu der hohen und heiligen Kunst der Musik in außerordentlich hohem Grade vorlag. Wem diese Worte zu hart klingen, der möge die Briefe von Leopold Mozart, dem Vater W. A. Mozarts, durchlesen, die so viele Einzelheiten der Reisen nach München, Passau, Wien, wieder nach München und Wien, Olmütz, Brünn, Stuttgart, Bruchsal, Schwetzingen, Paris, London, Haag, Paris, Mailand, Florenz, Rom, Neapel u. s. w. enthalten, möge sehen, welcher Art Leben Mozart in seinem zartesten Alter führen mußte, möge bedenken, mit welchen Strapazen und welchen Gesundheitgefahren für Kinder diese Reise in

der damaligen Zeit verbunden war, möge lesen, wie diese Kinder, statt sich nachts wie andere die Wänglein rot zu schlafen und Kräfte für ihr Wachstum zu sammeln, bis tief in die Nacht konzertierten, Gesellschaften, Bälle, Opern besuchten, wie sie von einer Festlichkeit zur anderen geführt wurden, um immer wieder aufs neue bewundert, von Fürstinnen geküßt, gehätschelt, mit unsinnigen Geschenken überladen zu werden. Er möge lesen, mit welcher Begeisterung der Vater über jede fürstliche Auszeichnung schreibt, mit welcher Ausführlichkeit er die goldenen Uhren, Ringe, die Tabatieren, Degen usw. usw. beschreibt, die den Kindern geschenkt wurden. Ja, dieser Vater hat nicht die leiseste Ahnung davon, daß der Fürst im Reiche der Töne, sein mit so köstlicher Begabung gesegnetes Kind, es nicht verdient hat, als allerhöchste Ehrung stundenlang neben dem Platz der Königinnen oder Kaiserinnen zu stehen, um zuzusehen, wie sie essen und des Angesprochenwerdens und anderer Auszeichnungen zu harren! So berichtet er stolz aus Paris von der Neujahrsnacht 1763/64, als Wolfgang 7 Jahre und 11 Monate alt war (Seite 52):

„Das Außerordentlichste schien denen Herren Franzosen, daß au grand couvert, welches am Neuen Jahrestage Nachts war, nicht nur uns allen bis an die königliche Tafel hin mußte Platz gemacht werden; sondern daß mein Herr Wolfgangus immer neben der Königin zu stehen, mit ihr beständig zu sprechen und sie zu unterhalten, ihr öfters die Hände zu küssen, und die Speisen, so sie ihm von der Tafel gab, neben ihr zu verzehren die Gnade hatte."

Das Kind hatte also die Gnade, so die Nacht zu verbringen, statt sich gesund und frisch zu schlafen. Wie wenig ahnte die-

ser Vater, daß sein Sohn eine andere Bedeutung für alle Zukunft hatte als die Fürstlichkeiten, um deren Huld er sich im Auftrage seines Vaters zu bemühen hatte, um, — nun um vor allen Dingen, wie dies immer wieder aus den Briefen hervorgeht, Geld zu verdienen, oder Geld sich schenken zu lassen, das eine Weiterreise oder den weiteren Aufenthalt möglich machen sollte. Denn beides ist teuer und muß von den Konzerten der Kinder, von den Kompositionen des Sohnes bestritten werden, sofern nicht Leopold Mozart den ersehnten Erfolg hat, nach längerem oder kürzerem Harren ein Geschenk von Dukaten von den einzelnen Fürstlichkeiten zu erhalten. Er meinte sicher, es könne das alles seinen Kindern gar nichts schaden, im Gegenteil, er bildet sich ein, ihnen sehr zu nützen. Bringen die Reisen der Gefahren in Fülle, so weiß er Abhilfe dafür in der Anordnung zahlloser Messen, die er für der Kinder Wohl bei dem „heiligen Kindel von Loretto" und anderen Heiligen lesen läßt!

Ehe wir uns über die Gefahren, die Mozart drohten, im einzelnen noch etwas klarer werden, und uns dann auch der Kraft seiner Genialität freuen, die ihnen nicht erliegt, hören wir zunächst, welche Fortschritte in seiner Kunst und seinem Können den frühzeitigen Aufbruch des Vaters zu seinen Reisen an die Fürstenhöfe mit seinen beiden Wunderkindern veranlaßt haben. Wir lesen auf Seite 17 ff.:

„Er war in diesen Jahren" (als vier- und fünfjähriger Knabe) „überaus gelehrig und er begriff zu gleicher Zeit auch andere Wissenschaften; so machte ihn der mit dem Ton- und Farbensinne so innig verbundene Zahlensinn in der Folge zu einem der geübtesten Rechenmeister, welcher Wissenschaft er sich eine Zeit lang mit demselben umfassenden Eifer wie der

Tonkunst widmete, so daß er darüber alles Andere, selbst die Musik, auf einige Zeit zu vergessen schien. Als er z. B. rechnen lernte, waren Tisch, Sessel, Wände, ja sogar der Fußboden von ihm mit Kreide voll Ziffern geschrieben. Er war im Ganzen voll Feuer, und hing jedem Gegenstande leicht an; er würde daher in Gefahr gewesen seyn, auf schädliche Abwege zu gerathen, wenn ihn nicht seine treffliche Erziehung dafür geschützt hätte. Aber bald war es wiederum die Musik, von der seine Seele voll war, und mit der er sich unablässig beschäftigte. Mit Riesenschritten ging er darin vorwärts, so daß selbst sein Vater, der doch täglich um ihn war und jede Stufe der Fortbildung bemerken konnte, oft davon überrascht und darüber, wie über ein Wunder, in Erstaunen gesetzt wurde. — Ja, wunderbar waren seine Anlagen, und die Entwickelung und Äußerung seines Genie's schritt den größten Erwartungen vor. In der That war die außerordentliche Fertigkeit, die er auf dem Claviere besaß, und die tiefe Einsicht in die Kunst, in einem Alter, wo Kinder sonst noch gewöhnlich keinen Kunsttrieb äußern, erstaunend und über alle Vorstellung. Was man ihn lehren wollte, davon schien sein Geist dunkle Ahnungen gehabt zu haben, die zur völligen Deutlichkeit nur einer Erinnerung bedurften.

Unser Mozart hatte als Knabe noch keine Kenntnisse der Composition, gleichwohl verfiel er auf den Gedanken, ein Clavierconcert zu componiren. Konnte er auch kein wirkliches Kunstproduct liefern, so zeigte er doch einen kindischen Versuch für das, was er werde leisten können, wenn seinem Talente die Regeln der Kunst zu Hülfe kämen. Er strich aus, wischte und kleckste so lange an dem Machwerke, bis er glaubte, es vollendet zu haben. Als sein Vater aus der Kirche mit

einem Freunde nach Hause zurück kam, trafen sie den kleinen Wolfgang mit der Feder beschäftigt an. ‚Was machst du denn da?‘ fragte ihn sein Vater. Wolfgang: ‚Ein Concert für das Clavier; der erste Theil ist bald fertig.‘ Vater: ‚Laß sehen, das muß was Sauberes seyn.‘ Wolfgang: ‚Nein, es ist noch nicht fertig.‘ Der Vater nahm es ihm weg und zeigte seinem Freunde dieß Geschreibsel, das man vor Kleckſen kaum lesen konnte, indem es größtentheils auf ausgewischte Dintenflecke hingeschrieben war; denn der Kleine hatte allemal mit der Feder bis auf den Grund des Dintenfasses getaucht, und so mußte denn der Feder immer ein Fleck entfallen, den er dann mit der flachen Hand wieder auswischte und immer wieder darauf fortschrieb. Beyde Freunde lachten anfangs über diesen Galimathias von Noten. Als aber der Vater die Composition selbst mit Aufmerksamkeit betrachtete, blieb sein Blick lange starr auf das Blatt geheftet, bis endlich helle Thränen, Thränen der Bewunderung und der Freude, seinen Augen entfielen. Es waren nämlich Gedanken darin bemerkbar, die weit über seine Jahre gingen. ‚Sehen Sie, Freund,‘ sagte er mit Rührung und Lächeln, ‚wie Alles richtig und nach der Regel gesetzt ist; nur kann man es nicht brauchen, weil es so außerordentlich schwer ist, daß es kein Mensch zu spielen im Stande wäre.‘ — ‚Dafür,‘ fiel der kleine Wolfgang ein, ‚ist es auch ein Concert; man muß so lange exerciren, bis man es herausbringt. Sehen Sie, so muß es gehen.‘ Er fing nun an zu spielen, konnte aber auch nur so viel herausbringen, daß man sah, welches seine Ideen gewesen waren. Denn er hatte sich damals den Begriff gebildet, daß Concert spielen und Mirakel wirken einerley seyn müsse; darum war sein Aufsatz von zwar größtentheils richtigen, aber so schwer zusammen-

gesetzten Noten, daß es selbst jedem Meister unmöglich war, sie zu spielen. Übrigens war das Concert mit Trompeten und Pauken und Allem, was sich blasen und geigen läßt, besetzt.

Zu dieser Zeit hatte es der Knabe in der Musik schon so weit gebracht, daß der Vater ohne Bedenken auch das Ausland zum Zeugen der außerordentlichen Talente seines Sohnes machen konnte."

Noch ehe Wolfgang Amadeus sein sechstes Lebensjahr vollendet hatte, also in einem Alter, in dem andere Kinder, die von ihren Eltern nicht der Öffentlichkeit vorgeführt werden, sich noch im Spiele tummeln, reiste Leopold Mozart mit seinen Kindern nach München. Im September desselben Jahres aber nach Wien. Die Erfolge, die er überall sehr rasch zu verzeichnen hat, schreiben sich nur zum kleinen Teil auf seine Zugehörigkeit zur Freimaurerloge zurück, in der ja seinerzeit viel Hochadel und höchste katholische Geistlichkeit waren. Es sind die wahrhaft unglaubhaften Leistungen des frühentwickelten Kindes Wolfgang, die überall dessen Ruhm rasch verbreiten, ein Ruhm, der noch ergänzt wird durch die Erfolge seiner elfjährigen Schwester. Da hören wir, daß der Vater immer weiter greift in seinen Zielen, daß der Ruhm in Deutschland ihm gar nicht mehr genügt, und auch Frankreich, England, Holland in drei Jahren die Familie Mozart in ununterbrochener gesellschaftlicher Verpflichtung, Konzertieren, Gefeiertwerden und den Sohn nun auch schon sehr häufig bei dem Komponieren sehen. Spielt er mit seinen kleinen Kinderhänden zunächst mit erstaunlicher Fertigkeit Klavier, so hat er sich nach der ersten Wiener Reise sehr rasch die Beherrschung der Geige selbst gelehrt und spielt bei seinen Auslandsreisen stehend die Orgel zur Verwunderung aller. Wir

könnten uns gewiß damit trösten, daß ihn die immerwährende Anregung auf dem Gebiete seiner Begabung rasch gefördert hat, wenn wir nicht zu unserem Entsetzen lesen müßten, in welcher Weise der große Künstler dazu mißbraucht wurde, um vor flachen Menschen Kunststücke vorzuführen. Am Kaiserhof in Wien und drei Jahre später noch bei einem Einzelvorspiel vor Daines Barrington fordert man ihn auf, Klavier zu spielen, obwohl man ein Tuch über die Tastatur legt! Dann wieder läßt man ihn mit einem Finger allein spielen. Was soll das heißen bei einem so hochbegabten, genialen Kinde, wo bleibt die Ehrfurcht vor der heiligen Kunst? Liest man die Briefe des Vaters nacheinander, so erschrickt man über die stete Wiederkehr von derlei Forderungen an das Kind. Andere Aufgaben fördern wenigstens sein Können. Man gibt ihm eine Arie und er setzt sich sofort hin, zunächst in den jüngsten Jahren eine Klavierbegleitung, sehr bald darauf aber schon eine Orchesterbegleitung dazu zu komponieren. Man gibt ihm einige Takte, über die er sofort, vor Zeugen, eine Fuge ausarbeitet, man läßt ihn über einzelne Gefühle eine Komposition machen. Gewiß hat ihn das geübt, aber ist es nicht grauenvoller Mißbrauch, dies nun Jahre hindurch im zarten Kindesalter immer wieder vor anderen Menschen von ihm zu erwarten? Es ist wahrlich nicht das Verdienst dieser Eltern, daß Mozart all diesen Gefahren standhielt, es ist das Verdienst seiner ungewöhnlich starken Begabung und seiner reinen Seele.

Daß der Knabe bei seiner unregelmäßigen Lebensweise, den vielen halbdurchwachten Nächten körperlich nicht so gedeihen, vor allem wachsen kann wie ein anderes, das freilich konnte auch seine starke Begabung nicht verhindern. Denn selbst

wenn er nicht auf Hoffestlichkeiten, Konzerten, oder in der Oper war, war seine Schaffenskraft schon so angeregt, daß er oft nachts aufstand und die Komposition, die ihm in der Seele klang, spielte. Sein Wachstum setzte denn auch, wie bei Kindern, denen man Heimarbeit im Übermaß abnötigt, fast völlig aus. Der Freund Baron von Grimm, der die Familie Mozart in Paris einführte und betreute, teilt mit, daß Mozart in den 18 Monaten, in denen er in London und Haag war, beinahe nicht gewachsen ist, und während des langen Aufenthaltes in Italien berichtet sein Vater der Mutter zunächst nur, daß er „etwas" gewachsen ist. So furchtbar das klingt, können wir noch nicht einmal annehmen, daß dies dem Vater so unlieb war. Denn wir lesen nicht zu unserer Überraschung, wohl aber sehr entsetzt, dessen Worte auf Seite 136, als er nach der Europareise seinen zweiten Aufenthalt mit den Kindern in Wien nahm, in seinem Briefe vom 11. Mai 1768:

„Es ist im Gegenteile dieses dasjenige, was mir eine Erlaubnis zur Reise nach Italien erleichtert: Eine Reise, die, wenn man alle Umstände in Erwägung zieht, nicht mehr kann verschoben werden. . . Oder sollte ich vielleicht in Salzburg sitzen, in leerer Hoffnung nach einem besseren Glücke seufzen, den Wolfgangerl groß werden und mich und meine Kinder bei der Nase herumführen lassen, bis ich zu Jahren komme, die mich, eine Reise zu machen, verhindern, und bis der Wolfgangerl in die Jahre und den Wachstum kömmt, die seinen Verdiensten die Bewunderung entziehen?"

Also, der Vater nutzt die Jahre aus, in der das Kind noch bewundert werden kann „weil es noch nicht in den Wachstum kömmt"! Es graust uns vor solcher Art Vaterliebe, wobei wir ganz besonders betonen, daß die Reise nach Italien und

der Aufenthalt dort die einzigen sind, die einen gewissen Adel über sich tragen, weil Wolfgang hier für seine Kunst wirklich sehr viel lernen sollte und konnte und die Dukatenfrage hier die allergeringste Rolle spielte. Ja, bei der Reise nach Italien hat es sich wirklich um eine Studienreise gehandelt, auf welcher zwar auch die Konzerte und Kompositionen des Künstlers dazu dienen sollten und mußten, um die Aufenthaltkosten für den Vater und Sohn allein aufzubringen, aber die Pflege der Kunst war hier Hauptsache. Es ist die einzige Reise, bei der Mozart auch ausreichend mit hochbegabten Musikern zusammenkommen konnte und seltener seine Kunst vor gänzlich flachen Menschen, die sich nur die Zeit vertreiben wollten, preisgeben mußte. Er war auch damals wenigstens schon im dreizehnten Jahr und somit auch der anderen großen Schädigung, der Krankheitgefahr, auf die wir nun zu sprechen kommen werden, nicht so ausgesetzt.

Ja, Krankheitgefahr herrschte! Allen „heiligen Messen" zum Trotz, die Leopold Mozart für seine Kinder lesen ließ, war Mozart doch vier Male nahe daran, als Kind den Krankheiten zu erliegen, denen er bei den geringen Schutzmaßnahmen vor ansteckenden Krankheiten jener Zeit, ebenso wie seine Schwester, durch die Reisen ausgesetzt war. Kann zwar der Vater sehr oft wiederholen (Seite 42):

„Gott gibt uns die Gnade, daß wir gesund sind und allerorts bewundert werden,"

so muß er doch viermal von ernster Krankheit berichten. Wir lesen auf Seite 26 vom 30. Oktober 1762 aus Wien, als also Wolfgang sechseinhalb Jahre alt war:

„Den 21. waren wir abends um sieben Uhr abermals bey der Kaiserin. Woferl war schon nicht recht wie sonst. Später

zeigte es sich, daß der Woferl eine Art Scharlachausschlag hatte. Die Herrschaften hatten nicht nur die Gnade sich täglich um die Umstände des Buben erkundigen zu lassen, sondern sie empfahlen ihn auf das eifrigste dem Arzte. . . Jetzt nähert sich die Krankheit sehr dem Ende. Indessen ist sie mir gering gerechnet, fünfzig Dukaten Schade. Ich bitte, daß drei heilige Messen zu Loretto bey dem heiligen Kindel und drei ditto in Bergl bei dem hl. Franz de Paula gelesen werden mögen."

Nachdem also Leopold Mozart den „Schaden" betont hat, den ihm die Krankheit gebracht hat, bedauert er am 6. November ausdrücklich, daß sich die Herrschaften nur nach Wolfgang erkundigt haben, ihm Glück gewünscht, aber keine Geschenke gegeben haben und er sagt:

„Wäre er" (der kranke Wolfgang) „nicht schon bald 14 Tage zuhause gewesen, so würde es nicht ohne Geschenke abgegangen seyn. Jetzt müssen wir sehen, daß die Sache wieder in ihren Gang kommt, der rechtschaffen gut war."

Also 14 Tage hat Wolfgang Zeit, um eine Scharlacherkrankung zu überstehen, dann muß er schon wieder Konzerte geben! Aber zum großen Leidwesen des Vaters kommt „die Sache nicht so schnell in Gang", weil der Adel Ansteckung fürchtet; so muß er noch am 24. November schreiben (S. 28):

„ — — — Wir müssen mit Geduld abwarten, unsere Sachen in den guten alten Gang bringen zu können. Es fürchtet sich nämlich die hiesige Noblesse sehr vor Blattern und allen Gattungen des Ausschlags. Folglich hat uns die Krankheit des Buben fast vier Wochen zurückgeschlagen."

Die zweite Erkrankung, von der wir hören, war im Februar 1764 in Paris. Am 22. Februar schreibt der Vater (S. 58):

„Ich bitte vier heilige Messen zu Maria Plain und eine heilige Messe bei dem heiligen Kindel zu Loretto, so bald es seyn kann, lesen zu lassen. Wir haben sie wegen meines lieben Wolfgangs und der Nannerl, die beide krank waren, versprochen. Ich hoffe, die anderen heiligen Messen zu Loretto werden allezeit fortgelesen werden, solange wir aus sind, wie ich gebeten habe. . . . Wir haben gut angebauet; nun hoffen wir auch eine gute Ernte. Man muß alles nehmen, wie es kömmt. Ich würde wenigstens 12 Louisd'or mehr haben, wenn meine Kinder nicht einige Tage das Haus hätten hüten müssen. Ich danke Gott, daß ihnen besser ist. – Mr. d'Hebert, Tresorier de menu plaisir du Roi, hat dem Wolfgang fünfzig Louisd'or und eine goldene Dose vom Könige eingehändigt."

Obwohl also der kranke Wolfgang 50 Louisd'or außer der goldenen Dose vom König bekommen hat, kann er nicht ausruhen. Der Vater berichtet am 4. März, also zehn Tage danach, schon wieder von der Vorbereitung eines Konzertes, das am 10. März stattfinden und 75 Louisd'or eintragen soll.

Die dritte schwere Krankheit trägt der Künstler in Holland davon. Beide Kinder lagen in Haag im Jahre 1765, also in Wolfgangs neuntem Lebensjahr, hart am Tode. In dem Buche heißt es:

„Im Haag lagen beyde Kinder so hart darnieder, daß man ihren Tod fürchtete. Da Wolfgang das Bett nicht verlassen konnte, so mußte man ihm ein Bret auf der Decke einrichten, um darauf schreiben zu können; und wenn gleich die Finger der Feder den Dienst versagten, so ließ er sich doch nicht vom Spielen und Schreiben abhalten."

Die Schwester Nannerl erkrankte zuerst. Sie hatte die



LEOPOLD MOZART, Pere de MARIANNE MOZART, Virtuose âgée de onze ans
et de J. G. WOLFGANG MOZART Compositeur et Maître de Musique
âgé de sept ans.

Der 7jährige Mozart spielt 1763
vor Ludwig XV. in Frankreich

Stich von Delafosse nach einem Aquarell von de Carmontelle 1764



Mozart 14 Jahre alt

Stich von Sichling nach dem Gemälde von Cignaroli 1770

Sterbesakramente schon empfangen. Einen Monat später trifft es Wolfgang schwer, so daß der Vater am 12. Dezember schreiben muß (S. 106):

„Nun hat auch unser lieber Wolfgang einen fürchterlichen Strauß ausgestanden: Er hatte ein hitziges Fieber, welches ihn mehrere Wochen sehr elend machte."

Auf Seite 107 hören wir:

„Erst nach vier Monaten erholten sich beide Kinder wieder", dennoch aber berichtet der Vater, daß schon in der Fastenzeit dieses Jahres, also doch noch lange vor der Erholung Wolfgangs, die Kinder zwei Konzerte gaben! Am 15. November 1766 berichtet der Vater von einer neuerlichen Erkrankung aus München (S. 119):

„Aber ich muß sehen, ob die Umstände meines Sohnes, der wieder krank geworden, es erlauben werden."

Weit ernster war die Krankheit, die Wolfgang und seine Schwester auf der nächsten Reise traf. Seite 121 schreibt v. Nissen:

„Den 11. September 1767 trat die ganze Familie die Reise nach Wien an. Kaum aber dort angekommen, wurde sie durch die in Wien grassirenden Blattern veranlaßt nach Ollmütz zu gehen, wo beyde Kinder diese Krankheit auch bekamen. In Ollmütz, wo der Knabe an den Blattern so krank war, daß er neun Tage blind lag und mehrere Wochen nach seiner Genesung die Augen sehr schonen mußte, wurde ihm die Zeit lang."

Durch alle diese Erfahrungen ernstester Art wird der Vater keineswegs veranlaßt, von seinen Reisen mit den Kindern lieber Abstand zu nehmen; wohl aber hören wir, daß der 13jährige Sohn auf der späteren Reise nach Italien so vor-

sichtig „wie ein Erwachsener" geworden ist. Er verweigert z. B. lieber die Speisen völlig, als daß er etwas ißt, von dessen Güte er nicht überzeugt sein kann.

Wir sehen, das Schicksal wird von dem Vater etwas reichlich kühn herausgefordert, und wenn wir diese körperlichen Gefahren noch zu den genannten seelischen zählen, so können wir nicht in die übliche Begeisterung über die „sorgsame" Erziehung, die Mozart genossen hat, einstimmen!

Äußerlich betrachtet scheint denn auch Mozart um seine Kindheit betrogen. Lesen wir die Briefe, die er als sechs-, acht- und neunjähriger Knabe den Gräfinnen und der Königin von England schreibt, wenn er seine Kompositionen diesen Gönnerinnen widmet, so erschrecken wir über ihren altklugen Inhalt. Sie scheinen aber zum Glück aus der Feder des Vaters zu stammen. Wir geben von solchen Briefen nur ein Beispiel, und zwar in der Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche (Seite 76/77/78):

„Sechs Sonaten zum Clavicordium,
auch zu spielen in Begleitung von Geige oder Querflöte,
ergebenst gewidmet Ihrer Majestät
Charlotte, Königin von Groß-Britannien.
Komponiert von J. G. Wolfgang Mozart, im Alter von acht Jahren.
Opus III. London.

An die Königin.

Majestät!

Voll Stolz und hocherfreut war ich, Euch ein ehrerbietiges Geschenk darbringen zu dürfen. So vollendete ich diese Sonaten, um sie Euerer Majestät zu Füßen zu legen. Ich ge-

stehe, ich war trunken vor Eitelkeit und über mich selbst entzückt, als ich neben mir den Genius der Musik bemerkte.

‚Du bist wohl sehr stolz,‘ sprach er zu mir, ‚in einem Alter schreiben zu können, wo die andern noch buchstabieren lernen.‘

‚Ich, stolz über dein Werk?‘ antwortete ich ihm. ‚Nein, ich habe andere Beweggründe für meinen Stolz. Erkenne den Günstling der Königin jener glückhaften Inseln. Du behauptest, fern geboren vom höchsten Rang, der sie auszeichnet, hätten ihre Talente sie berühmt gemacht: nun sitzt sie auf dem Thron, ehrt und beschützt sie. Erlaubt sie dir, daß du ihr eine Gabe darbringest, so bist du auf Ruhm begierig und wirst es so gut machen, daß die ganze Welt es weiß; in mehr philosophischer Art will ich meinen Stolz dem Spinett allein anvertrauen, das dabei etwas beredter wird. Das ist alles.‘

‚Und diese Beredtsamkeit bringt Sonaten hervor!... Ist es denn sicher, daß ich jemals einen Sonatenmacher inspiriert habe?‘

Diese Äußerung reizte mich. Pfui, Vater, sagte ich ihm, du sprichst diesen Morgen wie ein Pedant ... Wenn die Königin geruht mich anzuhören, verlaß’ ich mich auf dich und werde erhaben; fern von ihr schwindet der Reiz, ihr hehres Bild gibt mir noch einige Gedanken ein, die die Kunst weiterführt und vollendet... Aber, geb’ Gott mir Leben, und ich werde ihr eines Tages ein Geschenk anbieten, das ihrer sowie deiner würdig ist; denn mit deiner Hilfe werde ich den Ruhm all der großen Männer meines Vaterlandes erreichen, werde unsterblich werden wie Händel und Hasse und mein Name wird so berühmt wie der Bachs sein.

Schallendes Gelächter störte meine edle Zuversicht. Euere Majestät urteile über die Geduld, die ich brauche, um mit

einem so wunderlichen Wesen zu leben!... Wollte es nicht auch, daß ich es wagen soll, Euerer Majestät jenes Übermaß an Güte vorzuwerfen, auf das mein Stolz und Ruhm beruht? Ich, Majestät, Euch einen Fehler vorwerfen! Den schönen Fehler! Euere Majestät wird sich ihr Leben lang nicht darum bessern.

Man sagt, man müsse den Genies alles vergeben; ich schulde dem meinigen das Glück, Euch zu gefallen, und verzeihe ihm seine Launen. Madame geruhe, meine bescheidenen Geschenke anzunehmen. Ihr wart allezeit bestimmt über ein freies Volk zu herrschen: die Kinder des Genies sind es nicht weniger als das britische Volk, vor allem frei in ihren Huldigungen, gefallen sie sich darin, Eueren Thron zu umgeben. Euere Tugenden, Euere Talente und Euere Wohltaten werden mir in der Erinnerung stets gegenwärtig sein; wo ich auch immer leben mag, ich werde mich als Untertan Euerer Majestät betrachten.

Mit der größten Hochachtung

verbleibe ich,

Majestät,

Ihr ergebenster und gehorsamster kleiner Diener

J. G. W. Mozart.

Zu London,
am 18. Januar 1765."

Wir teilen nicht die Freude, daß diese Widmung recht einträglich war; uns mißfällt auch dieser Brief sehr! Leopold Mozart schreibt Seite 76:

„Die Königin hat unserm Wolfgang für die Dedication der Sonaten 50 Guineen geschenkt. Und doch werde ich nicht so viel Geld hier gewonnen haben als es Anfangs das Aus-

sehen hatte. — Ich bitte, drey heilige Messen lesen zu lassen, eine zu Loretto bey dem heiligen Kindel, eine bey den Franziscanern auf dem Hochaltare und eine im Nonnberge."

Die starke geniale Begabung Wolfgang Amadeus Mozarts trotzte allen diesen Fährnissen und wir haben erfreuliche Beweise dafür, daß er sich seine Kindhaftigkeit und seine Unverdorbenheit zu retten wußte. Blicken wir noch einmal auf das schon erwähnte, für die Kinder denkbar ungesunde und in jeder Hinsicht abträgliche Leben, bei dem uns nur die Anregung Wolfgangs auf seinem Gebiete der Begabung freuen kann. Diese ist aber ein seltenes Ereignis und eigentlich erst auf der Reise nach Italien zu Worte gekommen. Meist müssen seine Schwester und er ihre Kunst und Können wie Kunststücke vor Menschen darbieten, die sich die Langeweile durch dieses Wunder eines so begabten kleinen Kindes vertreiben wollen. Ununterbrochene Häufungen von Bewunderung, Huldigungen, Auszeichnungen aller Art von seiten „der Großen der Welt", ein Überschütten der Kinder mit vergötternden Gedichten, mit Luxusgegenständen oder Geld als Geschenken, das ist ihr Leben. Nur ein Beispiel aus den fast gleichlautenden Berichten des Vaters möge hier gegeben werden. Er schreibt in seinem Briefe vom 17. Oktober 1763 aus Brüssel (Seite 44):

„Der Prinz Karl hat mir selbst gesagt, daß er meine Kinder hören will. Aber es hat das Ansehen, das nichts daraus wird. Der Prinz hat manche andere Liebhaberey und das Ende kömmt heraus, daß es ihm an Gelde fehlt. Indessen darf ich weder abreisen, noch öffentliches Concert geben, sondern muß den Entschluß des Prinzen abwarten. Da wird's um die Bezahlung meiner Zeche und Reisekosten nach Paris,

zu welcher letztern ich 200 fl. brauchen werde, schlecht aussehen. Meine Kinder haben zwar verschiedene kostbare Geschenke bekommen, die ich aber nicht zu Gelde machen will. Z. B. Wolfgang zwey magnifique Degen, von welchen der eine von dem Erzbischof von Mecheln, Grafen Frankenberg, der zweyte von dem General Grafen Ferraris. Das Mädel hat niederländische Spitzen vom Erzbischof, von Anderen Saloppen, Mäntel u. dergl. erhalten. Von Tabatieren, Etuis usw. könnten wir bald eine Boutique errichten. Schon in Salzburg liegt eine Schachtel, die unsere peruanischen Kostbarkeiten und Schätze enthält."

Wenn diese zwei Kinder so natürlich blieben, wie es aus einigen Bemerkungen hervorgeht, so müssen sie beide ein sehr inniges Verhältnis zur Musik gehabt haben, was ja bei Wolfgang aus seinen ungewöhnlichen Werken und Leistungen in der Kindheit an sich schon bezeugt wird. Er ließ die Auszeichnungen, ja, die in jener Zeit üblichen Zärtlichkeiten von seiten wildfremder Menschen über sich ergehen, die der Vater immer mit einer gewissen Genugtuung und Freude berichtet. Aus Koblenz, am 21. September 1763, schreibt er mit besonderer Betonung, wie sehr der Hochadel sie achtet und beachtet. (Seite 44):

„Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen melde, daß wir, seit wir von Salzburg weg sind, schon 1068 fl. ausgegeben haben? Doch diese Ausgaben haben Andere bezahlt. Übrigens müssen wir, zur Erhaltung unserer Gesundheit und zu meines Hofes Reputation, noblement reisen. Dagegen haben wir auch keinen Umgang, als mit dem Adel und disdinguirten Personen, und empfangen ausnehmende Höflichkeiten und Achtung. —"

Hier sehen wir, wie der Sohn eines Buchbinders, Leopold Mozart, in dem die göttliche Kraft nicht wie in seinem Kinde erwacht war, den Sprung über die Klassen der Gesellschaft, den er der Begabung seiner Kinder und der Schaustellung derselben verdankt, nicht recht vertragen hat! In um so größerer seelischen Gefahr standen aber die Kinder selbst.

Leopold Mozart ist stolz auf die schwärmerische Zärtlichkeit, die Fürstinnen seinem Knaben bezeugen und berichtet am 17. Oktober 1763 aus Brüssel (Seite 44):

„In Aachen war zwar die Prinzessin Amalie, des Königs von Preußen Schwester, allein sie hat kein Geld. Wenn die Küsse, die sie meinen Kindern, zumal dem Meister Wolfgang, gegeben hat, Louisd'ors waren, so hätten wir froh seyn können. Aber weder der Wirt noch die Postmeister lassen sich mit Küssen abfertigen. Ihr Zureden, nicht nach Paris, sondern nach Berlin zu gehen, konnte mich unmöglich bestimmen."

Die Küsse an sich, selbst wenn sie von merkwürdigen Menschen ausgehen, sind dem Vater also nicht weiter unlieb, nur möchte er sie von Dukaten ergänzt sehen. So ist es auch nicht ihm, sondern der Madame Pompadour, der sattsam berüchtigten Maitresse des französischen Königs selbst zu danken, daß sie sich nicht rühmen konnte, die Lippen dieses reinen Kindes und unsterblichen Künstlers geküßt zu haben! Erinnert sich doch Wolfgangs Schwester (Seite 48/49):

„Daß die Pompadour ihren Bruder auf einen Tisch stellen ließ, daß er sich gegen sie hinüber neigte, um sie zu küssen, was sie aber abwehrte, und er darauf unwillig fragte: ‚Wer ist die da, daß sie mich nicht küssen will? Hat mich doch die Kaiserin geküßt'."

Trotz all diesen Unfuges sehen wir des Kindes Seele rein

und kindhaft bleiben. Er läßt sich seinen Frohsinn nicht abstumpfen. So heißt es im Brief Leopold Mozarts an den Kaufmann Hagenauer vom 3. Oktober 1762 (Seite 21):

„Die Kinder sind lustig und überall wie zu Hause. Der Bube ist mit allen Leuten, besonders mit Offizieren, so vertraulich, als wenn er sie schon seine ganze Lebenszeit hindurch gekannt hätte. Meine Kinder seyn übrigens alle in Verwunderung, sonderheitlich der Bube."

Mit gleicher Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit verhält sich Wolfgang im sechsten Lebensjahr am Kaiserlichen Hofe in Österreich. In dem Briefe Leopold Mozarts aus Wien vom 16. Oktober 1762 erzählt er (Seite 24):

„Der Woferl ist der Kaiserin auf den Schooß gesprungen, hat sie um den Hals genommen und rechtschaffen abgeküßt. Wir sind von 3 bis 6 Uhr bey ihr gewesen, und der Kaiser kam selbst in das zweyte Zimmer hinaus, mich hinein zu holen, um die Infantin auf der Violine spielen zu hören. Gestern, als am Theresien-Tage, schickte die Kaiserin uns durch den geheimen Zahlmeister, der in Gala vor unsere Wohnung gefahren kam, zwey Kleider, eins für den Buben, eins für das Mädel. Der geheime Zahlmeister wird sie immer nach Hofe abholen. Heute Nachmittag müssen sie zu den zwey jüngsten Erzherzögen, dann zu dem genannten Grafen Palffy. Gestern sind wir bei dem Grafen Kauniz und vorgestern bey der Gräfin Kinsky und dem Grafen Udefeld gewesen."

Auf Seite 30 erzählt Leopold Mozart am 29. Dezember aus Wien ein Vorkommnis, das für die Zukunft eine große Bedeutung hatte und uns gleichzeitig die durchaus kindhafte und unbekümmerte Haltung Wolfgangs am Hofe bekundet. Ich habe in meinem Buche „Der ungesühnte Frevel an

Luther, Lessing, Mozart und Schiller" nachgewiesen, daß Mozarts Mitgefühl mit der durch Hinrichtung bedrohten gefangenen Maria Antoinette in Paris es gewesen ist, das ihn bewog, in der Oper „Die Zauberflöte" die Verpflichtung dem Freimaurerorden gegenüber, in den er auf Rat des Vaters eingetreten war, über die Ordensgeheimnisse zu schweigen, durchbrochen hatte, um dem Schicksal die rechte Antwort zu geben. Wir erfahren nun, daß Mozart Maria Antoinette und Paris aus seiner frühesten Kindheit selbst gut kannte und deshalb wohl doppelt stark unter den Bildern der Gefangenschaft und der drohenden Hinrichtung gestanden hatte. Die Begebenheit, die uns hiervon berichtet, steht auf S. 30:

„Als der Knabe einst bey der Kaiserin war, führten ihn zwey der Erzherzoginnen, unter welchen die nachmalige unglückliche Königin von Frankreich, Antoinette, war, herum. Er fiel auf den, ihm ungewohnten, geglätteten Fußboden. Die eine der Prinzessinnen machte sich nichts daraus; die andere, Marie Antoinette, hob ihn auf und that ihm gütig. Er sagte zu ihr: ‚Sie sind brav; ich will Sie heirathen.' Sie erzählte das der Mutter, und als diese den Wolfgang fragte, wie ihm dieser Entschluß käme, antwortete er: ‚Aus Dankbarkeit; sie war gut gegen mich, während ihre Schwester sich um nichts bekümmerte'."

Obwohl Wolfgang im zarten Kindesalter das Leben eines gefeierten Erwachsenen an den verschiedenen Höfen und in der Öffentlichkeit dauernd führt, erhält er sich in den nächsten Jahren diese kindhafte Art. Der Engländer Daines Barrington, dem er sich in seinen Künsten in London vorführen muß, damit er ihm ein Zeugnis ausstellt, da sowohl die Leistungen als auch das jugendliche Alter in manchen Kreisen

angezweifelt wurden, erzählt am 28. November 1769 der Königlichen Gesellschaft (im 60. Band für das Jahr 1770 veröffentlicht) (Seite 98):

„Doch war sein Ansehen sehr kinderhaft, und ebenso auch trugen all seine Handlungen das Gepräge dieses Lebensalters. Zum Beispiele: während er mir vorspielte, kam seine Lieblingskatze herein, worauf er sogleich sein Clavier verließ, auch konnten wir ihn eine gute Zeit hindurch nicht wieder zurückbringen. Zuweilen ritt er auch auf einem Stocke zwischen den Beinen im Zimmer herum."

Wesentlicher als von dieser Art natürlicher Unbekümmertheit und Kindhaftigkeit bei einem Jungen, der Erwachsene im Spiel kritisieren muß, der schon komponiert und seine Sonaten den ihm huldigenden gekrönten Häuptern widmet, zu hören ist uns, mit welch warmer, inniger Seele er in all dem Trubel und unter stets neuen fremden Menschen seiner Heimat und den Gestalten, die seine erste Kindheit umgaben, zugetan bleibt. Er hat in dieser großen Welt Heimweh, und sein Vater erzählt am 20. August 1763 in seinem Briefe aus Frankfurt (Seite 43):

„Einmal auf der Reise fing der Wolfgangerl bey dem Erwachen an zu weinen. Ich fragte um die Ursache. Er antwortete: es wäre ihm so leid, die Herren Hagenauer, Wenzl, Spitzeder, Reibl, Leitgeb, Vogt, Cajetan, Nazerl und andere Freunde nicht zu sehen."

Der Vater erkennt hieraus keineswegs die Widernatur, ein Kind mit so inniger, liebegewohnter und liebesehnender Seele wie diesen kleinen Wolfgang von einem Ort zum anderen unter wildfremde Menschen zu bringen, die ihn begaffen, bestaunen, und mit ihren gesteigerten Zärtlichkeiten ihm die

liebe natürliche Freundschaft der Kindheitumgebung ersetzen sollen! Wie sehr aber das Heimweh nach Salzburg an dem Kinde dauernd zehrt, und wie wenig sich daran ändert, zeigt uns der Brief Leopold Mozarts vom 28. Mai 1764 aus London, als das Kind also acht Jahre war. Dieser Brief gibt gleichzeitig einen Einblick in die Leistung Mozarts in jener Zeit, auf die wir noch gesondert einen Blick werfen wollen. Aber nichts zeigt besser die Innigkeit des Heimwehs des Kindes, als ein Erinnern an alle Ablenkung und die reiche Tätigkeit, in der sich dasselbe wach erhalten hat (Seite 68 ff.):

„Wir haben die meiste Bagage bey dem Banquier Hummel in Paris gelassen, z. B. alle Tabatieren, zwei Uhren und andere kostbare Sachen. Mr. Grimm, unser geschworener Freund, der Alles in Paris für uns gethan hat, hat zum Abschiede über alle seine Gutthaten noch der Nannerl eine goldene Uhr und dem Wolfgangerl ein Confect-Obstmesser, dessen Heft von Perlmutter in Gold gefaßt ist und das eine Klinge von Gold, eine von Silber hat, verehrt ... Den 19ten May haben wir abermals Abends von 6 bis 10 Uhr bey den Majestäten zugebracht, wo Niemand als die zwey Prinzen, der Bruder des Königs und der Bruder der Königin zugegen waren. Bey dem Austritte aus dem Zimmer wurden mir abermals 24 Guineen gereicht. Nun werden wir ein sogenanntes Benefiz am 5ten Juny haben. Es ist jetzt eigentlich keine Zeit mehr, Concerte zu geben, und man kann sich nicht viel versprechen, da die Unkosten sich auf 40 Guineen belaufen. Basta! Es wird schon gut werden, wenn wir nur mit der Hilfe Gottes gesund bleiben, und wenn Gott nur unsern unüberwindlichen Wolfgang gesund erhält. Der König hat ihm nicht nur Stücke von Wagenseil, sondern auch von Bach,

Abel und Händel vorgelegt: Alles hat er prima vista weggespielt. Er hat auf des Königs Orgel so gespielt, daß Alle sein Orgelspiel weit höher als sein Clavierspiel schätzen. Dann hat er der Königin eine Arie, die sie sang, und einem Flüttraversisten ein Solo accompagnirt. Endlich hat er die Violonstimme der Händelschen Arien, die von ungefähr da lagen, hergenommen und über den glatten Baß die schönste Melodie gespielt, so daß Alles in das äußerste Erstaunen gerieth. Mit einem Worte: das, was er gewußt hat, als wir Salzburg verließen, ist ein purer Schatten gegen das, was er jetzt weiß. Es übersteigt alle Einbildungskraft. Er empfiehlt sich Ihnen vom Claviere aus, wo er eben sitzt und Bach's Trio durchspielt; es vergeht kein Tag, wo er nicht wenigstens dreyssig Mal von Salzburg und seinen und unseren Freunden und Gönnern spricht. Er hat jetzt immer eine Oper im Kopfe, die er von lauter jungen Salzburgern aufführen lassen will. Ich habe ihm oft alle jungen Leute zusammenzählen müssen, die er zum Orchester aufschreibt."

Dreißigmal am Tage denkt das Kind trotz allen Trubels, trotz seiner ununterbrochenen Tätigkeit, trotz aller Festlichkeiten und Ablenkungen an Salzburg und seine Freunde. Aber auch das Schicksal der einzelnen Salzburger verfolgt er mit innigem Anteil. Am 27. November 1764 schreibt Leopold Mozart aus London (Seite 73):

„Als ich aus Ihrem Briefe die Standesveränderung Ihres Sohnes (er war geistlich geworden) vorlas, weinte der Wolfgang. Auf Befragen, warum, antwortete er: es wäre ihm leid, weil er glaubte, daß er ihn nun nicht mehr sehen würde. Wir belehrten ihn eines Anderen, und er erinnerte sich, daß Ihr Sohn ihm oft Fliegen gefangen, die Orgel aufgezogen

und die Polzel-Windbüchse gebracht hatte; sobald er nach Salzburg zurück komme, wolle er nach St. Peter gehen und sich von ihm eine Fliege fangen lassen, und dann müsse er mit ihm Pölzel schießen."

Ebenso warmen Anteil nimmt er auch sechs Jahre später in Italien an dem Unglücksfall eines Herrn v. Aman. Er weint untröstlich, als er von dem Unfall hört, freut sich innig über die Besserung und schreibt am 24. März 1770 an seine Schwester (Seite 184):

„O Du Fleißige Du ... Alle Posttage, wenn die Deutschen Briefe kommen, schmeckt mir das Essen und Trinken viel besser. Ich bitte, schreibe mir, wer bei den Oratorien singt, schreib mir auch, wie der Titel von den Oratorien heißt. Schreibe mir auch, wie Dir die Haydn'schen Menuette gefallen, ob sie besser als die erstern sind. Daß Herr v. Aman wieder gesund ist, freut mich von Grund meines Herzens: ich bitte Dich, sage ihm, er soll sich wohl in Obacht nehmen: er soll keine starke Commotion machen. Sage es ihm, ich bitte Dich."

Eine solche herzwarme Verbundenheit mit den Freunden aus seiner Frühkindheit, ehe er noch als Wunderkind durch die Welt zog, gibt dem empfindsamen, warmherzigen Wolfgang den genügenden seelischen Abstand von allen Bewunderern in der Fremde, sofern sie nicht durch eigenes, starkes Musikerleben seelisch zu ihm gehören. Ja, er beschränkt sich mit warmem Anteil nur auf alle Kunstkenner und wahrhafte Kunstfreunde, doch mit seinem Anteil an der Kunst selbst keineswegs auf die Musik. Wir lesen auf Seite 121 aus dem Jahre 1767:

„Schon früher hing Wolfgang mit inniger Zärtlichkeit an

jeder Art von Kunst. Jeder Compositeur, Maler, Kupferstecher, den die Familie auf ihren Reisen kennen lernte, hatte ihm von seiner Arbeit ein Andenken geben müssen, welches er sorgfältig aufbewahrte."

Trifft er irgendwo einen für Musik begabten Menschen, so hat seine innige Anhänglichkeit etwas wahrhaft Rührendes. Wie warm verehrt er Pater Martini, den er bei der ersten Italienreise in Bologna kennen gelernt hat. Trifft er aber das Seltene, einen ebenso früh entwickelten Musiker, so betrachtet er ihn nicht etwa mit Sorge als seinen „Konkurrenten", nein, sein inniges Glück und seine zärtliche Freundschaft beseelen ihn ganz. So hören wir seinen Vater aus Rom am 21. April 1770 erzählen (Seite 194/95):

„In Florenz fanden wir einen jungen Engländer, welcher ein Schüler des berühmten Nardini ist. Dieser Knabe, welcher wunderschön spielt, und in Wolfgangs Größe und Alter ist, kam in das Haus der gelehrten Poetin Sign. Corilla, wo wir uns auf Empfehlung des Mr. Laugier befanden. Diese zwey Knaben producirten sich wechselweise den ganzen Abend unter beständigen Umarmungen. Den anderen Tag ließ der kleine Engländer, ein allerliebster Knabe, seine Violine zu uns bringen und spielte den ganzen Nachmittag. Wolfgang accompagnirte ihm auf der Violine. Den Tag darauf speisten wir bey Mr. Gaoard, Administrator der Großherzoglichen Finanzen, und die zwey Knaben spielten den ganzen Nachmittag wechselweise, nicht als Knaben, sondern als Männer. Der kleine Tommaso begleitete uns nach Hause, und weinte die bittersten Thränen, weil wir den Tag darauf abreisen sollten. Da er aber vernahm, daß unsere Abreise erst auf den Mittag festgesetzt sey, so kam er morgens um 9 Uhr, und gab

dem Wolfgang unter vielen Umarmungen folgende Poesie, die die Sign. Corilla den Abend vorher hatte machen müssen, und dann begleitete er unseren Wagen bis zum Stadtthore. Ich wünschte, daß Du diese Scene gesehen hättest."

Wir sehen, eine starke Wahlkraft gegenüber der Umwelt, wie ich sie in meinem Buche „Das Gottlied der Völker" den Kulturschöpfern schon in früher Kindheit zugesprochen habe, war auch in Wolfgang wach. Das Reich der Musik hielt ihn tags und selbst manche Nacht völlig in seinen Gefilden. Die fremde Welt ließ er nur dann nahe an sich heran, wenn die Einzelnen selbst auch Eingang in dieses Reich fanden.

Doch auch der Schutz aller Kinder, den ich in meinem Buch „Des Kindes Seele und der Eltern Amt" besonders in dem Abschnitt „Im Zauberreich der Phantasie" geschildert habe, waltet in seiner Seele. Dafür haben wir ein gar liebes Zeugnis in der Mitteilung seiner Schwester (Seite 102) aus den Jahren 1764/65:

„Da die Reisen (erzählt seine Schwester), die wir machten, ihn in so manche verschiedene Länder führten, so sann er, während wir von einem Orte zum anderen zogen, sich ein Königreich aus, welches er, ich weiß nicht mehr warum, das Königreich Rücken, nannte. Dieses Reich und dessen Einwohner wurden mit Allem begabt, was sie zu guten und fröhlichen Kindern machen konnte. Er war der König des Reichs. Und diese Idee haftete so in ihm und wurde von ihm soweit verfolgt, daß unser Bedienter, der ein wenig zeichnen konnte, eine Carte davon machen mußte, wozu er ihm die Namen der Städte, Märkte und Dörfer dictirte."

Nun sind wir ausgesöhnter mit dem Schicksal des kleinen Wolfgang. Das furchtbare Unrecht seines Vaters, Mißbrauch

mit seiner frühentwickelten und starken Begabung zu treiben, seine Kinderseele in so erhöhte Gefahren zu bringen, wie seine körperliche Gesundheit, konnte bei ihm nicht das gleiche Unheil anrichten, wie bei so vielen, matter begabten und weniger seelenwarmen und von der Phantasie weniger behüteten Wunderkindern. Seine Warmherzigkeit, die starke Wahlkraft seiner Genialität und die treue Hüterin aller Kinderseelen, die Einbildungkraft (Phantasie) umgaben ihn mit schirmenden Hüllen, deren er so sehr bedurfte. Die vollkommene Welt seiner Kunst und die kindhafte von ihm ersonnene Welt seines Königreiches guter und fröhlicher Kinder nahm seine Seele auf und ferner rückte die wirkliche Umwelt.

Weit wesentlicher noch als diese erfreulichen Tatsachen ist uns der Beweis, daß er die Heiligkeit seiner Begabung, daß er den feierlichen Ernst des göttlichen Gleichnisses, das seine unsterblichen Werke der Nachwelt schenken sollten, von früh an in sich trägt. Ist er schon von seinem Vater dazu preisgegeben, auch den verständnislosesten Menschen Kunststückchen vorzuspielen, um sie in die gleiche Verfassung zu bringen wie vor Hexenmeistern und Zauberern, so trifft er selbst die Schutzmaßnahmen ganz ebenso ernsthaft, wie wir es von Beethoven hören. Er spielt nur dann ernste Musik, wenn er zum mindesten von der Anwesenheit einer einzigen Menschenseele weiß, die Musik würdigen kann. Ja, so ausgeprägt ist in ihm dieser Entschluß, daß die Biographie von dem Frevel berichten muß, den der Vater beging, um das Wunderkind selbst da vorführen zu können, wo seine Gottnähe ihm das verboten hätte. Wir hören, daß man das Kind hinterging, daß man ihm vorlog, unter den Anwesenden seien wache Ohren, daß man also auch noch diesen zweiten Mißbrauch mit ihm trieb! Wir lesen

in dem Briefe seines Vaters vom 29. Dezember 1762, als das sechsjährige Kind in Wien war (Seite 29):

„...Kaiser Franz sagte unter anderem im Scherze zu dem Sohne: ‚es sey keine Kunst, mit allen Fingern zu spielen; aber nur mit einem Finger und auf einem verdeckten Clavier zu spielen, das würde erst Bewunderung verdienen.‘ Anstatt durch die unerwartete Zumuthung betroffen zu werden, spielte der Kleine sogleich mit einem Finger so nett, als es möglich ist, ließ sich auch die Claviatur bedecken, und spielte dann mit solcher bewunderungswürdigen Fertigkeit, als wenn er es schon lange geübt hätte. Das Lob der Großen machte schon als Kind keinen solchen Eindruck auf ihn, um darauf stolz zu werden. Schon in seinen damaligen Jahren spielte er nichts als Tändeleyen und Tänze, wenn er sich vor Personen mußte hören lassen, die nichts von Musik verstanden. Er zeigte hier schon immer des Künstlers Selbstgefühl und war von Ruhmredigkeit und Verlegenheit gleich weit entfernt. Hingegen war er allezeit ganz Feuer und Aufmerksamkeit, wenn Kenner zugegen waren; deshalb mußte man ihn oft hintergehen und seine vornehmen Zuhörer für Kunstverständige ausgeben. Als sich der sechsjährige Knabe beym Kaiser Franz I. an das Clavier setzte, und er vielleicht merkte, daß er von lauter Hofleuten umgeben wäre, die er nicht für Kenner kannte oder hielt, sagte er zu dem Kaiser: ‚Ist Herr Wagenseil nicht hier? Der soll herkommen; der versteht es.‘ Der Kaiser ließ darauf Wagenseil an seine Stelle ans Klavier treten, zu dem nun der kleine Mozart sagte: ‚Ich spiele ein Concert von Ihnen; Sie müssen mir umwenden.‘“

Aus jenen Tagen erhalten wir das ebenso wichtige Zeugnis seiner reinen, in den Musikfragen unbestechlichen Seele.

Er, der Sechsjährige, denkt nicht an die Folgen und das Ausbleiben von Dukaten, wenn Kaiser Joseph in seiner Gegenwart die Violine spielt, sondern läßt sein ehrliches Urteil hören. Der Kaiser selbst erinnert ihn in späteren Jahren daran, wie unumwunden er sein Mißfallen und seine Zustimmung geäußert hatte (Seite 30):

„Erinnern Sie sich noch der Anekdote mit Wagenseil? und wie ich Violine spielte und Sie unter den Zuhörern im Vorzimmer bald Pfui, das war falsch! bald Bravo riefen?"

Neben diesem Wunsche des Kindes, nur dem Musikerlebenden ernste Musik zu spielen, und seinem ehrlichen unbestechlichen Urteil über das Musizieren und die Kompositionen anderer, ergreift es uns zu sehen, wie klar in ihm die heiligen Gesetze des Kulturschaffens lebten. In meinem Werke „Das Gottlied der Völker" habe ich im ersten Teil „Die Kultur ein Gottlied" der erhabenen, unbedingten Freiheit alles Kulturschaffens einen Abschnitt gewidmet: „Das Gottlied der Kultur ursachlos wie Gott selbst". Wenige Monate nachdem ich dieses Werk geschrieben, lese ich heute, wie der kleine Mozart, im dritten Jahre seiner Weltreisen als Wunderkind, noch nicht von seiner Weigerung, auf Aufforderung hin zu komponieren, abließ, sondern nur komponierte, wenn er selbst hierzu in Stimmung war. Daines Barrington, der ihn in London prüfen sollte, erzählt hierüber (Seite 95):

„Ich hatte gehört, daß ihm oft musikalische Ideen einkämen, die er, selbst mitten in der Nacht, auf seinem Claviere ausführe; ich sagte daher seinem Vater, es würde mich sehr freuen, einige von seinen extemporirten Compositionen zu hören. Der Vater schüttelte den Kopf dabey und sagte, dies hänge gänzlich davon ab, ob er sozusagen musikalische Ein-

gebungen habe, doch möchte ich ihn fragen, ob er bey Laune wäre zu einer solchen Composition. Da ich wußte, daß der kleine Mozart sehr von Manzoli, dem berühmten Sänger, der nach England 1764 kam, geachtet wurde, sagte ich zu dem Knaben, es würde mir angenehm seyn, einen extemporirten Liebes-Gesang zu hören, so wie ihn sein Freund Manzoli in einer Oper etwa gern haben möchte. Der Knabe (der noch immer an seinem Claviere saaß) sah sich ein wenig listig um und fing sogleich fünf oder sechs Zeilen von einem recitirenden Jargon an, passend zu einer Introduction zu einem Liebesgesange. Hierauf spielte er eine Symphonie, welche einer Arie, über das einzige Wort Affetto (Neigung, Liebe) componirt, entsprechen konnte... Da ich fand, daß er bey Laune war und sozusagen Eingebungen hatte, bat ich ihn, einen Gesang der Wuth zu componiren, sowie er für die Singspiel-Bühne geeignet seyn dürfte. Der Knabe sah sich wieder sehr listig um und begann fünf oder sechs Zeilen von einem recitirenden Jargon, der passend zu einem Vorspiel für einen Zorngesang war. Dieses dauerte ungefähr eben solange, als bei dem Liebesgesange und in der Mitte davon hatte er sich zu einer solchen Begeisterung hinauf gearbeitet, daß er seyn Clavier wie ein Besessener schlug und einige Mal in seinem Stuhl sich emporhob. Das Wort, das er zu dieser zweyten extemporirten Composition erwählte, war Perfido."

Zu unserer Freude sehen wir also, Mozart läßt sich nicht zum Komponieren zwingen. Er macht zudem ein „listiges" Gesicht jedesmal ehe er anfängt. Sollte er etwa das Musikverständnis des Engländers nicht allzu hoch eingeschätzt und sich bei diesen Kompositionen sogar etwas lustig gemacht haben? Die Freiheit am Komponieren blieb ihm aber nicht im glei-

chen Grade erhalten. Er liebte seinen Vater viel zu sehr und erfüllte ihm jedwede Bitte. Allmählich spricht denn auch der Vater mehr und mehr davon, daß Mozart dies oder jenes komponieren „müsse". Er verwehrt das nicht und Mozart schlägt es dem Vater nicht ab. So schreibt Leopold Mozart am 13. März 1770 (Seite 181):

„Zu dem Concert, welches gestern im Firmianischen Hause war, hat Wolfg. drey Arien und ein Recitativ mit Violinen componiren müssen. . . Es waren über 150 Personen da vom ersten Adel: die Hauptpersonen waren der Herzog, die Prinzessin und der Kardinal. Zwischen heute und morgen wird auch noch eine andere Sache ausgemacht. Man will nämlich, daß der Wolfg. die erste Oper kommende Weihnachten schreiben soll."

So wird das hochbegabte Kind aus seinem klaren Erkennen der Gesetze des Schaffens mehr und mehr abgedrängt, ohne freilich, wie sein späteres Leben zeigt, sich abbiegen zu lassen. Haben wir ein Recht, uns über die Widerstandskraft des Kindes gegenüber allen Gefahren, die das Wunderkindleben mit sich bringt, zu freuen, so haben wir doch auch Anlaß, zu sehen, daß ihm sehr viel an Entfaltungmöglichkeit der Seele auf anderen Gebieten fast geraubt wird. Ja, auch seine Heiterkeit und seine Scherze in den Briefen der Schwester gegenüber haben etwas Derbes und etwas Krampfhaftes an sich. Sie sind der Ausschlag für die geschraubte tagtägliche Haltung in den Gesellschaften unter lauter Erwachsenen und an den Höfen der gekrönten Häupter. Nichts geschieht, um dieses Kind wenigstens außerhalb der musikalischen Leistungen, die er immer wieder vorführen muß, und denen er sich auch mit Inbrunst im Studium widmet, ein gesundes und kindhaftes

Leben führen zu lassen. Um nur ein Beispiel zu nennen, wähle ich einen Brief aus Mailand vom 17. Februar 1770 (Seite 178), in dem der Vater erzählt:

„Morgen kömmt der Herzog und die Prinzessin von Modena zum Grafen Firmian, um Wolfg. zu hören. Abends werden wir en masque in die Oper in Gala fahren. Nach der Oper wird der Ball seyn, und dann werden wir mit unserem sehr guten Freunde Sign. Don Ferdinando, Haushofmeister des Grafen, nach Hause fahren."

Der dreizehnjährige Wolfgang schreibt einige Tage später am 3. März 1770 an seine Schwester (Seite 180):

„Ich glaube gewiß, wir waren sechs oder sieben Mal in der Oper, und dann in dem feste di ballo, welche, wie zu Wien, nach der Oper anfangen, aber mit dem Unterschied, daß zu Wien in dem Tanzen mehr Ordnung ist."

Um nun zu wissen, wie wenig das Kind auch seinem Wesen nach auf solche Feste gehört, möge die Nachschrift an den obengenannten Brief des Vaters, die Wolfgang an seine Schwester schreibt, auch ihren Platz hier finden (Seite 178):

„Da bin ich auch, da habt's mich: Du Mariandel, mich freut es recht, daß Du so erschrecklich — lustig gewesen bist. Dem Kindsmensch, der Urserl, sage, daß ich immer meyne, ich hätte ihr alle Lieder wieder zurückgestellt; aber allenfalls, ich hätte sie in den wichtigen und hohen Gedanken nach Italien mit mir geschoben, so werde ich nicht ermangeln, wenn ich es finde, es in den Brief hineinzuprägen. Addio, Kinder, lebt's wohl, der Mama küsse ich tausendmal die Hände, und Dir schicke ich hundert Busserln oder Schmazerln auf Dein wunderbares Pferdgesicht."

Die ersten Briefe aus dem Jahre 1774 aus München, die

er im achtzehnten Lebensjahr schrieb, um seine Schwester zu bitten, Grüße an seine junge Liebe in Salzburg zu übermitteln, zeigen, daß alle Entartungen, die an den Höfen Europas da und dort sich auch bis vor die Augen dieses edlen Kindes hindrängten, sicherlich nicht seine Seele wandeln konnten, aber sie zeigen doch auch, daß das zarte, empfindsame Kind von einst wohl dieses Ersterleben verschlossener in sich geborgen hätte, wenn es nicht eben alle die Jahre unter den wechselnden Eindrücken der großen Welt gestanden hätte. In der Nachschrift des Briefes vom 28. Dezember 1774 von Leopold Mozart (Seite 283) heißt es:

„Meine liebste Schwester! Ich bitte Dich, vergiß nicht vor Deiner Abreise Dein Versprechen zu halten, d. i., den bewußten Besuch abzustatten — denn ich habe meine Ursachen. Ich bitte Dich, dort meine Empfehlung auszurichten — aber auf das Nachdrücklichste — und Zärtlichste — und oh — ich darf mich ja nicht so bekümmern, ich kenne ja meine Schwester, die Zärtlichkeit ist ihr ja eigen. Ich weiß gewiß, daß sie ihr Mögliches thun wird, um mir ein Vergnügen zu erweisen, und aus Interesse — ein wenig boshaft! Wir wollen uns in München darüber zanken. Lebe wohl!"

In der Nachschrift zu dem Briefe Leopold Mozarts vom 30. Dezember 1774 lesen wir (Seite 284):

„Ich bitte meine Empfehlung an die Roxelane, und sie wird heute Abend mit dem Sultan den Thee nehmen. An die Jungfrau Mizerl bitte alles Erdenkliche, sie soll an meiner Liebe nicht verzweifeln: sie ist mir beständig in ihrem reizenden Negligee vor Augen. Ich habe viele hübsche Mädel hier gesehen, aber eine solche Schönheit habe ich nicht gefunden. Meine Schwester soll nicht vergessen, die Variationen über den Me-

nuett von Eckart, und meine Variationen über den Menuett von Fischer mitzunehmen. Gestern war ich in der Comödie: sie haben es recht gut gemacht. Meine Empfehlung an alle guten Freunde und Freundinnen. Ich hoffe, Du wirst – Lebe wohl! – Ich hoffe Dich bald in München zu sehen. Der Mama küsse ich die Hände, und damit hat es heute ein Ende. Halte Dich recht warm auf der Reise, ich bitte Dich, sonst kannst Du Deine vierzehn Tage zu Hause sitzen und hinter dem Ofen schwitzen. Wer wird Dich dann beschützen? Ich will mich nicht erhitzen. Jetzt fängt es an zu blitzen. Ich bin wie allezeit etc."

Ganz ohne Einfluß bleibt des Vaters stete Freude an jeder Bewunderung, jedem Ruhm, jedem Beifall ferner auch nicht, ebensowenig sein Zittern und Zagen vor der Aufführung der Opern, die ihn sogar antreibt, seine Frau und die Tochter zu bitten, Vaterunser für das Gelingen zu beten und Messen lesen zu lassen. Es ist bei diesem täglichen und jahrelangen Einflusse von seiten des von ihm so geliebten Vaters keineswegs zu verwundern, daß der Junge aus seiner genialen Überlegenheit über Beifall und Ruhm etwas hinabgedrängt wird in die Sphäre seines Vaters. Auch hierfür sei ein Beispiel gegeben, das aus seiner späteren Reise nach München aus dem Jahr 1775 stammend, die Mutter an dem teilnehmen lassen möchte, was dem Vater das Wichtigste ist (Seite 286):

„München, den 14. Januar 1775. Gott Lob! Meine Oper ist gestern in Scena gegangen, und so gut ausgefallen, daß ich der Mama den Lärmen unmöglich beschreiben kann. Erstens war das ganze Theater so gestrotzt voll, daß viele Leute wieder zurück haben gehen müssen. Nach einer jeden Arie war allezeit ein erschreckliches Getös mit Klatschen, und Viva Mae-

stro-Schreyen. Ihro Durchl. die Churfürstin und die Verwitwete (welche mir vis-à-vis waren) sagten mir auch Bravo. Wie die Oper aus war, so ist unter der Zeit, wo man still ist bis das Ballet anfängt, nichts als geklatscht und Bravo geschrieen worden, bald aufgehört, wieder angefangen, und so fort. Nachdem bin ich mit meinem Papa in ein gewisses Zimmer gegangen, wo der Churfürst und ganze Hof durch muß und habe Ihren Durchlauchten, dem Churfürsten, der Churfürstin und den Hoheiten die Hände geküßt, welche Alle sehr gnädig waren. Heute in aller Frühe schickten Se. Fürstl. Gnaden der Bischof von Chiemsee her, und ließ mir gratuliren, daß die Oper bey Allen so unvergleichlich ausgefallen wäre. Wegen unserer Rückreise wird es so bald nicht werden, und die Mama soll es auch nicht wünschen, denn die Mama weiß, wie wohl das Schnaufen thut. — — — Wir werden noch früh genug zum (hier war ausgestrichen) kommen. Eine rechte und nothwendige Ursache ist, weil am Freytage die Oper abermals gegeben wird, und ich sehr nothwendig bey der Production bin — — sonst würde man sie nicht mehr kennen — — denn es ist gar kurios hier. (Grüße) An Bimberl 1000 Busserln."

Aber all dieses Angleichen des heranwachsenden Kindes an seine Umgebung trifft niemals seinen Wesenskern, raubt ihm nicht den Ernst seines Studiums und Schaffens, macht ihn nicht irre an seinem hohen Ziele und läßt ihm die ernste Kritik der Freunde, die Musik wahrhaft beurteilen können, stets das Ersehnte und das Wesentliche bleiben. Ein schönes Beispiel hierfür ist der Brief, den Mozart am 7. September 1776 an Pater Martini, seinen Freund aus Bologna, schreibt (Seite 290/91/92):

„Salzburg, den 7. September 1776. Die Hochachtung und Ehrerbietung, die ich gegen einen so würdigen Mann hege, veranlaßt mich, Ihnen ungelegen zu seyn und Ihnen ein schwaches Stück meiner Composition zu Ihrer Prüfung zu übersenden. Ich schrieb voriges Jahr zum Carneval eine komische Oper, La finta Giardiniera, zu München. Wenige Tage vor meiner Abreise verlangte der Churfürst, eine contrapunctisch ausgearbeitete Musik meiner Composition zu hören. Ich war daher gezwungen, diese Motette in Eile zu schreiben, und noch eine Abschrift von der Partitur für Se. Durchlaucht zu verfertigen und die Stimmen ausschreiben zu lassen, damit das Stück am nächsten Sonntage während der großen Messe als Offertorium aufgeführt werden könnte. Liebster, theuerster Herr Pater! ich bitte Sie inniglich, mir frey und ohne Rückhalt Ihre Meinung darüber zu sagen. Wir leben ja in dieser Welt, um immer weiter zu kommen, und besonders auch dadurch, daß Einer den Anderen durch seine Ansichten aufklärt, wie überhaupt, so in den Wissenschaften und schönen Künsten immer mehr zu lernen. Wie oft wünsche ich, Ihnen näher zu seyn, um mit Ihnen zu reden und Ihnen meine Ansichten mitzutheilen! Ich lebe in einem Lande, wo die Musik jetzt sehr wenig Glück macht. Aber ungeachtet derer, die uns verlassen haben, besitzen wir doch noch brave Künstler, und besonders gründliche, wissenschaftliche und geschmackvolle Componisten. Was das Theater betrifft, so ist es in Rücksicht der Sänger schlecht bestellt. Wir haben keine Castraten und werden sie auch so leicht nicht haben, da sie gut bezahlt seyn wollen, und die Freygebigkeit unser Fehler nicht ist. Ich beschäftige mich indessen, für die Kammer und Kirche zu schreiben. Hier sind noch andere zwey Contrapunctisten, nämlich die

Herren Michael Haydn und Cajetan Adlgasser. Mein Vater ist Kapellmeister an der Metropolitan-Kirche. So ist mir Gelegenheit verschafft, für diese zu schreiben, so viel ich will. Da übrigens mein Vater diesem Hofe bereits 36 Jahre dient, und weiß, daß der Erzbischof nicht gern alte Leute sehen kann, noch mag, so bekümmert er sich wenig um Musik-Aufführungen, und hat sich auf die Literatur dieser Kunst, als sein Lieblings-Studium, verlegt. Unsere Kirchenmusik ist von der in Italien sehr verschieden, um so mehr, da eine Messe mit Kyrie, Gloria, Credo, der Epistel-Sonate, dem Offertorium oder Motetto, Sanctus und Agnus Dei, auch an den größten Festen, wenn der Fürst selbst die Messe lies't, nicht länger als höchstens drey Viertelstunden dauern darf. Da braucht man für diese Art Composition ein besonderes Studium, und doch muß es eine Messe mit allen Instrumenten seyn, auch mit Kriegstrompeten! So? Ja, theuerster Herr Pater. O wie wohl würde es mir thun, Ihnen recht viel zu erzählen! Ich empfehle mich ergebenst allen philharmonischen Mitgliedern, bitte Sie immer herzlicher um Ihre Gewogenheit, und höre nicht auf, mich zu betrüben, so weit von jenem Manne entfernt zu sein, den ich in der Welt am meisten liebe, hochschätze und verehre, und gegen den ich unveränderlich bin . . ."

Dank des Sieges seiner ernsten Genialität über alle Gefahr, die das Leben des „Wunderkindes" um Mozart türmte, blieb es möglich, daß er bei solcher inneren Einstellung und hohen Begabung die ungeahntesten Fortschritte machte. Wir können aus den reichen Berichten hierüber nur eine kurze Auslese wiedergeben, obwohl die Musiker dieses Gebiet der Lebensgeschichte Mozarts sicher nicht erst aus diesem Buche, sondern aus ausgedehnten Werken von Fach-

leuten schöpfen. Schreiten wir, um diesen Aufstieg zu betrachten, noch einmal zurück zu seinem siebenten Lebensjahr. Es wird uns erzählt (Seite 31 ff):

„Bis jetzt hatte Mozart bloß das Clavier gespielt, und es schien, als wenn man bey der beyspiellosen Fertigkeit, mit welcher er für seine Jahre dieses Instrument behandelte, an einen Knaben keine Forderung, auch andere Instrumente zu spielen, wagen dürfe. Aber der Geist der Harmonieen, der in seiner Seele wohnte, kam allen Erwartungen und allem Unterrichte bey weitem zuvor. Er hatte aus Wien eine kleine Geige mitgebracht, die er dort geschenkt bekommen hatte, und auf der er, wider Wissen des Vaters, Fortschritte gemacht hatte. Kurz darauf, als die Familie wieder nach Salzburg zurückgekehrt war, kam Wenzl, ein geschickter Geiger und ein Anfänger in der Composition, zu dem Vater Mozart und bat sich dessen Erinnerungen über sechs Trio's aus, die er während der Abwesenheit der Mozart'schen Familie gesetzt hatte.

Schachtner, ein zur selbigen Zeit lebender Hof-Trompeter in Salzburg, den der kleine Mozart besonders liebte, war eben gegenwärtig. ‚Der Vater,' so erzählte dieser glaubwürdige Augenzeuge, ‚spielte mit der Viola den Baß, Wenzl die erste Violine, und ich sollte die zweyte spielen. Der kleine Wolfgang bat, daß er doch die zweyte Violine spielen dürfe. Aber der Vater verwies ihm seine kindische Bitte, weil er noch keine Anweisung auf der Violine gehabt hätte und unmöglich etwas Gutes vorbringen könnte. Der Kleine erwiderte: daß, um die zweyte Violine zu spielen, man es ja wohl nicht erst gelernt zu haben brauche; aber sein Vater hieß ihn halb unwillig fortgehen, damit er uns nicht weiter störe. Hierauf fing der Knabe bitterlich zu weinen an und lief mit

seiner kleinen Geige davon. Ich bat, man möchte ihn doch mit mir spielen lassen. Endlich willigte der Vater ein und sagte zu Wolfgang: Nun, so geige mit Herrn Schachtner, aber so stille, daß man Dich nicht hört; sonst mußt Du gleich fort. Wir spielten und der kleine Mozart geigte mit mir. Aber bald bemerkte ich mit Erstaunen, daß ich da ganz übrig sey. Ich legte still meine Geige weg und sah den Vater dazu an, dem bey dieser Scene Thränen der gerührten und bewundernden Zärtlichkeit aus den väterlichen Augen über die Wangen rollten. Wolfgang spielte so alle sechs Trio's mit Präcision und Nettigkeit durch. Nach Endigung derselben wurde er durch unseren Beyfall so kühn, daß er behauptete, auch die erste Violine spielen zu können. Wir machten zum Scherz einen Versuch und mußten herzlich lachen, als er auch diese, wiewohl mit lauter unrechten und unregelmäßigen Applicaturen, spielte; doch aber so, daß er wenigstens nie ganz stecken blieb.'

Von nun an zeigte es sich auch, daß das ganze innere Seyn, die eigentliche Individualität des Knaben, der Musik hingegeben und nur durch sie vorhanden war; denn nur Musik beschäftigte ihn, nur Musik war das Mittel, wodurch die Seele im Körper sich kund that. Auch ist es schon aus dieser Periode höchst bemerkenswerth und giebt uns über den Charakter aller seiner Werke einen so höchst befriedigenden Aufschluß, daß seinem Gehöre jeder Mißklang, ja sogar schon jeder rauhe, falsche, durch Zusammenstimmung nicht gemilderte Ton ihn unwillkürlich auf die Folter spannte. Die Zartheit seines Gehörs muß außerordentlich gewesen seyn! Finden wir die Wirkung von diesem, nur für das Schöne der Kunst empfänglichen, Gemüthe nicht in allen Werken Mozarts wieder? Herrscht nicht, trotz der gewohnten Vollstimmigkeit, in

jedem Takte derselben eine Klarheit, eine Lieblichkeit, die selbst in ihren kühnsten Übergängen und Fortschreitungen auch dem ungebildetsten musikalischen Sinne zur Wollust wird? Bewirkt nicht eben diese klare Verständlichkeit der Mozart'schen Werke, daß sie sämtlich ohne Ausnahme aufgeführt, gesungen und von Jedermann mit gleichem Entzücken genossen werden?"

Über die Leistungen Mozarts gegen Ende seines siebenten Lebensjahres berichtet ein Brief aus Paris an einen Deutschen Fürsten vom 1. Dezember 1763, welcher aus Grimms und Diderot's Korrespondenz 1753—1759 entnommen ist. Er lautet (Seite 46 ff):

„Die ächten Wunder sind zu selten, als daß man nicht gern davon plaudern sollte, wenn man einmal das Glück gehabt hat, so etwas zu sehen. Ein Kapellmeister von Salzburg, Namens Mozart, ist hier so eben mit zwey ganz allerliebsten Kindern eingetroffen. Seine eilfjährige Tochter spielt das Clavier auf eine brillante Manier; mit einer erstaunlichen Präcision führt sie die größten und schwierigsten Stücke aus. Ihr Bruder, der künftigen Februar erst sieben Jahre alt seyn wird, ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß man das, was man mit eigenen Augen sieht und mit eigenen Ohren hört, kaum glauben kann. Es ist dem Kinde nicht nur ein Leichtes, mit der größten Genauigkeit die allerschwersten Stücke auszuführen, und zwar mit Händchen, die kaum die Sexte greifen können; nein, es ist unglaublich, wenn man sieht, wie es eine ganze Stunde hindurch phantasirt und so sich der Begeisterung seines Genie's und einer Fülle entzückender Ideen hingiebt, welche es mit Geschmack und ohne Wirrwarr aufeinander folgen läßt. Der geübteste Kapellmeister kann unmöglich eine so tiefe Kenntnis der Harmonie

und der Modulation haben, welche es auf den wenigst bekannten, aber immer richtigen, Wegen durchzuführen weiß. Es hat eine solche Fertigkeit in der Claviatur, daß, wenn man sie ihm durch eine darüber gelegte Serviette entzieht, es nun auf der Serviette mit derselben Schnelligkeit und Präcision fortspielt. Es ist ihm eine Kleinigkeit, alles, was man ihm vorlegt, zu entziffern; es schreibt und componirt mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit, ohne sich dem Claviere zu nähern und seine Accorde darauf zu suchen. Ich habe ihm eine Menuett aufgesetzt und ihn ersucht, den Baß darunter zu legen; das Kind hat die Feder ergriffen, und ohne sich dem Claviere zu nahen, hat es der Menuett den Baß untergesetzt. Sie können wohl denken, daß es ihm nicht die geringste Mühe kostet, jede Arie, die man ihm vorlegt, zu transponiren und zu spielen, aus welchem Tone man es verlangt. Allein Folgendes, was ich gesehen habe, ist nicht weniger unbegreiflich. Eine Frau fragte ihn letzthin: ob er wohl nach dem Gehör, und ohne sie anzusehen, eine italienische Cavatine, die sie auswendig wußte, begleiten würde. Sie fing an zu singen. Das Kind versucht einen Baß, der nicht nach aller Strenge richtig war, weil es unmöglich ist, die Begleitung eines Gesanges, den man nicht kennt, genau im Voraus anzugeben. Allein, so bald der Gesang zu Ende war, bat er die Dame, von vorn wieder anzufangen, und nun spielte er nicht allein mit der rechten Hand das Ganze, sondern fügte zugleich mit der Linken den Baß ohne die geringste Verlegenheit hinzu; worauf er zehn Mal hintereinander sie ersuchte, von neuem anzufangen, und bey jeder Wiederholung veränderte er den Charakter seiner Begleitung. Er hätte noch zwanzig Mal wiederholen lassen, hätte man ihn nicht gebeten, aufzuhören. Ich sehe es wahrlich

noch kommen, daß dieses Kind mir den Kopf verdreht, höre ich es nur ein einziges Mal, und es macht mir begreiflich, wie schwer es seyn müsse, sich vor Wahnsinn zu bewahren, wenn man Wunder erlebt. Herrn Mozarts Kinder haben die Bewunderung aller derer erregt, die sie gesehen haben. Der Kaiser und die Kaiserin haben sie mit Güte überhäuft. Dieselbe Aufnahme haben sie in München und Mannheim erfahren. Schade, daß man sich hier zu Lande so wenig auf Musik versteht! —"

In Paris komponierte Wolfgang auch jene beiden Sonaten, die er in Kupfer stechen ließ und der zweiten Tochter des Königs, Madame Victoire, und der Gräfin Tessé widmete. Er war damals 8 Jahre alt. Es sind Sonaten für das Klavier mit der Begleitung einer Violine. Am 1. Februar 1764 berichtet sein Vater darüber (Seite 57):

„Stellen Sie sich den Lärm vor, den diese Sonaten in der Welt machen werden, wenn auf'm Titel steht, daß es das Werk eines Kindes von sieben Jahren ist, und wenn man die Unglaubigen herausfordert, eine Probe dießfalls zu unternehmen, wie es bereits geschehen ist, wo er jemanden ein Menuett oder sonst etwas niederschreiben läßt und dann gleich (ohne das Clavier zu berühren) den Baß, und wenn man will auch das zweyte Violino daruntersetzt. Sie werden seinerzeit hören, wie gut diese Sonaten sind; ein Andante ist dabey von einem ganz sonderbaren Goût. Und ich kann Ihnen sagen, daß Gott täglich neue Wunder an diesem Kinde wirkt. Bis wir (wenn Gott will) nach Hause kommen, ist er imstande, Hofdienste zu verrichten. Er accompagnirt wirklich allezeit bey öffentlichen Concerten. Er transponirt sogar prima vista die Arien beim Accompagniren, und allerorten legt man ihm

bald italienische, bald französische Stücke vor, die er vom Blatte spielt."

Wir sehen, der Vater spricht von seinem Kinde und dessen Leistungen mit schlecht verhohlener Eitelkeit und nach der Art, mit der man Zauberkunststücke vormachen läßt. Verfolgt man die Briefe, die er an seine Frau schreibt, im Zusammenhang, so sieht man, wie sehr die Kinder mit den Vorführungen und den Vorbereitungen zu den Konzerten überlastet wurden. Freie Zeit haben sie eigentlich immer nur dann, wenn sie selbst krank sind. Einmal allerdings ist auch eine Pause in den Vorführungen im April 1764 in London, als der Vater bald nach Mozarts ersten, so viel bewunderten Orgelkonzerten plötzlich erkrankt. Mozart benutzt die stillen Tage zum Schaffen. Auf Seite 66 und 67 lesen wir:

„Als der Vater in England todtkrank lag, durfte kein Clavier berührt werden. Um sich zu beschäftigen, componirte das Kind seine erste Symphonie mit allen Instrumenten, besonders mit Trompeten und Pauken. Die Schwester mußte, neben ihm sitzend, abschreiben. Indem er componirte und schrieb, sagte er einmal zu ihr: ‚Erinnere mich, daß ich dem Waldhorne was Rechtes zu thun gebe.' . . . Beyfall konnte den jungen Mozart nicht zum Übermuthe verleiten, vielmehr strebte er immer mehr dem Ziele entgegen, das er zuletzt erreichte. So spielten jetzt beyde Kinder überall Concerte auf zwey Clavieren; auch sang der Sohn Arien mit der größten Empfindung. In Paris sowohl als auch in London legte man dem Sohne verschiedene schwere Stücke von Bach, Händel, Paradies und anderen Meistern vor, die er nicht nur vom Blatte spielte, sondern sie sogleich in dem angemessenen Takte und mit aller Nettigkeit vortrug. Als er beym König spielte,

nahm er eine bloße Baßstimme und spielte eine vortreffliche Melodie darüber. Johann Christian Bach, der Lehrmeister der Königin, nahm den kleinen Mozart auf den Schoß und spielte einige Takte, dann fuhr Mozart fort, und so abwechselnd spielten sie eine ganze Sonate mit einer solchen Präcision, daß jeder, der ihnen nicht zusah, glauben mußte, das Stück würde nur von einem gespielt... Während dieses Aufenthaltes in England und folglich in 8 Jahren seines Alters, componirte er sechs Sonaten, gleichfalls mit Begleitung einer Violine, die er in London stechen ließ und der Königin widmete."

Aus einem Brief, wahrscheinlich von Baron von Grimm geschrieben, der die Fortschritte des Kindes nach der anderthalbjährigen Abwesenheit in London bei seiner Rückkehr nach Paris bewunderte, entnehmen wir folgenden Bericht (Seite 112–114):

„Er ist fast garnicht gewachsen; aber er hat ungeheuere Fortschritte in der Musik gemacht. Er hat schon vor zwey Jahren Sonaten componirt und geschrieben, er hat sechs Sonaten seitdem in London für die Königin von Großbritannien stechen lassen; sechs andere hat er in Holland für die Prinzessin von Nassau-Weilburg herausgegeben, er hat Symphonien für ein großes Orchester componirt, die aufgeführt und mit allgemeinem Beyfall aufgenommen worden sind. Er hat sogar mehrere italienische Arien geschrieben, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß er, noch ehe er zwölf Jahre alt ist, schon eine Oper wird haben auf irgend einem Theater Italiens spielen lassen. Er hatte Manzuoli in London einen ganzen Winter hindurch gehört, und dieses so gut benutzt, daß er, obgleich seine Stimme außerordentlich schwach ist, doch mit

eben soviel Geschmack als Gefühl singt. Aber das Unbegreiflichste ist jene tiefe Kenntnis der Harmonie und ihrer geheimsten Passagen, die er im höchsten Grade besitzt, und wovon der Erbprinz von Braunschweig, der gültigste Richter in dieser Sache, so wie in vielen anderen, gesagt hat, daß viele in ihrer Kunst vollendete Kapellmeister stürben, ohne das gelernt zu haben, was dieser Knabe in einem Alter von neun Jahren leistet. Wir haben ihn anderthalb Stunden lang Stürme mit Musikern aushalten sehen, denen der Schweiß in großen Tropfen von der Stirne rann, und die alle Mühe hatten, sich aus der Sache zu ziehen mit einem Knaben, der den Kampf ohne Ermüdung verließ. Ich habe ihn gesehen, wie er auf der Orgel Organisten, die sich für sehr geschickt hielten, besiegte und zum Schweigen brachte. Bach nahm ihn zuweilen zwischen seine Kniee, und sie spielten so zusammen abwechselnd auf dem nämlichen Claviere zwey Stunden lang in Gegenwart des Königs und der Königin. Hier hat er die nämliche Probe mit Hrn. Raupach bestanden, einem geschickten Tonkünstler, der lange in Petersburg gewesen ist, und mit großer Gewandtheit phantasirt. Man könnte lange sich mit diesem besonderen Phänomen unterhalten. Übrigens ist er eines der liebenswürdigsten Wesen, die man sehen kann: in alles, was er sagt und thut, bringt er Geist und Gefühl, vereint mit der Anmuth und dem holden Wesen seines Alters. Er benimmt sogar durch seine Munterkeit die Furcht, die man hat, daß eine so frühreife Frucht vor der Zeit abfallen möchte."

Nach der Rückkehr nach Salzburg ruht der kleine Mozart nun nicht auf seinen Lorbeeren aus, sondern verwertet die stillere Zeit zu ernstlichster Arbeit. Seite 120/121 lesen wir:

„In Salzburg blieb nun die Mozart'sche Familie mehr

als ein Jahr in Ruhe. Diesen Zeitraum der Muße wendete der junge Künstler auf das höhere Studium der Composition, dessen größte Tiefe er nun bald ergründet hatte. Emmanuel Bach, Hasse, Händel und Eberlin waren seine Männer – ihre Werke sein unablässiges Studium. Dadurch erwarb er sich eine außerordentliche Fertigkeit und Geschwindigkeit der linken Hand. Er studirte fleißig die Werke der strengen alten Componisten und bereitete sich dadurch zu den kolossalen Arbeiten vor, mit denen er in seinem männlichen Alter als der Reformator der Instrumental- und besonders der Theater-Musik so glänzend auftrat. Keineswegs vernachlässigte er die alten italienischen Meister, deren Vorzüge in Rücksicht der Melodie und der Gründlichkeit des Satzes so auffallend gegen die heutigen Italiener abstechen. So schritt er immer näher der Stufe der Vollkommenheit, auf welcher ihn bald darauf die Welt als eine seltene Erscheinung erblickte."

Kaum ist Mozart zwölf Jahre alt, so sehen wir ihn schon wieder mit seinem Vater auf Reisen nach Wien und Olmütz, und kaum von der schweren Blatternerkrankung erholt, ist er schon wieder in voller Tätigkeit. Es wird ihm, dem Kinde, der Auftrag, eine Opera buffa zu schreiben. Da erfährt er nun zum ersten Male, was die Intrigen neidischer Berufsgenossen alles ersinnen und anrichten können. Es geht auf und nieder mit der Hoffnung, daß die Oper zur Aufführung kommt, und mit Enttäuschungen, die ein gewisser Affligio, in dessen Händen die Entscheidung liegt, immer wieder neu bereitet. Es gelingt, die Orchesterspieler und die Sänger gegen Mozart zu verhetzen. Mit einem Male soll es eine Schande sein, unter der Leitung eines Kindes von zwölf Jahren eine Oper aufzuführen. Der Vater hört schließlich

kurz vorher, daß die Verabredung getroffen ist, so schlecht zu singen und zu spielen, daß die Oper ausgepfiffen wird. Da gibt er den Kampf auf, die Oper „La finta semplice“, die den großen Beifall des Dichters Metastasio und des Kapellmeisters Hasse gefunden hatte, wurde nicht aufgeführt. Es wundert uns nicht, daß die Feinde Deutscher Kunst über diese erste, bedeutende Oper: „Die verstellte Einfalt“, des zwölfjährigen Mozart auf das tiefste erschrecken mußten, stellt sie doch ein Werk dar, das sowohl in dem Reichtum an wertvollen Melodien, als auch in der Instrumentierung, ja in dem Formgefühl und in der Durchseelung der Gestalten eines an sich flachen Librettos den späteren Meisterwerken Mozarts sich getrost zur Seite stellen kann. Nicht nur die Italiener, nein, auch die Anhänger Glucks sogar erschraken, und so gelang die gehässige Intrige, die selbst den Kaiser Joseph allmählich etwas bedenklich zu stimmen wußte, einen zwölfjährigen Knaben eine Oper aufführen zu lassen.

Der Staatstheaterintendant Volkner, der allen ungeheueren Schwierigkeiten zum Trotz es im Jahre 1921 unternommen hatte, lediglich von dem Manuskript (!) „Die verstellte Einfalt“ in Karlsruhe zur Aufführung vorzubereiten und die Uraufführung zu leiten, schreibt:

„Das kostbare Werk fand größten Beifall bei Publikum und Presse und mußte oft wiederholt werden. Da das Werk nur handschriftlich geschrieben war und nur in einem Exemplar vorhanden, konnte eine größere Verbreitung desselben leider nicht stattfinden. Erst durch die Übernahme der Oper durch den Serano-Verlag in München und die Drucklegung kann ‚Die verstellte Einfalt‘ endlich der breiten Öffentlichkeit erschlossen werden.

Es handelt sich um ein wirkliches Meisterwerk Mozarts, das, obwohl es sein erstes Bühnenwerk ist, bereits alle schöpferischen musikalischen Vorzüge Mozarts aufweist. Die Partitur enthält eine wunderbare Melodienfülle, eine fast unbegreifliche Reife der Gestaltung und Charakteristik in der musikalischen Ausarbeitung des Stoffes. Alles blüht und singt in dieser bezaubernden Partitur, die von sprudelndem Humor überschäumt, und dabei zugleich in den lyrischen Szenen eine Tiefe der Empfindung zeigt, die bei dem zwölfjährigen Knaben an ein Wunder grenzt. Die Instrumentation ist von kammermusikartiger Klarheit und Schönheit, daß man sie seinen letzten Werken ruhig an die Seite stellen kann."

Mozarts Vater nahm die Partitur der Oper mit nach Salzburg, er gab sie dem Erzbischof von Salzburg, der sie in seinem Privattheater auch von Dilettanten aufführen ließ. Die Partitur aber blieb verschollen, 154 Jahre hindurch. Der auf Ruhm bedachte Vater sorgte, dieser Ausgang des Kampfes in Wien könne dem Sohn abträglich werden. So wurde nicht mehr darüber gesprochen und alle diese Umstände machten es möglich, daß Mozarts erste Oper bis in die jüngste Zeit hinein völlig vergessen blieb. Gegen Ende dieser neuen Wiener Reise komponierte Mozart eine Messe, ein Offertorium und ein Trompetenkonzert für das Parhammerische Waisenhaus, die am Feste der unbefleckten Empfängnis aufgeführt wurden. Mozart dirigierte bei dieser Feier selbst und hat später noch erzählt, wie tief er diese Stunden erlebt hat. Im Jahre 1769 ist der dreizehnjährige Knabe als Konzertmeister in Salzburg tätig. Seite 155 heißt es:

„Das Jahr 1769 brachte Wolfgang mit seinem Vater in Salzburg zu, theils mit dem Studium der italienischen

Sprache und theils mit der Fortsetzung des tieferen Eindringens in die Tiefen der Composition. In demselben Jahre wurde unser Mozart zum Concertmeister bei dem Salzburgischen Hofe ernannt und ist in den Salzburgischen Hofkalendern von den Jahren 1770 bis 1777 als Fürstlicher Concertmeister angeführt."

Die Italienreise vom 12. Dezember 1769 bis Ende März 1771 bedeutete, wie ich schon sagte, die eigentliche Studienreise. Auch von ihr mögen kurze Auszüge über seine Leistungen folgen. Die Mantuaner Zeitung bringt folgende Nachrichten (Seite 170/71):

„Den 16ten d. M. hielt man auf dem Schauplatze der königl. Akademie die gewöhnliche philharmonische Akademie, um bey der Durchreise des unvergleichlichen Knaben W. A. Mozart Gelegenheit zu haben, das wundersame Talent und die außerordentliche meisterliche Geschicktheit in der Tonkunst, welche er in seinem Alter von 13 Jahren besitzt, von dieser ganzen Stadt bewundern zu lassen. Sowohl für die Sänger als für die klingenden Instrumente in so vielen concertirenden und obligaten Stimmen, als man nur will, gleich den besten Meistern zu schreiben, ist ihm eine so leichte und geringe Sache, daß er es ebenmäßig auch auf dem Clavier zu spielen weiß. Eben diesen Abend, in Gegenwart aller hohen politischen, militärischen und geistlichen Standespersonen, dann der Bürgerschaft und einer auserlesenen Versammlung der akademischen Liebhaber und Professoren, spielte er nebst zwey Symphonieen von seiner Composition, wovon die eine die Akademie eröffnete und die andere dieselbe beschloß, Concerte, Sonaten, und diese mit den schönsten Variationen, wovon er auch eine Sonata in verschiedenen Tonarten wieder-

holte. Er sang prima vista eine Arie, welche aus lauter von ihm niemals gehörten Versen bestand, mit richtigem Accompagnement. Von dem Orchester-Directeur wurden ihm zwey Gedanken auf der Violine angegeben, worüber er gleich zwey Sonaten, eine nach der anderen componirte, und selbe sehr artig in der Secund-Stimme mitmachte. Es wurde ihm eine Violin-Stimme von einer Symphonie vorgelegt, wozu er auf der Stelle die andern Stimmen componirte. Was aber noch am meisten bewundert wird, ist, daß er zur nämlichen Zeit eine Fuge über ein ganz einfaches Thema, welches man ihm vorlegte, componirte, diese in eine meisterhaft harmonische Verbindung brachte und sie wieder so leicht auflös'te, daß Alle von der Akademie darüber erstaunen mußten. Alles dieses producirte er auf dem Claviere. Endlich spielte er ein Trio von einem sehr berühmten Meister nur auf der Violine allein unvergleichlich."

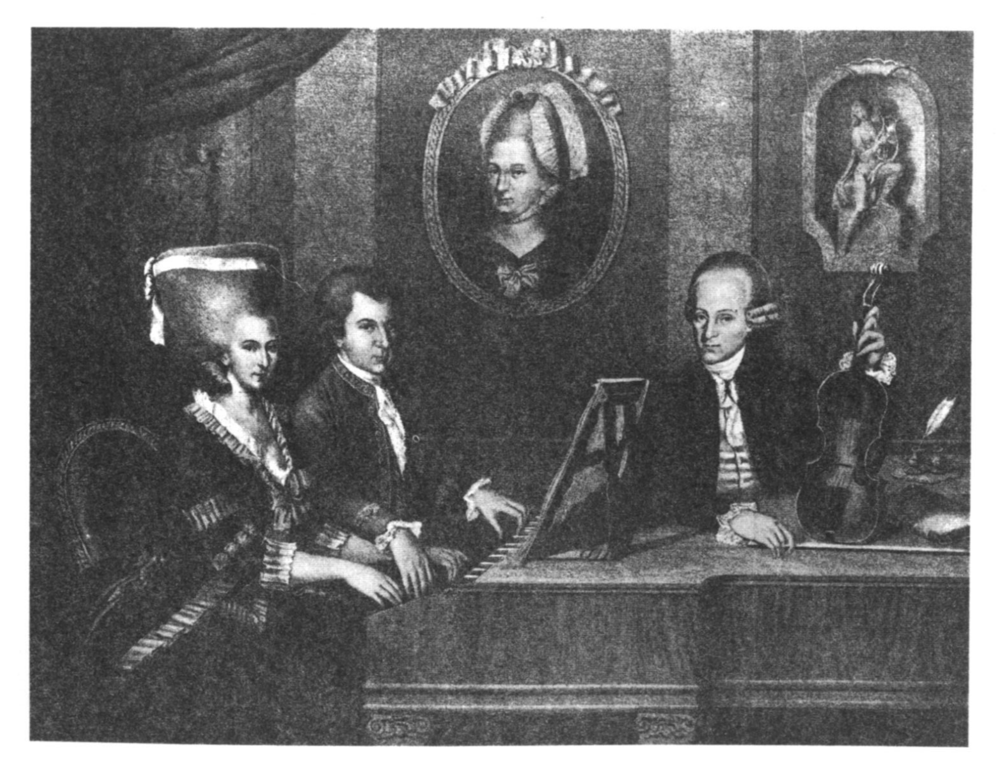
Ein Beweis für das außergewöhnliche Gedächtnis Wolfgangs möge noch erwähnt werden. In St. Peter in Rom wurde ein Miserere in Chören aufgeführt, das niemals an andere weitergegeben werden durfte. Wolfgang hörte es an und dies genügte, daß es sein voller geistiger Besitz wurde. Auf Seite 201 lesen wir:

„Da sich Wolfgang das Miserere nach genauem Anhören zu Hause aufgeschrieben hatte, hielt er später, als dieses Miserere am Charfreytage wieder gegeben wurde, sein Manuskript im Hute, um noch einiges berichtigen zu können. Dieses wurde in Rom bald bekannt und erregte allgemeines Aufsehen. Es gab Gelegenheit, daß Mozart sein nachgeschriebenes Stück in einer Akademie beym Claviere singen mußte, wobey der Castrat Christofori, der es in der Kirche

gesungen hatte, zugegen war, und welcher durch sein Erstaunen Mozart's Triumph documentirte. Man darf nur bedenken, welche Anstrengung es kostet, eine einfache Melodie zu behalten, um hier in zweifelndes Erstaunen zu sinken! Dieses lange kritische Choralstück, und noch dazu zweychörig, voller Imitationen und Repercussionen, ewig wechselnd im Einsetzen und Verbinden der Stimmen unter einander — welche Kenntnis des reinen Satzes, des Contrapunctes, welch umfassendes Gedächtnis, welch ein Ohr, welchen allumfassenden Tonsinn erforderte dieser in seiner Art einzige musikalische Diebstahl!"

Die Reise durch Italien gleicht überhaupt einem Triumphzug. Bei seinem Aufenthalt in Mailand erhält der Dreizehnjährige den Auftrag, eine Opera seria zu schreiben („Mithridate") und am 29. Dezember 1770 sind alle mühereichen Vorbereitungen überstanden, alle Erschwernisse siegreich überwunden, die erste Aufführung ist am zweiten Weihnachttage unter größtem Beifall und den Wiederholungen der Arien erfolgt. Trotz der gesellschaftlichen Verpflichtungen und Ablenkungen auf dieser Reise nach Italien, die bis in den März 1771 dauerte, komponierte er in dieser Zeit noch vier italienische Symphonien, sechs Arien und eine Motette.

Der Erfolg der Oper „Mithridate" führte sofort zur Verpflichtung einer weiteren Oper für den Carneval 1773. Noch ehe er von dieser ersten Reise nach Italien zurückkehrte, wurde er im Herbste 1770 nach einer eingehenden Prüfungarbeit, die er glänzend bestand, als Ehrenmitglied der Academia filarmonica in Bologna aufgenommen und erhielt über diese Aufnahme unter die Meister der Komposition ein Diplom. Das gleiche widerfuhr ihm in Verona, obwohl beide Akade-



Der 25jährige Mozart im Kreise seiner Familie

Stich nach de la Croce 1781



Mozart 26 Jahre alt

Stich nach Lange 1782

mien nur die bedeutendsten Komponisten so auszeichneten. Dem Vater Mozarts war es überdies auch wichtig, daß der Papst ihn zum Ritter eines päpstlichen Ordens erhob. Er legte ihn auf den Rat seines Vaters hin später an, wenn er bei katholischen Fürstlichkeiten sich um Anstellung bemühte.

Seite 250/51 heißt es:

„Als Mozart nach einem 16monatigen, genußreichen und ehrenvollen Aufenthalte in Italien, ohne Zweifel mit einem ungemeinen Schatze von Kenntnissen, Ideen und geläutertem Geschmacke, und mit der Bewunderung einer Nation beehrt, die von der Natur zur Richterin der Tonkunst berufen scheint, mit seinem Vater zu Ende März 1771 wieder eintraf, fand er einen Brief des Grafen Firmian in Mailand, der ihm im Namen der Kaiserin Maria Theresia auftrug, eine große theatralische Serenada zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand zu schreiben. Da die Kaiserin den ältesten unter den Kapellmeistern, den berühmten Hasse, zur Composition der Opera bestimmt hatte, so wählte sie doch unter Allen den jüngsten für diese Serenada; die Kaiserin schien aus ganz besonderer Absicht dem jüngsten Theater-Componisten die Ehre erwiesen zu haben, ihn mit einem der bewundertsten Meister seiner Zeit wetteifern zu lassen. Diese Serenada hieß „Ascanio in Alba“, dessen Poesie vom Abbas Parini, Verfasser des Giorno, war.

Mozart übernahm diesen ehrenvollen Auftrag und reis'te im August mit seinem Vater wieder auf einige Monate nach Mailand, wo er während der Vermählungs-Feyerlichkeiten immer an der Opera und der Serenada abwechselnd arbeitete. Unstreitig hatten diese Reisen einen großen Einfluß auf die Bildung seines Geschmacks.“

Die Serenada und auch die zweite Oper wurden in Mailand mit großem Erfolg aufgeführt. Die Oper „Luccia silla", die wie die erste im Stile der italienischen Opern, aber belebt durch feurige Arien, viele Aufführungen erlebte, führte Vater und Sohn nach kurzer Ruhepause in Salzburg wiederum nach Italien zu neuen Anregungen und in die ungeheueren Arbeiten der Vorbereitung der Erstaufführung der neuen Oper. Die Briefe des kleinen Wolfgang aus dieser Zeit, Dezember 1772 bis in das Jahr 1773 hinein, sind Zeugnis von der großen Anstrengung, der Wolfgang ausgesetzt ist. Ein Beispiel sei der Anfang einer Nachschrift an den Brief seines Vaters (Seite 269):

„Mailand, den 5. Dezember 1772.

Nun habe ich noch vierzehn Stücke zu machen, dann bin ich fertig. Freylich kann man das Terzett und das Duett für vier Stücke rechnen. Ich kann unmöglich viel schreiben, denn ich weiß nichts; und zweytens weiß ich nicht, was ich schreibe, indem ich nun immer die Gedanken bey meiner Oper habe, und Gefahr laufe, Dir statt Worte, eine ganze Arie herzuschreiben."

Auch nach dieser anstrengenden Reise mit der Aufführung der zweiten italienischen Oper hat der eben erst siebzehn Jahre gewordene Wolfgang nicht etwa eine lange Ruhepause, nein, im Sommer desselben Jahres fährt er mit dem Vater nach Wien und im folgenden Jahre mit ihm nach München, wo er die Opera buffa, „La finta Giardiniera", zwei große Messen, ein Offertorium, eine Vesper de dominiac für die Kapelle des Kurfürsten komponiert. Seine Kunst hat sich bis zu dem Jahre 1776, also zu seinem zwanzigsten Lebens-

jahre, so entfaltet, daß uns die Biographie Seite 292 dies in folgende Worte faßt:

„Wie schon angegeben, so ist Mozarts zwanzigstes Lebensjahr die Epoche seiner Vollendung als Meister; denn von dieser Zeit an zeigt er sich im glänzendsten Lichte und mit einer entschiedenen Überlegenheit des Geschmacks und Genies; alle seine Werke, die er seitdem geliefert hat, sind classisch und erwerben ihm die Krone der Unsterblichkeit. Den Gipfel seiner Kunst hat er mit diesem Alter erreicht."

Blicken wir zurück auf diese Zeit vom 6. bis zum 20. Lebensjahr, so will es uns nach allem, was ich aus den Zeugnissen und Berichten auszog, nicht so wohl ein großes Glück, als vielmehr eine sehr große Gefahr erscheinen, daß dieser hochbegabte Junge Jahre hindurch als Wunderkind herumgezeigt wurde, um erst vom zwölften Jahre an eine Reise zu unternehmen, die in erster Linie seinen Studien galt. Man macht dem Handeln Leopold Mozarts gegenüber gewöhnlich den gleichen Fehler, wie ihn so gern die Wunderdoktoren begehen. Weil Patienten an ihrer merkwürdigen Behandlung nicht zugrunde gingen, sondern ihre Kräfte dazu ausreichten, daß sie den Gefahren dieser Behandlung trotzten und gesund wurden, halten sie ihre Mittel für Heilmittel. Es ist wahrlich nicht das Verdienst Leopold Mozarts, daß sein Kind nicht körperlichen Schaden litt und seelisch zugrunde ging an solcher Art Aufzucht. Nur der ungewöhnlich starken Begabung und der außergewöhnlich klaren und reinen Seele des Kindes ist es zu danken, daß alle seelischen Gefahren an ihm abprallten.

4. Mozart in der Blüte seines Schaffens

Die Jahre, da Mozart von seinem Vater den europäischen Höfen und Völkern als Wunderkind vorgeführt wurde, die einen einigermaßen versöhnenden Abschluß durch die für seine Kunst bedeutsameren Reisen nach Italien gefunden hatten, waren vorüber. Mozart war, wenn zwar klein an Gestalt, nun „ausgewachsen", und — obwohl seine Kunst sich nun erst voll entfaltete, wahrhaft Unsterbliches und Vollendetes schuf, blieb er, weil er „ausgewachsen" war, für die Art Mitwelt, der man ihn als Kind vorgeführt hatte, keineswegs mehr so „interessant"! Was das besagt, wird uns am ehesten bewußt, wenn wir uns aus der Biographie erzählen lassen, wie sehr sich sein Schaffen nun erst entwickelte. Wir lesen auf Seite 292/293:

„Je außerordentlicher das angeborene Talent und die schnelle Entwickelung dieses großen Künstlers war, desto mehr werden die Leser die gewissenhafte Genauigkeit rechtfertigen, mit welcher hier die stufenweise Ausbildung desselben erzählt ist. Wie schon angegeben, so ist Mozart's zwanzigstes Lebensjahr die Epoche seiner Vollendung als Meister; denn von dieser Zeit an zeigt er sich im glänzendsten Lichte und mit einer entschiedenen Überlegenheit des Geschmacks und Genie's; alle seine Werke, die er seitdem geliefert hat, sind classisch und erwerben ihm die Krone der Unsterblichkeit. Den Gipfel seiner Kunst hat er mit diesem Alter erreicht, und nun war

sein Ruhm durch alle Länder Europas verbreitet. Welche der größten Städte er jetzt auch wählen wollte, um darin seine seltenen Talente der Unterhaltung des Publicums zu widmen, so war er einer allgemeinen Bewunderung gewiß. Zu einer solchen Erwartung berechtigte ihn sicher im hohen Maaße die große Wirkung, die sein gleich großes Talent des Clavierspielers und des Componisten jedes Mal und überall auf das Publicum machte..."

Solche Erwartungen, daß die „Wunderkindberühmtheit" dem jungen Tonkünstler den Weg bahnen werde, erfüllte sich nicht. Man sollte annehmen, daß doch zum mindesten der Fürsterzbischof von Salzburg stolz und glücklich gewesen wäre, eine so außergewöhnliche Kraft als Konzertmeister zu haben und in seiner Heimat zu halten, aber er gibt ihm nur einen Hungerlohn. Als endlich Mozart um eine kleine Gehaltserhöhung bittet, wird sie ihm abgeschlagen und offenbar noch auf eine ungeheuerliche Art und Weise. Sagt doch Wolfgangs Vater in seinem Briefe an den Sohn und die Mutter im April 1778 (Seite 359):

„Ihr dürft dem Hrn. Baron von Grimm alle unsere Umstände sagen; ich selbst habe ihm dieß und auch alle unsere Schulden in zwey langen Briefen geschrieben, und mich in vielen Stücken, die Verfolgung und die Verachtung, die wir vom Erzbischof ausgestanden, betreffend, auf Deine mündliche Erzählung berufen."

So also sprang der Fürsterzbischof mit dem genialen Mozart um, der Vertreter der „kunstfördernden Kirche". Schlimm mußte es der Erzbischof mit Mozarts getrieben haben, besonders mit Wolfgang, denn er schreibt von München: „Mir ist so federleicht, seitdem ich von dieser Chikane

weg bin." Er kündigte seine Stellung auf und da der Vater die seine nicht auch noch durch eine neuerliche Reise wagen kann, reist der zwanzigjährige Sohn nun zunächst an verschiedene Deutsche Höfe und dann nach Paris mit seiner Mutter, um irgendwo eine Kapellmeisterstelle oder eine Anstellung als Hofkomponist oder Opernkomponist zu bekommen, um dann die ganze Familie nachziehen zu lassen und sie am gleichen Orte mit durchbringen zu können, wobei Vater und Schwester Musikunterricht zu geben vorhatten. Wie sehr mag der Vater da wohl im Stillen gehofft haben, daß die Berühmheit des Wunderkindes vor 14 Jahren ihm die Türen und Tore weit öffnen werde und nun die Früchte seiner, wie er meinte, für das Fortkommen der Kinder so bedeutsamen früheren Reisen zu ernten seien! Aber es erwies sich seine Befürchtung, daß „wenn Wolfgangerl in die Jahre und den Wachstum kömmt, seinen Verdiensten die Verwunderung entzogen wird" als richtig.

Ja, wenn wir die vielen Briefe Mozarts und dessen Mutter an den Vater lesen, so zeigt sich uns im Gegenteil, daß höchstens die zwei Diplome der Ehrenmitgliedschaft der italienischen Musikakademien von Bologna und Verona angesichts der hohen Achtung, die die italienische Musik zu jener Zeit genoß, dem jungen Mozart etwas Hilfe waren. Nicht mehr „Wunderkind", aber als erwachsener Musiker noch verdächtig jung, wird er darauf verwiesen, er solle sich zunächst noch weiter ausbilden! Die frühere Berühmtheit bewahrt ihn keineswegs vor demütigenden Tagen an den gleichen Höfen, die ihn einst feierten, und andrerseits hat eben diese Berühmtheit als Kind ihm die Berufsgenossen, die bekanntlich um so neidischer, um so ehrgeiziger, um so besorgter sind, ausge-

stochen zu werden, je geringer ihre Begabung ist, man möchte sagen fast geschlossen feindlich und intrigierend gegenübergestellt. So sind denn die Briefe, die Mozart dem Vater schreibt, an Anlässen für uns reich, sich über das unglaubliche Verhalten der Fürsten und Völker einem so hochbegabten Kulturschöpfer gegenüber zu empören. Treulich geht Wolfgang Mozart alle vom Vater angeratenen Wege, treulich macht er gar viele vergebliche, manchmal dann endlich erfolgreiche Versuche, die Fürstlichkeiten zu sehen, sein Anliegen vorzubringen. Ja, ganz wie als sechs- und achtjähriges Kind widmet er Kompositionen. Aber hatte die Königin von England ihm einst für die sechs Sonaten 60 Guineen überreichen lassen, so erlebt Mozart in Mannheim manch freundliches Gespräch mit dem Kurfürsten, dieser hört auch wohlgefällig zu, als Mozart die seinen Kindern gewidmeten Stücke denselben vorspielt, er läßt auch öfters im Gespräche zu anderen unterlaufen, Mozart werde den ganzen Winter in Mannheim bleiben, so daß dieser Kostgeld für zwei Monate ausgibt, um sich aber endlich vernehmen zu lassen, daß er Mozart nicht als Lehrer für seine Kinder anstellt! Freunde geben ihm Wohnung, andere Verköstigung; Unterricht bei zwei Schülern ergeben ihm das übrige, zum Dasein Notwendige. Da er hier in Mannheim eine junge Sängerin, Aloysia Weber, die Schwester seiner späteren Frau Konstanze, kennen und lieben lernt, läßt er sich sehr gern noch zwei Monate an diesem Orte zurückhalten. Aber welch anderes Bild als vierzehn Jahre zuvor! Wie mußte der Wandel auf den jungen Mozart wirken, der doch seine Erinnerungen an früher mit sich trug. Wie viel leichter hätte er das schwere Ringen um seine Existenz im Alter von 20 Jahren getragen, hätte sein Vater

ihn in der Stille in Salzburg, dann endlich ein Jahr in Italien ausgebildet und dann erst seine Beziehungen zu den Brrn Illuminaten und Freimaurern eingesetzt, um ihm den Lebensweg zu erleichtern! Nach solcher Kindheit ist es Mozart zunächst ein schrecklicher Gedanke, „Scholaren" nehmen zu müssen, während anderseits das Demütigende der mühsamen Wege, die Fürstengunst zu gewinnen, ihm gar nicht genügend bewußt war, da er es mit dem Vater von frühester Kindheit fast gewohnheitmäßig mit in den Kauf nahm. Seine Briefe sind im großen ganzen ein wichtiges Zeugnis der grauenvollen Unkultur der Christenvölker, die den begabten Kulturschöpfern nicht die Möglichkeit geben, frei zu schaffen, oder neben einem gesicherten Lebensberuf sich Freistunden des Schaffens zu retten. Wer Mozarts Verhalten in diesen Jahren nicht manchmal mit einer gewissen Ablehnung betrachten will, der möge nicht vergessen, daß er kein freier, alleinstehender junger Mann war, sondern daß sein Vater von ihm erwartete, nun die Eltern in eine bessere Lage zu bringen. Das Schicksal der ganzen Familie wurde förmlich vom Vater auf seine jungen Schultern gelegt, und er versäumt nicht, dies dem Sohne noch einmal schriftlich eingehend in Erinnerung zu bringen, als er nach all den bisher erlebten Mißerfolgen von Mannheim nach Paris reist. Ja, ganz wie der fromme Christ es von seinem Gotte Jahweh in der Bibel im ersten Gebote liest, versäumt er dabei nicht, dem Sohne die Guttaten, die er ihm im Leben erwiesen hat, noch einmal vorzuführen, um so sein Gewissen noch zu schärfen, nur ja alles zu tun, damit er der ganzen Familie eine neue Existenz in Paris und Befreiung aus einer verschuldeten Lebenslage in Salzburg verschafft. Da dieser Brief uns den Schlüssel

dafür gibt, weshalb Mozart infolge seiner warmen Liebe zu den Eltern und aus Dankbarkeit gar manchmal rücksichtslos gegen sich und sein Schaffen vorgeht, sodaß ihm zu freiem Schaffen, wie er es als Kind allein gelten ließ, kaum mehr Gelegenheit bleibt, so lassen wir diesen Brief des Vaters jenen vorangehen, die wir von Mozart selbst bringen. (Seite 351 ff.):

„Wenn Du Dir die Mühe nehmen willst, bedächtlich nachzudenken, was ich mit Euch zwey Kindern in Euerer zarten Jugend unternommen habe, so wirst Du mich keiner Zaghaftigkeit beschuldigen, sondern mir mit allen Anderen das Recht widerfahren lassen, daß ich ein Mann bin und allezeit war, der das Herz hatte, Alles zu wagen. Nur that ich Alles mit der menschenmöglichen Vorsichtigkeit und Nachdenken: — wider die Zufälle kann man dann nicht; denn nur Gott sieht die Zukunft voraus. Wir waren freylich bis anhero weder glücklich, noch unglücklich, es war so, Gott sey es gedankt, so mitten durch. Wir haben Alles versucht, um Dich, und auch uns durch Dich glücklicher zu machen, und wenigstens Deine Bestimmung auf einen festern Fuß zu setzen; allein das Schicksal wollte, daß wir nicht zum Zwecke kamen. Ich bin aber durch unseren letzten Schritt tief hinein gesunken. Du siehst also sonnenklar ein, daß Deiner alten Eltern, und gewiß guten, Dich von ganzem Herzen liebenden Schwester zukünftiges Schicksal lediglich in Deinen Händen ist. Ich habe seit Eurer Geburt, und auch schon früher, seitdem ich verheirathet bin, mir es gewiß sauer genug werden lassen, um nach und nach einer Frau und sieben Kindern, zwey Ehehalten, und der Mama Mutter mit 25 fl. monatlich gewissem Einkommen Unterhalt zu verschaffen, Kindbetten,

Todesfälle und Krankheiten auszuhalten, welche Unkosten, wenn Du sie überlegst, Dich überzeugen werden, daß ich nicht nur allein nicht einen Kreuzer auch nur zu meinem mindesten Vergnügen angewendet, sondern ohne sonderbare Gnade Gottes, bey aller meiner Speculation und saurer Mühe es niemals hätte dahin bringen können, ohne Schulden zu leben: und dennoch war ich niemals in Schulden als jetzt. Ich habe dann alle meine Stunden Euch Zweyen aufgeopfert, in der Hoffnung, es sicher dahin zu bringen, nicht nur, daß Ihr Beyde seiner Zeit auf Eure Versorgung Rechnung machen könntet, sondern auch mir ein ruhiges Alter zu verschaffen, Gott für die Erziehung meiner Kinder Rechenschaft geben zu können, ohne fernere Sorge nur für mein Seelenheil sorgen, und mit Ruhe meinem Tode entgegen sehen zu können. Allein die Fügung und der Wille Gottes hat es so geordnet, daß ich mich nun erst von Neuem der gewiß sauern Arbeit, Lection zu geben, unterziehen muß, und zwar an einem Orte, wo diese schwere Bemühung so schlecht bezahlt wird, daß man doch alle Monate seinen und der Seinigen Unterhalt nicht heraus bringt; und dennoch muß man noch froh seyn, und sich eine Brustkrankheit an den Hals reden, um wenigstens doch Etwas einzunehmen. Ich habe nun in Dich, mein lieber Wolfgang, nicht nur allein kein, auch nur das geringste Mißtrauen, sondern ich setze an Deine kindliche Liebe alles Vertrauen und alle Hoffnung........ Ich weiß, daß Du mich nicht allein als Deinen Vater, sondern auch als Deinen gewissesten und sichersten Freund liebst; daß Du weißt und einsiehst, daß unser Glück und Unglück, ja, mein längeres Leben oder auch mein baldiger Tod, nächst Gott, so zu sagen, in Deinen Händen ist. . . .“

Durch diesen Brief, der ja wohl gar manchem Gespräch vor Mozarts Abreise entspricht, ist dem zartbeseiteten Sohne, der mit inniger Liebe an seinem Vater wie an seinem besten Freunde hängt, eine zentnerschwere Last auferlegt. Nicht nur Glück oder Unglück seiner ganzen Familie, nein, auch seines Vaters längeres Leben oder früherer Tod hängen, wie dieser ihm ausdrücklich versichert, von seinen Reiseerfolgen ab, hängen davon ab, ob Mozart eine Anstellung findet, die unter Beihilfe durch Unterrichtgeben des Vaters und der Schwester, die ganze Familie an einem Orte in der Fremde gut ernährt, nachdem das Geld für die Schuld des Vaters verdient und abgezahlt ist. Wie sollte da Mozart nicht alles tun, um dieses Ziel zu erreichen? Ihm, dem Schaffenden, hätte man sagen müssen: „Nun tue uns den einzigen Gefallen, nicht an uns zu denken. Wir werden uns so gut alleine durchhelfen wie in jenen Jahren, als Du noch ein Säugling warst, Nannerl gibt Stunden, ich gebe Stunden, wir leben so einfach wie vor Jahren. Du aber sollst Dich Deiner Kunst, Deinem Schaffen widmen, allerdings Dir dabei für Deine Person das Durchkommen durch Dein Können erwerben.“ Das wäre die selbstverständliche Sprache von Eltern eines so hochbegabten Kindes gewesen. So gefährdend wie des Vaters Schaustellung seiner begabten Kinder in allen Ländern Europas einst gewesen war, ganz ebenso gefährdend war nun sein Tun. Er warnt seinen Sohn vor allerhand schlechten Menschen, vor allem vor den Frauen, und legt ihm die Gefahr, sein Schaffen zu prostituieren, dicht vor die Füße. Wir werden sehen ob auch diesmal Mozarts Genius allen Gefahren trotzt.

Mozarts Briefe sind wie so manches, was ich hier nieder-

schrieb, an sich schon bekannt. Uns gilt es, an ihnen zu erkennen, wie recht ich hatte, als ich eingangs schrieb, daß der Musiker unter allen schöpferischen Menschen derjenige ist, dessen ‚Biographie' in den unsterblichen Werken enthüllt ist, die sein seelisches Erleben im Gleichnis enthalten, nicht aber in den äußerlichen Ereignissen seines Lebens und in seinen Briefen. Da sie meist an den Vater gerichtet sind, enthalten sie fast ausschließlich seine Erfahrungen mit Musikern aller Art und außerdem jene mit den Großen der Welt, die er für sich gewinnen soll, und endlich die Aufzählung dessen, was er inzwischen Neues schafft. Ferner enthalten sie viele für den Musiker wertvolle Urteile und Eindrücke. Nur ganz selten blitzt ein Wort aus den Briefen, das uns seine Persönlichkeit enthüllt. Wir wählen daher nur einiges heraus, um ein Bild seiner Lebensweise und der vielen trüben Erfahrungen, die er machen mußte, zu geben. (Seite 298):

„München, den 26. Septbr. 1777.

Mon très cher Père! Wir sind den 24ten Abends um halb fünf Uhr glücklich in München angelangt. Was mir gleich das Neueste war, daß wir zur Mauth fahren mußten, begleitet von einem Grenadier mit aufgepflanztem Bajonette. Die erste bekannte Person, die uns im Fahren begegnete, war Sign. Consoli, welcher mich gleich kannte, und eine unbeschreibliche Freude hatte, mich zu sehen. Er war den anderen Tag gleich bey mir. Die Freude von Herrn Albert kann ich nicht genug ausdrücken; er ist in der That ein grundehrlicher Mann und unser sehr guter Freund. Nach meiner Ankunft war ich bis zur Essenszeit immer beym Claviere. Als Hr. Albert kam, gingen wir mitsammen herab zum Tische, wo ich den Mr. Sfeer und einen gewissen Secretair,

seinen recht guten Freund, antraf. Beyde lassen sich empfehlen. Wir kamen spät ins Bett und waren müde von der Reise. Den 25sten ging ich gegen 11 Uhr zum Grafen Seau. Allein, als ich hin kam, hieß es, er sey schon auf die Jagd gefahren. Geduld! ich wollte unterdessen zum Chorherrn Bernard gehen; er ist aber mit dem Baron Schmid auf die Güter gereis't. Hrn. Bellval traf ich voll in Geschäften an. Er gab mir tausend Complimente auf. Unter dem Mittagessen kam Rossi, um zwey Uhr Consoli, um drey Uhr Beeche und Hr. von Bellval. — —

Es gibt hier einen gewissen Herrn Professor Huber; vielleicht erinnern Sie sich besser als ich. Er sagt, er hat mich das letzte Mal zu Wien beym jungen Hrn. von Mesmer gesehen und gehört. Er ist nicht zu groß, nicht zu klein, bleich, hat weißgraue Haare, und sieht in der Physiognomie dem Hrn. Unterbereiter nicht ungleich. Dieser ist auch ein Vice-Indendant du théâtre. Seine Arbeit ist, die Comödien, die man aufführen will, durchzulesen, zu verbessern, zu verderben, hinzu zu thun, hinweg zu nehmen. Er kömmt alle Abende zum Albert. Er spricht sehr oft mit mir.

Heute, den 26sten d. M.; Freytags, war ich um halb neun Uhr beym Grafen Seau. Es war so: als ich ins Haus hinein ging und die Madame N., die Comödiantin, just heraus ging, fragte mich diese: „Sie wollen gewiß zum Grafen?“ Ja. „Er ist noch in seinem Garten; Gott weiß, wenn er kömmt.“ Ich fragte sie, wo sein Garten sey. „Ja,“ sagte sie, „ich habe auch mit ihm zu sprechen; wir wollen mitsammen gehen.“ Kaum kamen wir vor's Thor hinaus, so kam uns der Graf entgegen, und war etwa zwölf Schritte von mir, so erkannte er mich und nannte mich beym Namen. Er

war sehr höflich und wußte schon, was mit mir vorgegangen ist. Wir gingen ganz allein und langsam die Treppen hinauf; ich entdeckte mich ihm ganz kurz. Er sagte, ich sollte nur schnurgerade bey Sr. Churfürstl. Durchlaucht Audienz begehren. Sollte ich aber im Falle nicht zukommen können, so sollte ich meine Sache nur schriftlich vorbringen. Ich bat ihn sehr, dieses Alles still zu halten; er versprach es mir. Als ich ihm sagte, es ginge hier wirklich ein rechter Compositeur ab, so sagte er: „Das weiß ich wohl!" Nach diesem ging ich zum Bischof von Chiemsee, und war eine halbe Stunde bey ihm. Ich erzählte ihm Alles. Er versprach mir, sein Möglichstes in dieser Sache zu thun. Er fuhr um 1 Uhr nach Nymphenburg, und versprach mir, mit Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht der Churfürstin gewiß zu sprechen. Sonntag Abends kommt der Hof herein. — Hr. Johannes Krönner ist zum Vice-Concert-Meister declarirt worden, und das durch eine grobe Rede. Er hat zwey Symphonieen (Dio mene liberi) von seiner Composition producirt. Der Churfürst fragte ihn: „Hast Du das wirklich componirt?" — Ja, Ew. Durchlaucht. — „Von wem hast Du's gelernt"? — Von einem Schulmeister in der Schweiz. — „Man macht soviel aus der Composition" — — Dieser Schulmeister hat mir doch mehr gesagt, als alle unsere Compositeurs hier mir sagen könnten.

Heute ist der Graf Schönborn und seine Gemahlin, die Schwester des Erzbischofs, angelangt. Ich war gerade in der Comödie. Hr. Albert sagte im Discours, daß ich hier sey, und erzählte ihm, daß ich aus den Diensten bin. Er und sie haben sich verwundert. Sie haben ihm absolument nicht glauben wollen, daß ich 12 fl. 30 Xr. seligen Angedenkens

gehabt habe. Sie wechselten nur die Post, und hätten mich gerne gesprochen. Ich traf sie aber nicht mehr an. Jetzt aber bitte ich, daß ich nach Ihren Umständen und Ihrer Gesundheit mich erkundigen darf. Ich hoffe, wie auch meine Mama, daß sich Beyde recht wohl befinden. Ich bin immer in meinem schönsten Humor. Mir ist so federleicht, seitdem ich von dieser Chicane weg bin! – –"

Seite 302: „München, den 29. Septbr. 1777.
– – – – Ich war heute beym Fürsten Zeil, und der hat mir Folgendes mit aller Höflichkeit gesagt: ‚Ich glaube, hier werden wir nicht viel ausrichten. Ich habe bey der Tafel zu Nymphenburg heimlich mit dem Churfürsten gesprochen. Er sagte mir: ‚jetzt ist es noch zu früh, er soll gehen, nach Italien reisen, sich berühmt machen. Ich versage ihm Nichts, aber jetzt ist es noch zu früh.' Da haben wir's! Die meisten großen Herren haben einen so entsetzlichen Welschlands-Paroxismus. – ...."

Seite 305: „München, den 2. Oktober 1777.
– – – – Beym Grafen Salern spielte ich die drey Tage hindurch viele Sachen vom Kopf, dann die zwey Cassationen für die Gräfin, und die Finalmusik mit dem Rondo auf die Letzt auswendig. Sie können sich nicht einbilden, was der Graf Salern für eine Freude hatte: er versteht doch die Musik, denn er sagte allezeit bravo, wo andere Cavaliers eine Prise Tabak nehmen – sich schneuzen, räuspern – oder einen Discours anfangen – – –. Ich sagte ihm, ich wünschte nur, daß der Churfürst da wäre, so könne er doch was hören. – Er weiß nichts von mir, er weiß nicht, was ich kann. Ich lasse es auf eine Probe ankommen; er soll alle Componisten von München herkommen lassen, er kann auch

einige von Italien und Frankreich, Deutschland, England und Spanien verschreiben. Ich traue mir mit einem Jeden zu schreiben..... Für mich allein wäre es nicht unmöglich, mich durchzubringen; denn vom Grafen Seau wollte ich wenigstens 300 fl. bekommen und für das Essen dürfte ich nicht sorgen; denn ich wäre immer eingeladen, und wenn nicht, so macht es sich Albert eine Freude, mich bey sich zu Tische zu haben. Ich esse wenig, trinke Wasser und zuletzt zum Obst ein Gläschen Wein..... Heute früh um 8 Uhr war ich beim Grafen Seau; ..... Ich zeigte ihm die Diplomata. ......"

Von seinem Vater erhielt der Sohn wenige Tage darauf die Antwort (Seite 308—309): „Daß Du allein in München leben könntest, hat seine Richtigkeit: allein was würde Dir dieses für eine Ehre machen? Wie würde der Erzbischof darüber spotten".

So gab denn Mozart diesen Lieblingsplan auf, denn gegen den Willen des Vaters tat er nichts, und fuhr mit seiner Mutter nach Augsburg und von da weiter zum Hofe nach Mannheim, wo Mozart jene oben schon angedeutete unerhörte Behandlung von seiten des Fürsten erfährt, um dann mit großen Hoffnungen, aber auch neubelastet mit der Erinnerung an alles das, was er seiner Familie gegenüber auf den Schultern trägt (siehe den Brief des Vaters) mit seiner Mutter nach Paris überzusiedeln. Hier ist er an einem Ort, der ihm liebenswürdige Hilfe des Freundes Grimm zeigt, auch Aufträge zu einem geistlichen Konzert und einem Akt zu einer an sich von einem anderen schon geschaffenen Oper, ja auch eine Scholarin, die für 12 Lektionen 3 Louisd'or zahlt, dem großen Künstler einbringt. Zwei Konzerte für einen Grafen übernimmt er. Dem Auftrage des Einflickens

eines Aktes in eine fremde Oper entspricht ganz das Kunstverständnis selbst, das er hier vorfindet! Er schreibt am 5. April 1778 (S. 362) an seinen Vater:

„Ich werde nicht einen Act zu einer Oper machen, sondern eine Opera, ganz von mir, en deux acts. Mit dem ersten Act ist der Poet schon fertig. Mr. Noverre, bey dem ich speise, so oft ich will, hat es über sich genommen, und die Idee dazu gegeben; ich glaube es wird Alexandre und Roxane werden. Nun werde ich eine Symphonie concertante machen für Flauto (Wendling), Oboe (Ramm), Waldhorn (Punto) und Fagott (Ritter). Punto bläst magnifique. Ich komme in den Augenblick vom Concert spirituel her. Baron Grimm und ich lassen oft unsern musikalischen Zorn über die hiesige Musik aus. NB. unter uns; denn im Publico heißt es Bravo, Bravissimo, und da klatscht man, daß einem die Finger brennen. – Was mich am meisten bei der Sache ärgert, ist, daß die Herren Franzosen ihren goût nur so weit verbessert haben, daß sie nun das gute auch hören können. Daß sie aber einsähen, daß ihre Musik schlecht sey – ey bey Leibe! – Und das Singen! – oimè! – Wenn nur keine Französin italienische Arien sänge, ich würde ihr ihre französische Plärrerey noch verzeihen! aber gute Musik zu verderben, das ist nicht auszustehen."

Hier haben wir einen Grund zur Freude. Weder Mozart's wirtschaftliche Not, noch die Verpflichtung für die Familie, die der Vater auf seine Schultern ablädt, können ihn dazu gewinnen, einen so unkünstlerischen Auftrag zu erfüllen, einen Akt in die Oper eines anderen hinein zu komponieren. Er entzieht sich diesem Auftrag und schreibt eine eigene Oper. In dieser Hinsicht, also auf dem Gebiete seines Schaffens, hat er

die so große Gefahr, durch das Schaffen den Kampf um das Dasein zu verdienen, die ich fast die schlimmste für alle Kulturschöpfer in meinen Büchern „Triumph des Unsterblichkeitwillens" und in „Das Gottlied der Völker" genannt habe, besiegt. Er schafft nur das, was er mit seiner Kunstauffassung vereinen kann. Aber wo blieb die vor 15 Jahren gezeigte, wahrhaft göttliche, herzerfrischende Ehrlichkeit, mit der er dereinst, als sechsjähriges Kind, dem Kaiser von Österreich das „Pfui", das „Falsch" zurief, wenn er schlecht spielte, und das Bravo nur dann ausrief, wenn er Gutes leistete? Geheim schimpft er mit Grimm, vor dem Publiko aber klatscht er, daß die Hände brennen, zu einer Musik, die er als schlecht erachtet! Des Vaters Lebensweisheit hat ihn die ganzen Jahrzehnte auf den Reisen stets begleitet und sie hat sich nur deshalb in die unbeirrbare Ehrlichkeit im Kunsturteil einschleichen können, weil sein Schaffen auf dem Gebiete der Kunst ernähren soll, nicht nur ihn, nein, sogar die Eltern und die Schwester, denen er dankbar ist und die er so herzlich liebt. Des Vaters Worte, daß seine Erfolge über dessen längeres Leben oder baldigen Tod entscheiden, stehen in der Seele des Sohnes, wohl uns, daß wir das wissen und uns also damit trösten können, daß es die außergewöhnlich innige Liebe zu den Eltern war, die den jungen Sohn dazu verleitete, öffentlich nicht nur nichts über die schlechte Musik zu sagen, nein, sogar Begeisterung zu heucheln vor dem Publiko, damit des Vaters sehnlicher Traum, die Hoffnung, in Paris sorglos im Alter mit den Seinen leben zu können, sich erfüllen möge! Aber nicht nur eine liebe Hoffnung bleibt uns, daß Mozart nur aus Liebe zu den Eltern und um ihnen und seiner Schwester Nannerl zu helfen, sein Handeln da und dort eine

Rücksichtlosigkeit gegen sein Schaffen und ein Unrecht an seinem reinen, edlen Charakter werden läßt, nein, Mozart schreibt es seinem Vater selbst, weshalb er in Paris ausharrt, wo kaum jemand seine Kunst wirklich zu würdigen weiß, am 1. Mai 1778 (Seite 368/69):

„Wenn hier ein Ort wäre, wo die Leute Ohren hätten, Herz, zu empfinden, und nur ein wenig Etwas von der Musik verständen und Gusto hätten, so würde ich von Herzen zu allen diesen Sachen lachen, aber so bin ich unter lauter Vieher und Bestien (was die Musik anbelangt). Wie kann es aber anders seyn? Sie sind ja in allen ihren Handlungen, Leidenschaften und Passionen auch nicht anders... Ich muß aushalten, und das Ihnen zu Liebe. Ich danke Gott dem Allmächtigen, wenn ich mit gesundem Gusto davon komme. Ich bitte alle Tage Gott, daß er mir die Gnade giebt, daß ich hier standhaft aushalten kann, daß ich mir und der ganzen deutschen Nation Ehre mache, und daß er zuläßt, daß ich mein Glück mache, brav Geld mache, damit ich im Stande bin, Ihnen dadurch aus Ihren dermaligen betrübten Umständen zu helfen, und daß wir bald zusammenkommen und glücklich und vergnügt mit einander leben können."

Also um des Vaters willen hält er in den traurigsten Umständen aus und kennt nur eine Sorge, daß er mit „gesundem Gusto" davon komme, daß also sein Schaffen nicht leide durch alle die schlechte Kunst, die er da aufnehmen muß. Wie liebte er diesen Vater, wie wenig ahnte er die unheimliche Rolle, die dieser ihm gegenüber gespielt hatte und spielte! Wenn es Leopold Mozart nach gegangen wäre, so hätte Wolfgang auch Gedanken der Berechnung in sein eigenes Schaffen hineinziehen sollen. Er hätte also das Verbrechen an dem

Kulturschaffen begehen sollen, dem so viele begabte Menschen schon erlegen sind! Ich habe es in dem Buche „Das Gottlied der Völker" in dem obengenannten Abschnitte eingehend verurteilt. Was schreibt der auf Ruhm und Einnahmen bedachte Vater am 12. April 1778 an seinen zweiundzwanzigjährigen Sohn Wolfgang? (Seite 362/63):

„Mein lieber Wolfgang, ich erfreue mich von Herzen, daß Du schon Arbeit hast... Mit der Opera wirst Du Dich wohl nach dem Geschmacke der Franzosen richten. Wenn man nur Beyfall findet und gut bezahlt wird, das Übrige hole der Plunder! ...und Du kennst mich, ich halte Alles auf Ehre und Ruhm. Du hast Dir solchen in der Kindheit erworben — das muß nun so fortgehen. — Das war allezeit und ist immer meine Absicht, dies sind nun Deine Jahre, die Du für Dich und für uns alle benützen mußt."

So also rät der Vater und Freund dem jungen Schaffenden, dann freilich war dieser in größter Gefahr. Wie gleicht doch die Seele dieses Mannes dem Bilde auf dem Kupferstich aus Paris! Obwohl ihm Wolfgang mit aller Deutlichkeit den schlecht entwickelten, ja verdorbenen Geschmack der Pariser schildert, wiederholt er seine Ratschläge, sein Schaffen zu prostituieren, einem solchen Geschmacke sich anzupassen, noch mehrmals. Denn sein Sohn übergeht diesen Rat in seiner Antwort zunächst feinfühlig. Auf Seite 370/71 lesen wir in dem Briefe vom 29. April 1778:

„Du solltest eine Opera schreiben, so folge meinem Rathe, und bedenke, daß an dem ersten Stücke Dein ganzer Credit hängt. Höre, bevor Du schreibst, und überlege den Geschmack der Nation, höre oder betrachte ihre Opern. Ich kenne Dich, Du kannst alles nachahmen. Schreibe nicht in Eile, — kein

Vernünftiger thut das. Überlege die Worte vorher mit Br. v. Grimm und mit Noverre, mache Schizzi und lasse sie hören, Alle machen es so: Voltaire liest seinen Freunden seine Gedichte vor, hört ihr Urtheil und ändert. Es ist um Ehre und Geldeinnahme zu thun, und dann wollen wir nach Italien wieder gehen, wenn wir Geld haben. Schreibst Du etwas zum Graviren, so schreib es leicht für Liebhaber und populär: schreib nicht eilig. Streich weg, was Dir nicht gefällt, mache Nichts umsonst, laß Dich für alles bezahlen. — — —"

Ein Abgrund verkommener Gesinnung sind diese väterlichen Briefe! Am 28. Mai kommt Leopold Mozart noch einmal auf seine Weisheit zurück (Seite 375):

„Wegen der Opera, die Du schreiben sollst, habe ich Dir letztlich schon meine Erinnerungen gemacht ... Dem Geschmacke der Nation im Gesange zu folgen..."

Wer nun aber glaubt, Mozart habe demgegenüber seine eigene Meinung ausgedrückt, der kennt nicht sein Zartgefühl, mit welchem er das Gegensätzliche dem Vater gegenüber entweder verschweigt oder doch nur andeutet. Wie es in seiner Seele in bezug auf die Erhabenheit des Schaffens über jedem Zweckgedanken der Wirkung auf die Umwelt stand, das zeigt uns seine Antwort, die er in größter wirtschaftlicher Not dem Verleger Hofmeister einmal gab (s. Seite 627):

„Der ihm sagte: ‚Schreib' populärer, sonst kann ich Nichts mehr von Dir drucken und bezahlen...' Mozart antwortete: ‚Nun so verdien' ich Nichts mehr und hungere, und scher mich doch den Teufel darum!'"

Aus der Fülle der Briefe Mozarts an seinen Vater können wir hier nur noch einige wichtige Beispiele auslesen, die uns

das Bild seiner Schicksale zu geben vermögen und uns einen kleinen Blick in seine Seele gönnen. Zunächst wollen wir uns ein Beispiel dafür vor Augen führen, was alles Mozart in Paris erträgt, um seinem Vater zuliebe auszuhalten und der Familie, wenn irgend möglich, durch sein Können eine Existenz dort zu schaffen. Er schreibt am 1. Mai 1778 (Seite 364 ff.):

„Mr. Grimm gab mir einen Brief an Mad. La Duchesse de Chabot, und da fuhr ich hin. Der Inhalt dieses Briefes war hauptsächlich, mich bey der Duchesse de Bourbon (die damals im Kloster war), zu recommandiren, und mich neuerdings wieder bey ihr bekannt zu machen und sich meiner erinnern zu machen. Da gingen 8 Tage vorbey, ohne die mindeste Nachricht. Sie hatten mich dort schon auf über 8 Tage bestellt, und also hielt ich mein Wort und kam. Da mußte ich eine halbe Stunde in einem eiskalten, ungeheizten und ohne Kamin versehenen großen Zimmer warten. Endlich kam die D. Chabot mit größter Höflichkeit und bat mich, mit dem Claviere vorlieb zu nehmen, in dem keines von den ihrigen zugerichtet sey, ich möchte es versuchen. Ich sagte, ich wollte von Herzen gern etwas spielen, aber jetzt sey es unmöglich, indem ich meine Finger nicht empfinde vor Kälte, und bat sie, sie möchte mich doch wenigstens in ein Zimmer, wo ein Kamin mit Feuer ist, führen lassen. ‚O oui, Monsieur vous avez raison.' Das war die ganze Antwort. Dann setzte sie sich nieder und fing an, eine ganze Stunde zu zeichnen, en Compagnie anderer Herren, die Alle in einem Cirkel um einen großen Tisch herum saaßen. Da hatte ich die Ehre, eine ganze Stunde zu warten. Fenster und Thür waren offen, ich war nicht allein in Händen, sondern im ganzen Leibe und Füßen

eiskalt, und der Kopf fing mir auch gleich an wehe zu tun. Da war also altum silentium, und ich wußte nicht, was ich so lange vor Kälte, Kopfwehe und Langerweile anfangen sollte. Oft dachte ich mir, wenn's mir nicht um Mr. Grimm wäre, so ginge ich den Augenblick wieder weg. Endlich, um kurz zu sein, spielte ich auf dem miserabeln elenden Pianoforte. Was aber das Ärgste war, daß die Madame und alle die Herrn ihr Zeichnen keinen Augenblick unterließen, sondern immer fort machten, und ich also für die Sesseln und Tisch und Mauern spielen mußte. Bey diesen so übel bewandten Umständen verging mir die Geduld — ich fing also die Fischer'schen Variationen an, spielte die Hälfte und stand auf. Da waren eine Menge Eloges. Ich aber sagte, was zu sagen ist, nämlich, daß ich mir mit diesem Claviere keine Ehre machen könnte, und mir sehr lieb sey, einen anderen Tag zu wählen, wo ein besseres Clavier da wäre. Sie gab aber nicht nach, ich mußte noch eine halbe Stunde warten, bis ihr Herr kam. Der aber setzte sich zu mir und hörte mit aller Aufmerksamkeit zu, und ich — ich vergaß darüber alle Kälte, Kopfwehe, und spielte ungeachtet dem elenden Clavier so — wie ich spiele, wenn ich guter Laune bin. Geben Sie mir das beste Clavier von Europa, und aber Leute von Zuhörern, die nichts verstehen, oder die nichts verstehen wollen, und die mit mir nicht empfinden, was ich spiele, so werde ich alle Freude verlieren. Ich habe dem Mr. Grimm nach der Hand Alles erzählt. Sie schreiben mir, daß ich brav Visiten machen werde, um Bekanntschaften zu machen und die alten wieder zu erneuern. Das ist aber nicht möglich. Zu Fuß ist es überall zu weit und zu kothig, denn in Paris ist ein unbeschreiblicher Koth; und in Wagen zu fahren — hat man die Ehre,

gleich des Tages 4 bis 5 Livres zu verfahren, und umsonst, denn die Leute machen nur Complimente und dann ist es aus. Sie bestellen mich auf den und den Tag, da spiele ich, dann heißt es: O, c'est un prodige, c'est inconcevable, c'est etonnant — und hiermit à Dieu. Ich habe so hier anfangs Geld genug verfahren, — und oft umsonst, daß ich die Leute nicht angetroffen habe. Wer nicht hier ist, der glaubt nicht, wie fatal es ist. Überhaupt hat sich Paris viel verändert; die Franzosen haben lange nicht mehr so viel Politesse, als vor 15 Jahren, sie gränzen jetzt stark an die Grobheit und hoffärtig sind sie abscheulich. Nun muß ich Ihnen eine Beschreibung vom Concert spirituel machen . . . Übrigens war aber bei der Probe ein großer Beyfall und ich selbst (denn auf das Pariser Lob rechne ich nicht) bin sehr mit meinen Chören zufrieden."

Dieser Brief ist erschütternd. Der Vater sucht ihn zu trösten, daß alles, was er erfährt, jedem Musiker begegnet, und sagt ihm (Seite 370):

„Sey aufgereimt, finde Dich in die Umstände."

Nach der Schilderung dieser skandalösen Behandlung eines großen Künstlers, der Mozart ausgesetzt ist, wollen wir nun einen Blick in seine Lehrtätigkeit tun, die er mit dem verhaltenen Humor, der ihm eigen ist, seinem Vater schildert (Seite 371 ff.):

„Paris, den 14. May 1778. Nun habe ich schon so viel zu thun, wie wird es erst auf den Winter aussehen. Was unsere Umstände betrifft, können wir bey dieser Jahreszeit zufrieden seyn. Ich habe dermalen drey Scholaren und könnte mehrere haben; ich kann sie aber nicht nehmen, weil Alles so weit entlegen ist und ich keine Zeit habe. Unter diesen

Scholaren habe ich auch Eine, welche die Tochter des Duc de Guines ist, der mich über Alles liebt. Diese ist meine Scholarin, der ich täglich zwey Stunden Unterricht in der Composition geben muß, und wofür ich brav bezahlt werde. Er spielt unvergleichlich die Flöte und sie magnifique die Harfe. Sie hat sehr viel Talent und Genie, besonders ein unvergleichliches Gedächtnis, indem sie alle ihre Stücke, deren sie wirklich 200 kann, auswendig spielt. Sie zweifelt aber stark, ob sie auch Genie zur Composition hat – besonders wegen Gedanken – Ideen –; ihr Vater aber (der, unter uns gesagt, ein Bißchen zu sehr in sie verliebt ist) sagt, sie habe ganz gewiß Ideen, es sey nur Blödigkeit – sie habe nur zu wenig Vertrauen auf sich selbst. Nun müssen wir sehen. Wenn sie keine Ideen oder Gedanken bekömmt (denn jetzt hat sie wirklich gar – keine), so ist es umsonst, denn – ich kann ihr, weiß Gott, keine geben. Die Intension vom Vater ist, keine große Componistin aus ihr zu machen. Sie soll, sagt er, keine Opern, keine Arien, keine Concerte, keine Symphonieen, sondern nur große Sonaten für ihr Instrument, wie ich für das Meinige, schreiben. Heute habe ich ihr die vierte Lection gegeben, und was die Regeln der Composition und das Setzen anbelangt, so bin ich so ziemlich mit ihr zufrieden, – sie hat mir zu dem ersten Menuett, den ich ihr aufgesetzt, ganz gut den Baß dazu gemacht. Nun fängt sie schon an, dreystimmig zu schreiben. Es geht, aber sie ennuyirt sich; doch ich kann ihr nicht helfen, denn ich kann unmöglich weiterschreiten, es ist zu früh, wenn auch wirklich das Genie da wäre, so aber ist leider keines da – man wird alles mit Kunst thun müssen. Sie hat gar keine Gedanken, es kömmt Nichts. Ich habe es auf alle mögliche Art mit ihr probirt;

unter andern kam mir auch in den Sinn, einen ganz simplen Menuett aufzuschreiben, und zu versuchen, ob sie nicht eine Variation darüber machen könnte? — Ja, das war umsonst. — Nun, dachte ich, sie weiß nicht, wie und was sie anfangen soll — ich fing also nur den ersten Tact an zu variiren, und sagte ihr, sie solle so fortfahren und bey der Idee bleiben — das ging endlich so ziemlich. Wie das fertig war, so sprach ich ihr zu, sie möchte doch selbst Etwas anfangen, — nur die erste Stimme, eine Melodie — ja, sie besann sich eine ganze Viertelstunde — und es kam nichts. Da schrieb ich also vier Tacte von einem Menuett und sagte zu ihr: ‚Sehen Sie, was ich für ein Esel bin; jetzt fange ich den Menuett an, und kann nicht einmal den ersten Theil zu Ende bringen. Haben Sie doch die Güte und machen Sie ihn aus.' Das glaubte sie unmöglich. Endlich mit vieler Mühe — kam Etwas an den Tag. Ich war doch froh, daß einmal Etwas kam. Dann mußte sie den Menuett ganz ausmachen, das heißt, nur die erste Stimme. Über Haus habe ich ihr nichts anderes anbefohlen, als meine vier Tacte zu verändern, und von ihr Etwas zu machen — einen anderen Anfang zu erfinden — wenn es schon die nämliche Harmonie ist, wenn nur die Melodie anders ist. Nun werde ich morgen sehen, was es ist. —"

Alle seine Bemühungen, eine feste Anstellung zu bekommen, bleiben vergeblich, denn die Organistenstelle in Versailles dünkt ihm wegen der teueren Lebensverhältnisse zu unterbesoldet, während der Vater ihm sehr zur Annahme zurät. Ein Lichtblick für ihn sind die Stunden bei Menschen, die ihm seelisch näher treten und die besonders für sein Schaffen besseres Verständnis zeigen. Auch hiervon wollen

wir uns durch einen Brief berichten lassen, damit wir kein zu düsteres Bild seines Lebens in Paris bekommen (Seite 376/77):

„Paris, den 12. Juny 1778.

Ich habe nun schon gewiß sechs Mal bey Graf Siekingen, Pfälzischem Gesandten gespeis't – da bleibt man allezeit von 1 bis 10 Uhr. Die Zeit geht aber bey ihm so geschwind herum, daß man es gar nicht merkt. Er hat mich sehr lieb. Ich bin aber auch sehr gern bey ihm – das ist ein so freundlicher und vernünftiger Herr, und der eine so gesunde Vernunft – und eine wahre Einsicht in die Musik hat. Heute war ich abermals mit Raff dort, und ich brachte ihm, weil er mich schon längst darum gebeten hatte, etliche Sachen von mir hin. Heute nahm ich die neue Symphonie mit, die ich gerade fertig hatte, und durch welche am Frohnleichnamstage das Concert spirituel wird eröffnet werden. Diese hat allen Beyden überaus wohl gefallen. Ich bin auch sehr wohl damit zufrieden. Ob sie aber gefällt, das weiß ich nicht, – und die Wahrheit zu sagen, liegt mir sehr wenig daran; denn, wem wird sie nicht gefallen? – den wenigen gescheidten Franzosen, die da sind, stehe ich gut dafür, daß sie gefällt; den Dummen, – da sehe ich kein großes Unglück, wenn sie ihnen nicht gefällt. – Ich habe aber doch Hoffnung, daß die Esel auch Etwas daran finden, das ihnen gefallen kann; und dann habe ich ja den premier coup d'archet nicht verfehlt! – und das ist ja genug. Da machen die Ochsen hier ein Wesen daraus! – Was Teufel! – ich merke keinen Unterschied – sie fangen auch zugleich an – wie in anderen Orten. Das ist zum Lachen. – – –"

Hier sehen wir, daß Mozart auch genußreiche Stunden

verlebt hat und des Vaters Ansinnen, sein Schaffen „populair“ zu gestalten, zurückweist. In diese Zeit, die ihm immer noch nicht die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches, eine festbesoldete Tätigkeit, gebracht hat, fällt die schwere Erkrankung seiner Mutter, die am 3. Juli 1778 zu ihrem Tode führt. Es ist kennzeichnend für Mozart, daß er seinem Vater und seiner Schwester einen langen vorbereitenden Brief von der schweren, aber noch nicht völlig hoffnungslosen Krankheit schreibt, während er am gleichen Tage den nahen Hausfreund Bullinger bittet, den Angehörigen die Trauernachricht schonend beizubringen. Dieser Brief lautet (Seite 380 ff.):

„Paris, den 3. Juillet 1778.

Allerbester Freund!

Trauern Sie mit mir, mein Freund! — Dieß war der traurigste Tag in meinem Leben — das schreibe ich um zwey Uhr Nachts — ich muß es Ihnen doch sagen, meine Mutter, meine liebste Mutter ist nicht mehr! — Gott hat sie zu sich berufen — er wollte sie haben, das sah ich klar — mithin habe ich mich in den Willen Gottes gegeben. — Er hat sie mir gegeben, er konnte sie mir auch nehmen. Stellen Sie sich nur alle meine Unruhe, Angst und Sorgen vor, die ich diese vierzehn Tage ausgestanden habe. — Sie starb, ohne daß sie Etwas von sich wußte, — löschte aus wie ein Licht. Sie hat drey Tage vorher gebeichtet, wurde abgespeis't und empfing die heilige Öhlung. — Die letzten drey Tage aber phantasirte sie beständig, und heute um 5 Uhr 21 Minuten Abends griff sie in Zügen, verlor also gleich dabey alle Empfindung und Sinne — ich drückte ihr die Hand, redete

sie an — sie sah mich aber nicht, hörte mich nicht, und empfand Nichts — so lag sie, bis sie verschied, nämlich in 5 Stunden, um 10 Uhr 21 Minuten Abends — es war Niemand dabey, als ich, ein guter Freund von uns, den mein Vater kennt, Hr. Haine und die Wärterin. — Die ganze Krankheit kann ich Ihnen heute unmöglich schreiben — ich bin der Meynung, daß sie hat sterben müssen — Gott hat es so haben wollen. Ich bitte Sie unterdessen um Nichts, als um das Freundschaftsstück, daß Sie meinen armen Vater ganz sachte zu dieser traurigen Nachricht zubereiten — ich habe ihm mit der nämlichen Post geschrieben — aber nur, daß sie schwer krank ist — warte dann nur auf eine Antwort, damit ich mich darnach richten kann. Gott gebe ihm Stärke und Muth! — Mein Freund! — Ich bin nicht jetzt, sondern sehr lange her getröstet! — ich habe aus besonderer Gnade Gottes Alles mit Standhaftigkeit und Gelassenheit übertragen. Wie es so gefährlich wurde, so bat ich Gott nur um zwey Dinge, nämlich um eine glückliche Sterbestunde für meine Mutter, und dann für mich um Stärke und Muth — und der gütige Gott hat mich erhört und mir die zwey Gnaden im größten Maaße verliehen. Ich bitte Sie also, bester Freund, erhalten Sie mir meinen Vater, sprechen Sie ihm Muth zu, daß er es sich nicht gar zu schwer und hart nimmt, wenn er das Aergste erst hören wird. Meine Schwester empfehle ich Ihnen auch von ganzem Herzen — gehen Sie doch gleich hinaus zu ihnen, ich bitte Sie — sagen Sie ihnen noch nicht, daß sie todt ist, sondern bereiten Sie sie nur so dazu vor — thun Sie, was Sie wollen, — wenden Sie Alles an — machen Sie nur, daß ich ruhig seyn kann — und daß ich nicht etwa ein anderes Unglück zu erwarten habe. — Erhalten Sie mir

meinen lieben Vater, und meine liebe Schwester. Geben Sie mir gleich Antwort, ich bitte Sie — Adieu, ich bin

Dero

gehorsamster, dankbarster Diener

Wolfgang Amadé Mozart."

Am 9. Juli, als Mozart hofft, daß die Angehörigen von Bullinger vorbereitet sind, schreibt er dann über den Tod und alle Einzelheiten der letzten Tage. In diesem Briefe sind die besonders innigen, um das Wohl der Angehörigen besorgten Worte zu finden (Seite 395):

„Allerliebster Vater! — Schonen Sie sich! — Liebste Schwester! — Schone Dich, — Du hast noch nichts von dem guten Herzen Deines Bruders genossen — weil er es noch nicht im Stande war. — Meine liebsten Beyde! — Habt Sorge auf Euere Gesundheit — denket, daß Ihr einen Sohn habt — einen Bruder — der alle seine Kräfte anwendet, um Euch glücklich zu machen — wohl wissend, daß Ihr ihm auch einstens seinen Wunsch und sein Vergnügen — welches ihm gewiß Ehre macht, nicht versagen, und auch alles anwenden werdet, um ihn glücklich zu sehen."

Als der Vater sich von seinem größten Schmerz erholt hatte, ging er in Sorge, den Sohn allein in Paris zu wissen, Unterhandlungen mit dem Erzbischof in Salzburg ein, der so schmählich an Mozart gehandelt hatte, um von ihm eine Wiederanstellung unter etwas besseren Gehaltsbedingungen zu erreichen. Wie hätte der Sohn, dessen Seele ganz Güte und Fürsorge für seine Angehörigen war, dem Vater abschlagen sollen, diesen greulichen Schritt in die neuerliche Abhängigkeit von diesem Mann, der ihn so verächtlich behandelt hatte, der ihn mit Schikanen verfolgt hatte, zu tun?

Der Vater versucht auch, ihm den neuen Plan möglichst rosig hinzustellen und läßt ihm überhaupt keine Wahl, ja, er kündigt sofort an, daß der nächste Brief den Zeitpunkt mitteile, wann der Sohn von Paris abreisen soll. Dieser Brief des Vaters Leopold Mozart ist kennzeichnend für ihn und enthält wieder die schauerlichen Worte:

„...daß es sein Tod bedeuten würde, wenn Mozart sich ihm nicht fügt, sein Leben erhalten wird, wenn er es tut."

Wie hätte da Mozart mit der frischen Trauer um die Mutter im Herzen es abschlagen sollen, von neuem in die Botmäßigkeit des furchtbaren Erzbischofs und Meisters der Loge „zur Fürsicht" zurückzukehren? Es war ein Glück, daß Mozarts Liebe zu Aloysia Weber ihm die Heimkehr gar sehr erleichterte. Er besucht Straßburg auf der Heimreise, spielt im kleinen Kreise und läßt sich überreden, im Theater öffentlich ein Konzert zu geben. Das Theater ist fast leer, doch Mozart läßt sich nicht weiter davon beeinflussen, sondern schreibt (Seite 409):

„Und dann war es so kalt! — Ich habe mich aber schon gewärmt, und um den Herrn Straßburgern zu zeigen, daß mir garnichts daran liegt, so habe ich für meine Unterhaltung recht viel gespielt, — habe um ein Konzert mehr gespielt, als ich versprochen habe, — und zuletzt lange aus dem Kopfe."

Über Mannheim, wo er alte Freunde begrüßt, kommt er dann hoffnungfreudig nach München, um dort seine junge Liebe, die Sängerin Aloysia Weber, wiederzusehen. Aber er fand bei ihr eine völlig veränderte Gesinnung (Seite 414):

„Sie schien den, um welchen sie ehedem geweint hatte, nicht mehr zu kennen, als er eintrat. Deßhalb setzte sich Mozart flugs ans Klavier und sang laut: ‚Ich lass' das Mädel

gern, das mich nicht will.' Von nun an suchte ihre Schwester Konstanze, die vielleicht mehr für sein Talent, als für seine Person fühlte, und Mitleiden mit dem Betrogenen hatte, welches er von der Aloysia erdulden mußte, ihn zu unterhalten. Er unterrichtete sie im Pianoforte, als eine lernbegierige Schülerin, mit Vergnügen."

Später sahen sich Wolfgang und Konstanze in Wien wieder und es erwachte in beiden die tiefe Liebe, die dann zu ihrer Ehe führte. Nun kehrt Mozart nach Salzburg unter den Oberbefehl des Erzbischofs zurück und wird Organist. Ein Jahr darauf kann er zu seiner Freude von der abgemachten Erlaubnis, in Mailand oder München Opern aufzuführen, Gebrauch machen. Denn besonders der Kurfürst Karl Theodor, der so sehr kunstliebend war, schätzte Mozarts Musik im höchsten Grade. So erhielt er denn den Auftrag, für den Carneval 1781 in München eine Opera Seria zu schreiben und er schuf die Oper „Idomeneo", die ihm selbst eine liebe Schöpfung wurde. Überhaupt war ihm der Aufenthalt in München, der nun notwendig wurde, eine besonders liebe und schöne Zeit seines Lebens. Der Briefwechsel mit seinem Vater gibt Zeugnis von seinem erfolgreichen Schaffen und dem Entgegenkommen seiner Freunde. Wieder kann es der Vater nicht unterlassen, dem Sohne einen ähnlichen Ratschlag wie seinerzeit nach Paris zu geben, sein Schaffen dem Geschmack der Allgemeinheit anzupassen. Er schreibt am 11. Dezember 1780 (Seite 424):

„Ich hoffe, Du bist gesund. Ich empfehle Dir bey Deiner Arbeit nicht einzig und allein für das musikalische, sondern auch für das unmusikalische Publikum zu denken: — Du weißt, es sind hundert unwissende gegen zehn wissende Ken-

ner; — vergiß also das sogenannte Populäre nicht, das auch die langen Ohren kitzelt.“

Mozart wurde, als er noch Kind war, in einem anderen Sinne von seinem Vater der „Unüberwindliche“ genannt. Nun soll er erleben, daß er diesen Namen mit Recht trägt. Er läßt sich nicht hinabziehen, sondern gibt eine wunderschöne Antwort. Seine Kunst ist tief empfunden und klar, und so weiß er, daß sie zu allen warmen Menschenseelen spricht und schreibt (Seite 425):

„Wegen des sogenannten Populare sorgen Sie nicht, denn in meiner Oper ist Musik für alle Gattungen von Leuten, — ausgenommen für lange Ohren nicht.“

Schwer lastet auf dem jungen Mozart die grauenvolle Notwendigkeit, nach diesen freien, schönen Tagen des Schaffens wieder in den Salzburger Frondienst zu müssen. Der Erzbischof hatte ihm für das Komponieren, Schreiben, Vorbereiten und Aufführen der Oper im ganzen 6 Wochen Urlaub gegeben! Mozart hofft fast, daß er eine Verlängerung dieser geradezu lächerlichen Urlaubszeit abschlagen werde und schreibt an seinen Vater (Seite 425):

„Wie ist es denn mit dem Erzbischof? Künftigen Montag wird es sechs Wochen, daß ich von Salzburg weg bin. Sie wissen, mein liebster Vater, daß ich nur Ihnen zuliebe in Salzburg bin; denn, bey Gott, wenn es auf mich ankäme, so würde ich, bevor ich abgereiset bin, das letzte Decret zerrissen und meine Entlassung begehrt haben; denn mir wird, bei meiner Ehre, nicht Salzburg, sondern der Fürst und die stolze Noblesse alle Tage unerträglicher. Ich würde also mit Vergnügen erwarten, daß er mir schreiben ließe, er brauche mich nicht mehr. Ich würde auch bey der großen Protection, die

ich hier habe, für gegenwärtige und zukünftige Umstände gesichert sein, Todesfälle ausgenommen, für welche niemand stehen kann.......... Kommen Sie bald zu mir nach München und hören Sie meine Opera, — und sagen Sie mir dann, ob ich Unrecht habe, traurig zu sein, wenn ich nach Salzburg denke; denn Sie wissen, wie schwer es gehalten hat, dieß Mal wegzukommen, ohne große Ursache ist gar kein Gedanke. Es ist zum Weinen, wenn man daran denkt. — Doch Ihnen zuliebe Alles in der Welt, — und leichter würde es mir noch ankommen, wenn man doch nur bisweilen auf eine kurze Zeit wegkönnte, um Odem zu schöpfen. — — Adieu! — Ich küsse Ihnen zweitausendmal die Hände und meine Schwester umarme ich von ganzem Herzen und bin ewig dero

gehorsamster Sohn.
W. A. M."

Ja, er war stets der gehorsamste Sohn und kehrt, nachdem der Vater und seine Schwester sich an dem Ruhm, den die Opernaufführung einbrachte, mit erfreut hatten, in den Kerker seiner Seele, den Dienst bei dem ihn schikanierenden Erzbischof und Logenvorgesetzten zurück. Wo läßt sich solche hingebende Liebe und Rücksicht auf die Angehörigen noch einmal finden? Wo aber auch solche Selbstsucht eines Vaters einem so hoch begabten Schaffenden gegenüber? Mozart hatte versucht, durch sein Offertorium „Misericordias domini", das er zu gleicher Zeit in München komponierte, eine Anstellung zu finden, aber ohne Erfolg. Da wurde er durch einen Auftrag des Erzbischofs im März d. J. 1781 nach Wien gerufen, wo er am 16. März eintraf, um von da ab bis zu seinem Tode der Kaiserstadt treu zu bleiben. Langsam aber

sicher hat er sich in Wien durch seine Leistung eine Stellung verschafft. Aber zunächst hatte er die unglaubliche Behandlung durch den Erzbischof zu ertragen. Mit dem Koch und den Kammerdienern zusammen mußte er sich zu Tische setzen, der Fürsterzbischof hielt das für die geeignete Rangordnung! Mozart schreibt am 17. März 1781 (Seite 438 ff.):

„Um halb 12 Uhr Mittags wird schon zu Tische gegangen, leider für mich ein Bißchen zu früh. Da speisen die zwey Leib-Kammerdiener, der Controlleur, Hr. Zetti, der Zuckerbäcker, zwey Köche, Ceccarelli, Brunetti und meine Wenigkeit. Die zwey Leib-Kammerdiener sitzen obenan, und ich habe wenigstens die Ehre, vor den Köchen zu sitzen. Nun, ich denke, ich bin in Salzburg. – Bey Tische werden einfältige grobe Späße gemacht; mit mir macht Keiner Spaaß, weil ich kein Wort rede, und wenn ich was reden muß, so ist es allezeit mit der größten Seriösität, und so wie ich abgespeiset habe, gehe ich meines Weges. Abends haben wir keine Tafel, sondern jeder bekömmt drey Dukaten – da kann Einer weit springen. Der Hr. Erzbischof hat die Güte und gloriirt mit seinen Leuten, raubt ihnen ihre Verdienste und bezahlt sie nicht dafür. –"

„Wien, den 24. März 1781.

Was Sie mir vom Erzbischof schreiben, hat, was seinen Ehrgeiz in betreff meiner Person kitzelt, in so weit seine Richtigkeit; – allein, was nützt mir Alles dieß? – von diesem lebt man nicht. – und was giebt er mir denn für Distinction? – Hr. v. Kleinmayrn, Bönecke haben mit dem Erlauchten Grafen Arco eine besondere Tafel; – das wäre Distinction, wenn ich bey dieser Tafel wäre, – aber nicht bey den Kammerdienern, die außer dem ersten Platz am Tische die Lüster

anzünden, die Thüre aufmachen und im Vorzimmer bleiben müssen; und dann, wenn wir wo zu einem Concerte gerufen werden, so muß ein Herr Leib-Kammer-Diener herauspassen, bis die Herren Salzburger kommen, und sie dann durch einen Lakay weisen lassen, damit sie hineindürfen, wie das mir Brunetti so im Discours erzählte. Da dachte ich mir: Wartet nur, bis ich einmal komme. Als wir also letzthin zum Fürsten Gallizin mußten, ging ich mit Fleiß allein hin; — als ich hinauf ging, stand schon der Hr. Angerbauer da, den Bedienten zu sagen, daß er mich hinein führen sollte. — Ich gab aber weder auf den Hrn. Leib-Kammer-Diener, noch auf den Bedienten Acht, sondern ging gerade die Zimmer durch in das Musikzimmer, denn die Thüren waren alle offen, — und schnurgerade zum Prinzen hin, und machte ihm mein Compliment, wo ich dann stehen blieb und immer mit ihm sprach. ...."

"Wien, den 4. April 1781.

Ich habe Ihnen letzthin schon geschrieben, daß mir der Erzbischof ein großes Hinderniß ist; denn er macht mir wenigstens 100 Ducaten Schaden, die ich ganz gewiß durch eine Akademie im Theater machen könnte, denn die Damen haben sich mir schon selbst angetragen, Billets auszutheilen....... Was glauben Sie, wenn ich nun, da mich das Publicum einmal kennt, eine Akademie für mich gäbe, was ich nicht da machen würde? — Allein unser Erzbischof erlaubt es nicht — er will nicht, daß seine Leute Nutzen haben sollen, sondern Schaden. Doch dieß kann er bey mir nicht zuwege bringen; denn wenn ich hier zwey Scholaren habe, so stehe ich besser als in Salzburg.........."

„Wien, den 12. May 1781.

Sie wissen aus meinem letzten Briefe, daß ich den Fürsten den 9ten May um meine Entlassung gebeten habe, weil er mir es selbst geheißen hat; denn schon in den ersten zwey Audienzen sagte er mir: scher' Er sich weiter, wenn Er mir nicht recht dienen will! — Was Wunder also, wenn ich endlich durch Bube, Schurke, Bursche, liederlicher Kerl und dergleichen Ausdrücke mehr außer mir, das ‚scher' Er sich weiter!' endlich für bekannt angenommen habe. Ich gab den folgenden Tag dem Grafen Arco eine Bittschrift, um selbe Sr. Hochfürstl. Gnaden zu überreichen, und auch wieder das Reisegeld, welches in 15 fl. 40 Xr. für die Diligence, und 2 Ducaten Verzehrungsgeld besteht. Er nahm mir Beydes nicht an, sondern versicherte mich, daß ich gar nicht quittieren könnte, ohne Ihre Einwilligung, mein Vater, zu haben. Das ist Ihre Schuldigkeit, sagte er mir. — Ich versicherte Ihm gleichfalls, daß ich so gut als er meine Schuldigkeit gegen meinen Vater kenne, uno es wäre mir sehr leid, wenn ich sie von ihm erst lernen müßte. — Gut also, sagte er, ist er damit zufrieden, so können Sie Ihre Entlassung begehren, wo nicht, so — können Sie sie — auch begehren. — Eine schöne Distinction! Alles, was mir der Erzbischof in den drey Audienzen Erbauliches sagte, besonders in der letzten, — und was mir jetzt wieder dieser herrliche Mann Gottes Neues erzählte, machte eine so treffliche Wirkung auf meinen Körper, daß ich Abends in der Opera mitten im ersten Acte nach Hause gehen mußte, um mich zu legen; denn ich war ganz erhitzt — zitterte am ganzen Leibe — und taumelte wie ein Besoffener auf der Gasse, blieb auch den folgenden Tag, als gestern, zu Hause, und den ganzen Vormittag im Bette. —

Daß Sie glauben, daß ich mich bey der Noblesse und dem Kaiser selbst in üblen Credit setzen werde, ist grundfalsch, denn der Erzbischof ist hier gehaßt, und vom Kaiser am meisten; das ist eben sein Zorn, daß ihn der Kaiser nicht nach Laxenburg eingeladen hat. — — Ich will also noch den Hauptvorwurf über meine Bedienung hersetzen. Ich wußte nicht, daß ich Kammerdiener wäre, und das brach mir den Hals. Ich hätte sollen allen Morgen so ein paar Stunden in der Anti Camera verschleudern; man hat mir freylich öfter gesagt, ich sollte mich sehen lassen, — ich konnte mich aber niemals erinnern, daß dieß mein Dienst sey, und kam nur allezeit richtig, wenn mich der Erzbischof rufen ließ. — Nun habe ich mit Ihnen gesprochen, als wenn wir in Gegenwart des Erzbischofs wären. — Jetzt spreche ich aber ganz allein mit Ihnen, mein liebster Vater. Von allem Unrecht, welches mir der Erzbischof von Anbeginn seiner Regierung bis jetzt angethan, von dem unaufhörlichen Schimpfen, von allen Impertinenzen und Sottisen, die er mir in das Gesicht sagte, von dem unwidersprechlichen Recht, das ich habe, von ihm wegzugehen, wollen wir ganz schweigen, denn da läßt sich nichts dawider sagen. Nur will ich von dem sprechen, was mich — auch ohne alle Ursache einer Kränkung — von ihm wegzugehen verleitet haben würde. Ich habe hier die schönsten und nützlichsten Connoissances von der Welt, bin in den größten Häusern angesehen und beliebt, man erzeigt mir alle mögliche Ehre, und bin dazu noch dafür bezahlt, — und ich soll um 400 fl. in Salzburg schmachten, ohne Aufmunterung? — Was würde das Ende davon seyn? — Immer das Nämliche: ich müßte mich todt kränken lassen, oder wieder weg

gehen. — Ich brauche Ihnen nichts mehr zu sagen, Sie wissen es selbst."

Der Fürsterzbischof der römisch-katholischen Kirche, der sich, wie ich in dem Buche „Der ungesühnte Frevel" auf Seite 65—66 nachgewiesen habe, schon in Salzburg reichlich an Mozart dafür gerächt hatte, daß dieser „Teutsch denken, Teutsch handeln, Teutsch reden und Teutsch singen" wollte, hat sich vor der Nachwelt durch sein Verhalten dem großen unsterblichen Künstler gegenüber geschändet, wir vergessen ihn nicht! Mozart's Vater, der selbst Illuminat und Freimaurer war, hatte leider seinen Sohn auch in die Loge „zur Fürsicht" in Salzburg aufnehmen lassen und der Fürsterzbischof war als Illuminat und Freimaurer sein Logenvorgesetzter. Mozart bat als aufrechter Mann den Fürsterzbischof um seine Entlassung, die dieser nicht annehmen wollte (Seite 445):

„indem sich der Graf A. alle mögliche Mühe gab, Mozarts Entschluß zu ändern, um ihn wieder nach Salzburg zu bringen. Er stellte ihm vor, daß für ihn Wien nicht der Ort sey, wo er sein Glück machen werde, das Publicum sey zu wandelbar und wende nach kurzer Zeit schnell einem Neueren seine Gunst zu und komme in einer so großen Stadt ganz in Vergessenheit. Hierauf antwortete Mozart: ‚Die Wiener sind wohl Leute, die gern abschießen, — aber nur am Theater, und mein Fach ist zu beliebt hier, als daß ich mich nicht souteniren sollte! Hier ist doch gewiß das Clavierland! — und dann, lasse ich es zu, so wäre der Fall erst in etlichen Jahren, eher gewiß nicht!" — Mozart bestimmte nun Wien zu seinem Wohnplatz, ... Und er hoffte auch, daß er seinem Vater mehr nützlich sein könne, als in Salzburg, welche Hoffnung auch in Erfüllung ging, indem er von Zeit zu Zeit ihm

10 bis 30 Ducaten schickte. Der Weg nach Prag war ihm jetzt weniger verschlossen, als wenn er in Salzburg geblieben wäre. — Er beschäftigte sich nun mit Clavier-Unterricht, mit der Composition, indem er sechs Sonaten auf Subskription herausgab, und mit dem Studiren der Händel'schen Fugen, dazu kamen noch die häufigen Bestellungen von den höchsten Personen, um dort zu spielen. Wie fleißig und anstrengend er dort arbeitete, darüber geben uns seine Briefe an seinen Vater die triftigsten Belege......."

Durch Konzerte, die sich mit Hilfe von Listeneintragung ermöglichten, von denen im Sommer 12 im Augarten statthatten, während sie im Winter als „Subskriptionsakademien" außer Theaterkonzerten von Mozart eingerichtet wurden, schaffte er sich eine gesicherte Grundlage, vermehrte auch die Zahl seiner Bewunderer und endlich die Zahl seiner Schüler, denen er schon im ersten Jahre seines Aufenthalts in Wien den ganzen Morgen widmen muß. Sonntags ist er zu Tisch bei dem reichen Holländer van Swieten eingeladen und spielt dort vor allem Händel- und Bachmusik. Es ist derselbe van Swieten, der ihn später im Massengrabe verscharren läßt! Seine Briefe nach Salzburg zeigen sein reiches Schaffen in dieser Zeit, ja, wissen auch bald zu melden, daß seine Werke in Böhmen sehr gefeiert werden. Eine tiefe Freundschaft verbindet ihn mit Josef Haydn und es läßt sich schwer sagen, wer von ihnen beiden die größere Bewunderung vor dem anderen hat und läßt sich auch kaum etwas Schöneres denken,als die Wärme, mit der beide Künstler vor Dritten für einander eintraten. Bald ist Mozart so glücklich, seinem Vater dann und wann Geld von seinen Einnahmen nach Salzburg schicken zu können. Das Hauptgewicht für seine wachsen-

den Erfolge dankte er dem Bestreben des Kaisers Joseph II., der sich zum Ziele setzte, an Stelle der italienischen Opern die Deutsche Opernkunst mehr und mehr zu heben und die Deutschen für die Werke ihres eigenen Volkes reif zu machen. Er versammelte die besten Sänger und Sängerinnen und ließ von Mozart eine Deutsche Oper setzen, der Bretzner's Text: „Entführung aus dem Serail" wählte. Es begannen nun Wochen des freudigen Schaffens und der vielen Mühen, bis alle Künstler vorbereitet waren, und endlich am 12. Juli unter rauschendem Beifall und unter Wiederholung der meisten Teile die Oper allen den vielen Kabalen und Intrigen zum Trotze aufgeführt werden konnte. Seite 459/60 heißt es:

„Dieses allgemeine große Aufsehen, welches sie das erste Mal einerntete, blieb bey den schnell aufeinanderfolgenden Aufführungen bei gedrängt vollem Hause in dem nämlichen Grade."

Je größer aber die Erfolge waren, umso mehr wuchsen auch die Intrigen und Mozart schreibt am 20. Juli 1782 an seinen Vater (Seite 460):

„Gestern ist meine Oper zum zweyten Male gegeben worden. Könnten Sie wohl noch vermuten, daß gestern noch eine stärkere Kabale war, als am ersten Abend? Der ganze erste Akt ging verloren, aber das laute Bravo-Rufen unter den Arien konnten sie doch nicht verhindern.......... mithin ging der ganze Effect davon verloren....... Ich war so in Wuth, daß ich mich nicht kannte........ Das Theater war fast noch voller als das erste Mal; .... Die Oper hat in den zwei Tagen 1200 fl. getragen."

Am 27. Juli schreibt er jubelnd:

„Meine Opera ist gestern allen Nannerln zu Ehren mit allem Applauso das dritte Mal gegeben worden."

Und nun hören wir auch, weshalb ihm der Erfolg diesmal so sehr am Herzen liegt, denn sein Brief schließt ab (Seite 462):

„Liebster, bester Vater! Ich muß Sie bitten, um alles in der Welt bitten, geben Sie mir Ihre Einwilligung, daß ich meine liebe Constanze heirathen kann."

Am 31. Juli schließt er seinen Brief mit den Worten ab, die uns verraten, daß des Vaters Haltung seinen Willen diesmal nicht ändern könnte (Seite 463):

„Sie können nichts dagegen einzuwenden haben, und haben es auch wirklich nicht, das zeigen mir Ihre Briefe, denn Constanze ist ein ehrliches, braves Mädchen, von guten Eltern, und ich bin im Stande, ihr Brot zu verschaffen, wir lieben uns und wollen uns, da ist also nichts aufzuschieben."

Seine Oper wurde in dem Glücke dieser jungen Liebe geschaffen, und er legte ihre ganze Innigkeit in die Arien derselben. Sie wurde von Mozarts Freunden scherzhaft auch „Die Entführung aus dem Auge Gottes" deshalb genannt, weil das Haus so hieß, woraus Mozart seine Braut, deren Mutter ihre Einwilligung versagte, sozusagen entführte, denn er führte sie heimlich daraus zu der Baronin Waldstetten, in deren Haus die Hochzeit den 4. August 1782 erfolgte. Er selbst erzählt (Seite 466):

„Meine liebe Constanze, nunmehro (Gott sei Dank) meine wirkliche Frau, wußte meine Umstände und alles, was ich von Ihnen zu erwarten habe, schon lange von mir. — Ihre Freundschaft aber und Liebe zu mir war so groß, daß sie gern

mit größter Freude ihr ganzes künftiges Leben meinem Schicksale aufopferte........ Bey der Copulation war kein Mensch, als die Mutter und jüngste Schwester; Herr von Thorwart als Vormund ... Herr Landrat von Zetto, Beistand der Braut, und Herr von Gilowsky als mein Beistand. Als wir zusammen verbunden wurden, fing sowohl meine Frau als ich zu weinen an; davon wurden Alle, sogar der Priester gerührt, und Alle weinten, da sie Zeugen unserer gerührten Herzen waren."

Sein Plan, Konstanze dem Vater in Salzburg vorzuführen, muß wieder und wieder verschoben werden, denn obwohl Mozart so viel zu tun hat, fehlt gewöhnlich das Geld. Es war eine Ausnahme, daß er für seine Kompositionen wirklich die entsprechende Einnahme hatte. Die meisten wurden ihm, man möchte sagen fast gesetzmäßig gestohlen, erschienen in anderen Städten und bereicherten die Diebe. Auch war er im Anschluß an den Erfolg seiner Oper von der Gehässigkeit aller Verehrer der italienischen Kunst verfolgt und sogar der Kaiser Joseph, der im Grunde von der Oper entzückt war, meinte einmal (Seite 465):

„‚Gewaltig viel Noten, lieber Mozart', – ‚Gerade so viel Ew. Majestät, als nötig ist', versetzte dieser mit jenem edlen Stolze und der Freymüthigkeit, die großen Geistern so gut steht. Mozart hatte wohl bemerkt, daß der Kaiser ein fremdes Urteil ausgesprochen hatte."

Unbekümmert um derlei Erschwernisse lebte das junge Paar offenbar ganz in dem Wohlklang ihrer Seelen. Viel gab es zu tun. Mozart schreibt am 21. Dezember (Seite 472): „Überhaupt habe ich so viel zu thun, daß ich oft nicht weiß, wo mir der Kopf steht. Der ganze Vormittag bis zwey Uhr

geht mit Lectionen herum, dann essen wir .... Dann ist der einzige Abend, wo ich etwas schreiben kann, und dieser ist nicht einmal sicher, weil ich öfters zu Akademien gebeten werde."

Die Intrigen seiner Gegner sollten sich wieder in vollem Lichte zeigen, als Mozart von Kaiser Joseph den Auftrag erhielt, das damals so beliebte französische Lustspiel „Figaro" als Text zu einer Oper zu verwerten. Hatte er schon vorher, als er den Auftrag erfüllte, in eine italienische Oper „Il Curioso indiscreto" zwei Arien einzuführen, den Intrigen seiner Gegner dadurch die Spitze abgebrochen, daß er deren boshaftes Gerede, er wolle Anfossi korrigieren, als Verwarnung in das Opernbüchel schrieb und widerlegte, so war dadurch die Intrige siegreich überwunden, aber die Wut des italienischen Komponisten Salieri und seiner Genossen nur gewachsen. So wollten sie denn die Aufführung seiner Oper „Figaro" zugrunde richten. Die Sänger haben bei der Erstaufführung, geleitet von Haß, sich Mühe gegeben, durch vorsätzliche Fehler die Oper zu stürzen. Auf Seite 492 heißt es:

„Dieser feige Bund verdientloser Menschen blieb bis an das frühe Ende des unsterblichen Künstlers in voller Thätigkeit, ihn zu hassen, zu verleumden und seine Kunst herabzusetzen. Welchen Kampf hatte Mozarts Geist zu bestehen, bis er vollkommen triumphirte! Man erzählt, daß die Sänger durch eine ernste Warnung des seligen Monarchen" (Kaiser Joseph) „zu ihrer Pflicht gewiesen werden mußten, da Mozart voll Bestürzung zwischen dem zweiten Akte zu ihm in die Loge kam, und ihn darauf aufmerksam machte."

Auf Grund solcher Erfahrungen entschloß sich später Mozart, seine Opern lieber für Prag zu schreiben, wo er eines

kunstverständigen, dankbaren Publikums und der begeisterten Bewunderung von seiten der Musiker sicher war.

Erst ein Jahr nach der Hochzeit hat er einmal so viel Geld in der Tasche, ohne daß ein Freund es ihm, dem so Gutherzigen, sofort wieder abbettelte, daß er mit seiner Frau zu dem Vater reiste. Aber als er in den Wagen stieg, nahte noch ein Gläubiger und forderte 30 fl., sodaß es beinahe wieder nicht zur Salzburger Reise kam. Der Aufenthalt im Elternhause sieht ihn wieder bei Kompositionen und kaum zurückgekehrt, übergibt er die Oper „Die Entführung aus dem Serail" und „Idomeneo" zu Aufführungen nach Prag und Leipzig, während er selbst sich durch eine reiche Fülle von „Subskriptionsakademien" in musikliebenden Häusern Wiens die notwendigen Einnahmen sichert. Als der Vater im Februar 1785 seinen Sohn in Wien besucht, berichtet er von der wachsenden wirtschaftlichen Erleichterung, ja, er kann der Schwester Nannerl am 19. März melden (Seite 487):

„Ich glaube, daß mein Sohn, wenn er keine Schulden zu bezahlen hat, jetzt 2000 fl. in die Bank legen kann: das Geld ist sicher da, und die Hauswirtschaft ist, was Essen und Trinken betrifft, im höchsten Grade öconomisch."

Dieser Brief des Vaters ist zugleich die trefflichste Widerlegung all der Verleumdungen, die die Brr. Illuminaten und Freimaurer nach Mozarts Tode von dessen verschwenderischem Prassen ausstreuten und vor allem in die Mozartliteratur aufnahmen. Ich komme hierauf noch zu sprechen.

Eine Fülle der schönsten Kompositionen für Klavier, Sonaten und Konzerte und jene sechs Quartette, die er seinem verehrten Freunde Haydn widmete und deshalb besonders

sorgsam und bedachtsam schrieb, entstammen jener Zeit. Immer mehr gewöhnte sich Mozart daran, auf Prag den Schwerpunkt seines Schaffens zu verlegen, tief erfreut von dem warmen Verständnis und der Begeisterung der Böhmen. Er kam im Februar 1787 an dem Tage in Prag an, als seine Oper „Figaro" aufgeführt wurde und ließ sich dann auch in einer großen musikalischen Akademie im Operntheater hören. Hier fand er jene aus dem tieferen Verstehen geborene herzwarme Begeisterung, auf die es ihm allein ankam, und so war es nicht zu verwundern, daß der Opernunternehmer Bondini mit Mozart eine Abmachung abschloß, eine neue Oper für nächsten Winter betreffend, die ihn noch inniger mit Prag verband. Es war die Oper „Don Giovanni, Don Juan". Er selbst sagte von ihr:

„Für die Wiener ist diese Oper nicht, für die Prager eher, aber am meisten für mich und meine Freunde geschrieben."

Noch an dem Vortage, an dem die Uraufführung war, hatte Mozart, der immer außerhalb der Zeit lebte, die Ouvertüre nicht komponiert. Sie entstand in der Nacht, mußte noch abgeschrieben werden, und wurde, ohne jede Probe, von dem Orchester von den noch nicht getrockneten Noten abgespielt. Er war an jenem Abend mit seinen Freunden zusammen, deren ängstliche Besorgnis ihn förmlich belustigte (S. 520):

„Endlich sagte einer seiner Vertrauten: Mozart, morgen soll ‚Don Juan' aufgeführt werden, und Du hast noch nicht die Ouvertüre fertig. Mozart stellte sich, als wenn er ein wenig verlegen wäre, ging darauf auf ein Nebenzimmer, wohin man ihm Notenpapier, Federn und Dinte geschafft hatte, fing an um Mitternacht zu schreiben und vollendete bis früh Morgens in wenig Stunden eine der vortrefflichsten

aller seiner und aller anderen Ouvertüren. Um 7 Uhr Abends, da die Opera angefangen werden sollte, waren die Copisten mit den Stimmen noch nicht fertig, man mußte daher warten, und um ein Viertel auf 8 Uhr brachte man erst die Orchester-Stimmen noch voll von Streusand in das Orchester, zu welcher Zeit auch Mozart in dasselbe trat, um diese erste Produktion zu dirigiren. Die ganze sehr zahlreiche Versammlung empfing ihn mit einem allgemeinen Beyfallklatschen. Die Ouvertüre, welche zuvor gar nicht probirt werden konnte, fing nun an, das Wohlgefallen an derselben wurde immer größer und größer und verwandelte sich endlich in ein lautes Lobjauchzen."

Im Jahre 1789 im April machte Mozart durch Prag über Leipzig und Dresden nach Berlin eine Reise mit dem Fürsten von Lichnowsky, seinem Scholar, der ihm Platz in seinem Wagen bis Berlin angetragen hatte. Diese Reise dauerte bis zum 4. Juni, dann kehrte er zu den Seinigen nach Wien zurück (Seite 527):

„Der große Ruf seines Namens ging ihm somit voran, und man fand sich nirgends in der Erwartung getäuscht, die er überall erregt hatte. Der damalige König von Preußen, ein freygebiger Kenner und Freund der Tonkunst, war ganz für ihn eingenommen und gab ihm ausgezeichnete Beweise seiner Achtung. Wie wahrhaft und dauernd dieselbe gewesen sey, beweiset die königliche Großmuth, mit welcher dieser Monarch später die Witwe Mozart's in Berlin aufnahm und unterstützte. In Leipzig wurde Mozart gebeten, ein öffentliches Concert zu geben, und er fand sich bereitwillig dazu. Hier verdient die Probe von seinem gegebenen Concerte eine besondere Erwähnung, wovon Rochlitz als Augenzeuge Fol-

gendes erzählt: ‚Über Nichts klagte Mozart heftiger als über ‚Verhunzung‘ seiner Compositionen, hauptsächlich durch Übertreibung der Schnelligkeit des Tempo. ‚Da glauben sie, hierdurch soll's feurig werden; ja, wenn's Feuer nicht in der Composition steckt, so wird's durch's Abjagen wahrlich nicht hinein gebracht!‘ Besonders unzufrieden war er deßhalb mit den italienischen Sängern. ‚Sie jagen oder trillern oder verschnörkeln, weil sie nicht studiren und keinen Ton halten können.‘ . . .“

(Seite 530): „Demohngeachtet brachte ihm das Concert“ (in Leipzig) „nicht die Kosten heraus, denn der Saal war fast leer. Kein Wunder! Denn er stand zu hoch über seine Zeit, als daß sie ihn hätte würdigen, ja nur fassen können. – Alles, was ihn kannte, hatte Freybillets erhalten, und gewiß die Hälfte derselben ist mit solchen eingetreten. Mozart achtete nicht im geringsten darauf, denn er hätte nicht besser gestimmt seyn können, wenn der Saal gedrängt voll von Bezahlenden gewesen wäre. Da er kein Chor gab, so waren, der Sitte nach, die ziemlich zahlreichen Chorsänger von der freien Entrée ausgeschlossen. Verschiedene kamen und fragten bei dem Billetier nach. – ‚Ich will‘, sagte dieser, ‚bei dem Herrn Kapellmeister fragen.‘ ‚O lassen Sie herein! Immer herein!‘ antwortete Mozart. ‚Wer wird es mit so etwas genau nehmen!‘“ . . .

(Seite 532): „Mozart war bis jetzt ungeachtet seines großen Ruhmes, ohne Anstellung, ohne sichere Einkünfte. So bekannt auch sein Talent war, so sehr man seine Compositionen suchte: so wenig dachte man daran, ihn zu belohnen und zu unterstützen. Er hatte zwar oft beträchtliche Einnahmen gehabt; aber bei der Unsicherheit und Unordnung der

Einkünfte, bei den häufigen Kindbetten und den langwierigen Krankheiten seiner Gattin, in einer Stadt wie Wien, mußte Mozart doch im eigentlichen Verstande darben. Er beschloß daher, Wien zu verlassen, wo sich keine Stelle für ihn fände. Sein Plan war, nach England zu gehen, wo er ein besseres Schicksal umso mehr erwarten konnte, als ihm oft von da Einladungen und lockende Anträge gemacht wurden, oder auch nach Berlin."

Deshalb hatte Mozart von Leipzig zwei Fahrten nach Berlin unternommen. Die erste brachte ihm zwar einen freundlichen Empfang und ein Geschenk der Königin von 700 Wiener Gulden (100 Friedrichsd'or), aber noch keine Aussicht auf die Anstellung. Als Mozart das zweite Mal in Berlin ankam, war es gegen Abend. (Seite 533 ff):

„Kaum ausgestiegen, fragte er: Giebt's diesen Abend nichts von Musik hier? Marqueur: O ja, so eben wird die deutsche Oper angegangen seyn! Mozart: So? Was geben sie heute? Marqueur: Die Entführung aus dem Serail. Mozart: Scharmant! rief er lachend. Marqueur: Ja! Es ist ein recht hübsches Stück. Es hat's componirt – wie heißt er nun gleich –

Indessen war Mozart im Reiserocke, wie er war, schon fort. Im Theater bleibt er ganz am Eingange des Parterre stehen, um da ganz unbemerkt zu lauschen. Bald freut er sich zu sehr über den Vortrag einzelner Stellen, bald wird er aber auch unzufrieden mit dem Tempo, bald machen ihm die Sänger und Sängerinnen zuviel Schnörkeleyen – wie er's nannte; kurz, sein Interesse wird immer lebhafter, und er drängt sich bewußtlos immer näher und näher dem Orchester zu, indem er bald dieß, bald jenes, bald leiser, bald lauter

brummt und murret, und dadurch den Umstehenden, die auf das kleine unscheinbare Männchen im schlechten Oberrocke herabsehen, Stoff genug zum Lachen giebt — wovon er aber natürlich nichts weiß. Endlich kam es zu Pedrillo's Arie: Frisch zum Kampfe, frisch zum Streite etc. Die Direction hatte entweder eine unrichtige Partitur, oder man hatte darin verbessern wollen und der zweyten Violine bey den oft wiederholten Worten: Nur ein feiger Tropf verzagt, Dis statt D gegeben. Hier konnte Mozart sich nicht länger halten; er rief fast ganz laut in seiner freylich nicht verzierten Sprache: Verflucht! Wollt Ihr D greifen! — Alles sahe sich um, auch Mehre aus dem Orchester. Einige von den Musikern erkannten ihn, und nun ging es wie Lauffeuer durch das Orchester, und von diesem auf die Bühne: Mozart ist da! — Einige Schauspieler, besonders die sehr schätzbare Sängerin Madame B., die die Blondine spielte, wollte nicht wieder heraus auf das Theater. Diese Nachricht lief rückwärts an den Musik-Director, und dieser sagte sie in der Verlegenheit Mozarten, der nun rasch bis hinter ihn vorgerückt war. Im Augenblick war dieser hinter den Coulissen: Madam, sagte er zu ihr, was treiben Sie für Zeug? Sie haben herrlich, herrlich gesungen, und damit Sie's ein andermal noch besser machen, will ich die Rolle mit Ihnen einstudiren. Als es in Berlin bekannter wurde, daß Mozart da sey, wurde er überall, besonders auch von Friedrich Wilhelm II. äußerst günstig aufgenommen. Dieser Fürst schätzte und bezahlte bekanntlich nicht nur Musik ungemein, sondern war wirklich — wenn auch nicht Kenner, doch geschmackvoller Liebhaber. Mozart mußte ihm, so lange er in Berlin war, fast täglich vorphantasiren und öfters auch mit einigen Kapellisten Quar-

tett in des Königs Zimmer spielen. Als er einmal mit dem König allein war, fragte ihn dieser, was er von der Berliner Kapelle halte. Mozart, dem nichts fremder als Schmeicheley war, antwortete: ‚Sie hat die größte Sammlung von Virtuosen in der Welt; auch Quartett habe ich nirgends so gehört, als hier: aber wenn die Herren alle zusammen sind, könnten sie es noch besser machen.' Der König freute sich über seine Aufrichtigkeit, und sagte ihm lächelnd: ‚Bleiben Sie bey mir, Sie können es dahin bringen, daß sie es noch besser machen! Ich biete Ihnen jährlich drey tausend Thaler Gehalt an.' – ‚Soll ich meinen guten Kaiser ganz verlassen?' – sagte der brave Mozart und schwieg gerührt und nachdenkend. Man bedenke, daß der gute Mozart den Kaiser nicht verlassen wollte, der ihn damals noch darben ließ. Auch der König schien hierbey gerührt: ‚Überlegen Sie sich's – ich halte mein Wort, auch wenn Sie in Jahr und Tag erst kommen sollten.' Der König erzählte nachher dieses Gespräch verschiedenen Personen, unter anderen auch der Gattin Mozart's selbst, als sie nach ihres Mannes Tode nach Berlin kam, und von dem Gönner ihres verstorbenen Mannes sehr ansehnlich unterstützt wurde. Mozart reis'te, voll von diesem Vorschlage, nach Wien zurück. Er wußte, daß ihn hier wieder Neid, Kabale mancherley Art, Unterdrückung, Verkennung und Armuth erwarten würden, da er vom Kaiser damals noch so gut als Nichts Gewisses bekam. Seine Freunde redeten ihm zu – er wurde zweifelhaft. Ein gewisser Umstand, den ich nicht erzähle, an dem Mozart sich selbst nicht rächen wollte – bestimmte ihn endlich. Er ging zum Kaiser und bat um seine Entlassung. Joseph, dieser so oft verkannte, so oft geschmähte Fürst, dem seine Fehler von seinen Unter-

thanen erst aufgezwungen und eingepreßt wurden, dieser liebte Musik besonders und Mozart'sche Musik von Herzen. Er ließ Mozarten jetzt ausreden und antwortete dann: ‚Lieber Mozart, Sie wissen, wie ich von den Italienern denke: und Sie wollen mich dennoch verlassen?' Mozart sah ihm ins ausdrucksvolle Gesicht und sagte gerührt: ‚Ew. Majestät — ich — empfehle mich zu Gnaden — ich bleibe!' und damit ging er nach Hause. ‚Aber, Mozart,' sagte ihm ein Freund, den er dann traf und dem er den Vorgang erzählte, ‚warum benutztest Du denn nicht die Minute und verlangtest wenigstens festen Gehalt?' ‚Der Teufel denke in solcher Stunde daran!' sagte Mozart unwillig."

Hier zeigt sich uns Mozarts gottnahe Seele in ganzer Klarheit! Alle Not, die er und die Seinen in Wien zu erleiden hatten, vermag nicht seine Anhänglichkeit zu Kaiser Joseph, der die Deutsche Kunst an Stelle der italienischen Oper zu stellen bemüht war und mehrmals Mozart zum Schaffen Deutscher Opern angeregt hatte, zu verdunkeln. Er sagt dem König in Berlin, daß er den Kaiser Joseph nicht verlassen kann, obwohl ihm das ersehnte, wirtschaftlich so ungeheuer günstige Angebot einer festen Anstellung vom preußischen Monarchen gemacht war, und als später Kaiser Joseph ihn bittet zu bleiben, kann er in dem Augenblick, in dem er sich hierüber freut, keineswegs daran denken, seine Lage nun wirtschaftlich zu „benützen" und festes und gutes Gehalt zu verlangen! Ja, so sind sie, die ganz und gar vom Schaffen unsterblicher Werke erfüllten Menschen, so sind sie seit je gewesen und so werden sie immer sein, denn jenseits von allen Zweckgedanken ist ihr Schaffen und mühsam nur ringen sie sich das ab, was an „nützlichem", „praktischen" Denken ihre

Pflicht den Angehörigen gegenüber ist. Weh ihrer Mitwelt, weh ihrem Volke, das derlei Einstellung ausnützt, wie es zu Mozarts Zeiten geschah, sodaß der Schaffende Not leiden mußte zur Schande seines Volkes! Wir hören weiter, daß Kaiser Joseph selbst auf die Idee kam, Mozart: „einen ... erträglichen Gehalt zu bestimmen, und befragte darüber seinen Kammerdiener Strack, der seinem sparsamen Fürsten gefällig seyn wollte, den er aber freylich hier am wenigsten hätte befragen sollen. Auf die Frage des Kaisers, der, wie jeder große Herr, nicht wußte, was zum Leben eines Bürgers gehörte, und dem eine Null, mehr oder weniger, nicht viel mehr als eine Null war, — auf die Frage, wie viel man für Mozarten anweisen müsse, schlug Jener 800 fl. jährlich vor. Der Kaiser war es zufrieden und die Sache war abgemacht. Mozart bekam also nun jährlich 800 fl. — in Wien. Die Verbesserung seiner Lage war dadurch unbeträchtlich; denn sein Miethzins war im Jahre 1785 schon 460 fl. Und dennoch blieb er nach wie vor bey Joseph und erinnerte diesen mit keinem Wort an dergleichen Verhältnisse. Im August 1787 schrieb Mozart seiner Schwester: ‚Um Dir über den Punkt in Betreff meines Dienstes zu antworten, so hat mich der Kaiser zu sich in die Kammer genommen, folglich förmlich decretirt, einstweilen aber nur mit 800 fl.: es ist aber keiner in der Kammer, der so viel hat. Auf dem Anschlagzettel, da meine Prager Oper ‚Don Giovanni' (welche eben heute wieder gegeben wird) aufgeführt wurde, auf welchem gewiß nicht zu viel steht, da ihn die K.K. Theater-Direction herausgiebt, stand: ‚Die Musik ist von Herrn Mozart, Kapellmeister in wirklichen Diensten Seiner K.K. Majestät.' Mozart war also K.K. Kammer-Compositeur mit

800 fl. mit der Zusicherung, daß auf ihn in der Zukunft Bedacht genommen werden würde, und da Mozart nie trotzig seyn konnte, so nahm er es willig an und blieb. Das Anstellungs-Decret lautet vom 7ten December 1787: Ich überlasse es jedem Leser, darüber Beobachtungen anzustellen, um die Ursachen der langen Vernachlässigung eines so großen Künstlers auszuforschen. An ihm lag die Schuld gewiß nicht; man müßte denn seinen geraden und offenen, zum Bücken und Kriechen untauglichen Charakter als Schuld annehmen. Mozart war zu edel, um zu kriechen, zu offen, um zu schmeicheln, zu stolz gewesen, um all' italiano zu betteln; — und dann war er ja nur ein — Deutscher. Ungeachtet seiner glänzenden, allgemein bekannten Talente, sagt Gerber, war sein Schicksal in Wien dennoch nichts weniger als beneidenswerth; denn um mit seiner Familie auszukommen, sah er sich genöthigt, Unterricht zu geben und für Geld zu componiren; und da ihm, bey seiner wenigen Aufmerksamkeit, seine Manuscripte oft entwendet und ohne sein Wissen und Vortheil gestochen wurden, so mußte er umso mehr schreiben. Als Mozart einst sein Einkommen, wie es im Österreichischen heißt, fatiren mußte, schrieb er in ein versiegeltes Billet: ‚Zu viel für das, was ich leiste; zu wenig für das, was ich leisten könnte.' Der Hof hatte ihm nämlich in seiner Eigenschaft als Kammer-Compositeur niemals einen Auftrag gegeben. Manche Biographen haben der Welt fälschlich gesagt, daß er bey der Vermählung des jetzigen Kaisers Franz I. zu dessen Kapellmeister mit 6000 fl. Gehalt ernannt worden sey. Freiherr v. Hormayr sagt im achten Bande seines österreichischen Plutarchs über Mozart: ‚Zu seinen vielen Neidern und Nebenbuhlern verhält er sich, wie der Rhein, ein schäu-

mendes Alpenwasser, dem See, durch den ihn der Lauf zwingt, entkommen, nun donnernd, spiegelnd, mit tausendfältiger Schönheit ausgestattet, zu dem Rhein, der sich im batavischen Sande verliert. So viele Feinde und Neider auch jeden seiner Vorzüge durch Herabsetzung und Verläumdung zu verdunkeln bemüht waren: so vollkommen war dennoch der Triumph seiner Kunst bey unbefangenen, von dem Roste der Mode unverletzten Seelen. Alle wahren Kenner der Tonkunst huldigten seinem Genie.' ......"

Seite 549: „Der Türkenkrieg und der dadurch am 20. Februar 1790 veranlaßte Tod des unvergeßlichen Josefs raubte auch Mozarten eine große Stütze seiner Hoffnungen. Er blieb Kapellmeister mit 800 fl. und ohne Wirkungskreis! – Im Jahre 1790 reis'te Mozart zur Kaiserwahl nach Frankfurt. Nach Lipowsky hat er dort mit dem Musik-Director des Fürsten von Oettingen-Wallerstein, den er den Papa der Clavierspieler zu nennen pflegte, dem Kammerjunker von Becke, ein Clavier-Concert zu vier Händen gespielt. Er scheint damals in sehr schlechten Umständen gewesen zu seyn, und diese Reise nur gemacht zu haben, um ihnen wo möglich aufzuhelfen...' ,Vom 28sten Septber schrieb er seiner Frau von Frankfurt aus: ,Mein Wagen (ich möchte ihm ein Busserl geben) ist sehr gut. In Regensburg speis'ten wir prächtig: wir hatten eine göttliche Tafel-Musik, eine englische Bewirthung und einen herrlichen Moslerwein. Nürnberg ist eine häßliche Stadt – Würzburg eine schöne und prächtige. Ich bin fest entschlossen, meine Sachen hier so gut als möglich zu machen, und freue mich dann herzlich zu Dir. Welch herrliches Leben wollen wir führen! Ich will arbeiten, so arbeiten, daß ich durch unvermuthete Zufälle

nicht wieder in eine solche fatale Lage komme. Der letzte Antrag, der mir in Wien gemacht wurde, war, daß Jemand mir auf Hofmeisters Giro Geld hergeben wollte – 1000 fl. baar und in Tuch. Somit könnte Alles, und noch mit Überschuß bezahlt werden, und ich dürfte nach meiner Rückkunft nichts als Arbeiten. Lasse dieses durch – betreiben.' Der zweyte Brief ist vom 30sten September: ,Es wäre mir Sicherheits halber recht lieb, wenn ich auf des Hofmeisters Giro 2000 fl. bekommen könnte;... Ich werde zweifelsohne gewiß Etwas hier machen. So groß aber, wie Du und verschiedene Freunde sich es vorstellen, wird es sicherlich nicht seyn. Bekannt und angesehen bin ich hier genug. Nun, wir wollen sehen. Ich liebe aber in jedem Falle das Sichere zu spielen, darum möchte ich gerne das Geschäft mit Hofmeister machen, weil ich dadurch Geld bekommen und nicht zurück bezahlen darf, sondern bloß arbeiten, und das will ich ja meinem Weibchen zu Liebe gern. Ich freue mich wie ein Kind wieder zu Dir zurück. Wenn die Leute in mein Herz sehen könnten, müßte ich mich fast schämen. Es ist Alles kalt für mich – eiskalt. Ja, wenn Du bey mir wärest, da würde ich vielleicht an dem artigen Betragen der Leute gegen mich mehr Vergnügen finden, so ist es aber so leer.

P. S. Als ich die vorige Seite schrieb, fiel mir auch manche Thräne auf das Papier. Nun aber lustig! Fange auf – es fliegen erstaunlich viel Busserl herum. Was Teufel! ich sehe auch eine Menge – ha ha! ich habe drey erwischt, die sind kostbar!'"

Wenn wir diesem kurzen Abriß des Lebenskampfes Mozarts noch etwas in diesem kleinen Buche hinzufügen können, so mögen es einzelne Andeutungen sein über die Art seines

Schaffens und den Grad seiner Konzentration im Schaffen und andere, durch die wir Züge seiner Wesensart erhaschen. Er bedurfte nicht wie andere der Einsamkeit, der lautlosen Stille, um sich seinem Schaffen hinzugeben (Seite 559 ff.):

„Mozart, während er 1791 die Krönungs-Oper: ‚La Clemenza di Tito' schrieb, besuchte fast täglich mit seinen Freunden ein unweit seiner Wohnung gelegenes Kaffeehaus, um mit Billardspielen sich zu zerstreuen. Man bemerkte einige Tage lang, daß er während dem Spielen ein Motiv ganz leise für sich mit: hm hm hm sang, mehrmals während der Andere spielte, ein Buch aus der Tasche zog, flüchtige Blicke hineinwarf und dann wieder fortspielte. Wie erstaunt war man, als Mozart auf einmal seinen Freunden in Duschek's Hause das schöne Quintett aus der ‚Zauberflöte' zwischen Tamino, Papageno und den drey Damen, das gerade mit demselben Motiv beginnt, welches Mozarten während des Billardspielens so beschäftigt hatte, auf dem Claviere vorspielte. Nicht nur ein Beweis von der immerwährenden Thätigkeit seines schöpferischen Geistes, die selbst mitten in Vergnügungen und Zerstreuungen nicht unterbrochen wurde, sondern auch von der Riesenkraft seines Genie's, das so verschiedenartige Gegenstände zu einer und derselben Zeit zu bearbeiten vermochte. Bekanntlich hatte Mozart die ‚Zauberflöte' schon unter der Feder, bevor er nach Prag reis'te, um da La Clemenza di Tito zu componiren und aufzuführen... Im Jahre 1787 componirte Mozart während des Kegelspiels in dem vor der Stadt gelegenen Garten seines Freundes Duschek mehre Stücke zu der Oper ‚Don Juan'. Wenn die Reihe des Spiels ihn traf, stand er auf; allein kaum war dies vorüber, so arbeitete er sogleich wieder fort, ohne durch

Sprechen und Lachen derer, die ihn umgaben, gestört zu werden."

Seite 647 ff.:

„Mozart hatte die Gewohnheit — war er allein, oder mit seiner Frau, oder mit Anderen, die ihm keinen Zwang auferlegten, vor allem auch auf seinen vielen Reisen im Wagen — fast unausgesetzt, nicht nur seine Phantasie auf neu melodische Erfindungen ausgehen zu lassen, sondern auch seinen Verstand und sein Gefühl gleich mit der Anordnung, Benutzung, Ausarbeitung solch eines Fundes zu beschäftigen; wobey er, ohne es zu wissen, oft summte, ja, laut sang, glühend heiß wurde, und keine Störung duldete. So fertigte er ganze Musikstücke im Kopfe und trug sie mit sich herum, bis er zum Niederschreiben veranlaßt wurde, oder sie durch eigenen Drang los seyn wollte. So konnte freylich hernach sein Schreiben schnell von Statten gehen; ja, er hatte es sogar gern, wenn beym Niederschreiben um ihn her Gleichgültiges gesprochen wurde, und gab wohl auch dazu sein Wort. Um dergleichen Vorarbeiten nicht zu vergessen oder zu vermischen, brauchte seine leicht entzündbare Phantasie, seine vollkommene Beherrschung aller Kunstmittel der Ausarbeitung und sein für Musik erstaunenswürdiges Gedächtnis nichts weiter als kurze, leichte Andeutungen; und zu diesen mußte er stets, vorzüglich aber auf Reisen in einer Seitentasche des Wagens, Blättchen Notenpapier zur Hand haben, welchen dann jene Notizen, jene fragmentarischen Grundrisse anvertraut wurden, und welche Blättchen, zusammen in einer Kapsel aufbewahrt, sein in höherer Bedeutung sogenanntes Reise-Tagebuch ausmachten...

Es ist schon oben gesagt worden, daß er auch in seinen

Mannesjahren halbe Nächte beym Claviere zubrachte, welches eigentlich die Schöpferstunden seiner himmlischen Gesänge waren. Bey der sanften Ruhe der allen denkenden Geistern günstigen Nacht, wo kein Gegenstand die Sinne fesselt, entglühte seine Einbildungskraft zu der regsten Thätigkeit und entfaltete den ganzen Reichthum seiner Töne, welchen die Natur in seine Talente gelegt hatte. Hier war Mozart ganz Empfindung und Wohllaut – hier flossen von seinen Fingern die wunderbarsten Harmonieen! Wer Mozart in solchen Stunden hörte, der nur kannte die Tiefe und den ganzen Umfang seines musikalischen Genie's: frey und unabhängig von jeder Rücksicht durfte da sein Geist mit kühnem Fluge sich zu den höchsten Regionen der Kunst hinaufschwingen. In solchen Stunden der dichterischen Laune schuf sich Mozart unerschöpflichen Vorrath, und daraus ordnete und bildete er dann mit leichter Hand erst seine unsterblichen Werke. . ."

Seite 652: „Da man seine Compositionen unglaublich suchte: so war er nie sicher, daß ihm nicht ein neues Werk selbst während des Copirens abgestohlen wurde. Er schrieb daher bey seinen Clavier-Concerten gewöhnlich nur eine Zeile für eine Hand auf, und spielte das Übrige aus dem Gedächtnisse. So hat er einst ein Clavier-Concert, welches er schon seit geraumer Zeit nicht in Händen gehabt hatte, in einer musikalischen Akademie aus dem Gedächtnisse gespielt, indem er die Principalstimme in der Eile zu Hause gelassen hatte..."

Seite 660: „Ein Beyspiel, wie Mozart Künstler behandelte. Am Abend seines öffentlichen Concertes in Leipzig nahm Mozart Berger (Carl Gottlieb – Violin-Solospieler, eine Zierde der Leipziger Concerte) zur Seite: Kommen Sie mit mir, guter Berger! Ich will Ihnen noch ein Weilchen

vorspielen. Sie verstehen's ja doch besser, als die Meisten, die mich heute applaudirt haben. Nun nahm er ihn mit sich, und phantasirte, nach einem kurzen Mahle, vor ihm bis Mitternacht, wo er dann, nach seiner Weise, rasch aufsprang und rief: Nun, Papa, habe ich's recht gemacht? Jetzt haben Sie erst Mozart gehört. Das Uebrige können andere auch. . ."

Seite 665: „Wie reizbar lebhaft sein Kunstsinn gewesen sey, kann man daraus schließen, daß er bey der Aufführung einer guten Musik bis zu Thränen gerührt wurde: vorzüglich wenn er Etwas von den beyden großen Haydn hörte. Aber nicht allein Musik, sondern auch jeder andere rührende Gegenstand ergriff sein ganzes Gefühl und erschütterte ihn. Seine Einbildungskraft war immer thätig, immer mit Musik beschäftigt, daher schien er oft zerstreut und gedankenlos. . ."

Seite 672: „Der moralische Charakter Mozart's war bieder und liebenswürdig. Unbefangene Herzensgüte, und eine seltene Empfindlichkeit für alle Eindrücke des Wohlwollens und der Freundschaft waren seine Grundzüge. Er überließ sich diesen liebenswürdigen Regungen ganz, und wurde daher mehrmals das Opfer seines gutmüthigen Zutrauens. Oft beherbergte und pflegte er seine ärgsten Feinde und Verderber bey sich. . ."

„Er kam auf seinen Reisen zu –, dessen jetzt lebender Sohn in seinem zwölften Jahre schon sehr brav Clavier spielte. ‚Aber, Herr Kapellmeister,' sagte der Knabe, ‚ich möchte auch gern Etwas componiren. Wie fange ich das an?' ‚Nichts, nichts, müssen warten.' ‚Sie haben ja noch viel früher componirt.' ‚Aber nicht gefragt. Wenn man den Geist dazu hat, so drückt's und quält's Einen: man muß es machen, und man macht's auch und fragt nicht darum.' Der Knabe stand

beschämt und traurig, da Mozart das herauspolterte, und sagte endlich: ‚Ich meine ja nur, ob Sie mir kein Buch vorschlagen können, woraus ich's recht machen lernte.' ‚Nun schaun's,' antwortete Mozart freundlicher und streichelte dem Knaben die Wangen, ‚das ist all' wieder Nichts. Hier, hier und hier (er zeigte auf Ohr, Kopf und Herz) ist Ihre Schule. Ist's da richtig, dann in Gottes Namen die Feder in die Hand, und steht's da — hernach einen verständigen Mann darüber gefragt!' . . ."

Seite 684/85 ff: „Mozart verband mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit dennoch ein edles Bewußtseyn seiner Künstlerwürde. Wie wäre es auch möglich gewesen, nicht zu wissen, wie groß er sey? Aber er jagte nie nach dem Beyfalle der Menge; selbst als Kind rührte ihn nur das Lob des Kenners. Daher war ihm Alles gleichgültig, was bloß aus Neugierde ihn anzugaffen gekommen war. Oft ging dieses Betragen vielleicht zu weit. Er war daher bisweilen auch in der Gegenwart großer Herren vom höchsten Range zum Spielen nicht zu bewegen; oder er spielte nichts als Tändeleyen, wenn er merkte, daß sie keine Kenner oder wahre Liebhaber waren. Aber Mozart war der gefälligste Mann von der Welt, wenn er sah, daß man Sinn für seine Kunst besitze; er spielte Stunden lang dem geringsten und unbekanntesten Menschen vor. Mit aufmunternder Achtsamkeit hörte er die Versuche junger Künstler an und weckte durch eine liebevolle Beyfalls-Aeußerung das schlummernde Selbstbewußtseyn. Unser bester Clavierspieler und beliebter Tonsetzer, Johann Wittasek, sagte Niemtscheck, dankt ihm diese Erweckung seines Talentes. Die wenigen Stunden, die er bey Mozart zubrachte, schätzt er nach eigenem Geständnisse für einen großen Zuwachs zu seiner

Ausbildung. Menschenfreundlich und uneigennützig war Mozart in einem hohen Grade; darum sammelte er kein Vermögen. Ganz im Reiche der Töne lebend, schätzte er den Werth des Geldes und der übrigen Dinge zu wenig. Daher arbeitete er Vieles umsonst, aus Gefälligkeit oder Wohlthätigkeit. Jeder reisende Virtuos war gewiß, wenn er sich ihm durch Talent oder moralischen Charakter zu empfehlen wußte, eine Composition für sich zu erhalten. . . Selbst die Bezahlung, die Mozart für seine Arbeiten bekam, war meistens nur höchst mittelmäßig. Der Theater-Unternehmer Guardasoni zahlte ihm für Don Juan nur 100 Ducaten. Verstellung und Schmeicheley waren seinem arglosen Herzen gleich fremd, und jeder Zwang, den er seinem Geiste anthun mußte, unausstehlich. Freymüthig und offen in seinen Aeußerungen und Antworten, beleidigte er nicht selten die Empfindlichkeit der Eigenliebe und zog sich dadurch mancherley Feinde zu. Seine hohe Kunst und der liebenswürdige Charakter verschafften ihm Freunde, die ihn von ganzer Seele liebten und für sein Wohl eifrig besorgt waren. Es würde das Zartgefühl dieser edlen Menschen beleidigen, wenn sie hier namentlich angeführt würden; wie wäre es auch möglich, alle zu kennen und zu nennen!"

Seite 692/93: „Wenn er etwa mit seiner Frau durch schöne Gegenden reis'te, sah er aufmerksam und stumm in die ihn umgebende Welt hinaus; sein gewöhnlich mehr in sich gezogenes und düsteres, als munteres und freyes Gesicht heiterte sich nach und nach auf, und endlich fing er an — zu singen, oder vielmehr zu brummen; bis er endlich ausbrach: ‚Wenn ich das Thema auf dem Papier hätte!' — Und wenn sie ihm etwa sagte, daß das wohl zu machen sey, so fuhr er

fort: ‚Ja, mit der Ausführung — versteht sich! Es ist ein albern Ding, daß wir unsere Arbeiten auf der Stube aushecken müssen!' — . . ."

„Die Schönheit der Natur im Sommer war für sein tief fühlendes Herz ein entzückender Genuß; er verschaffte sich ihn, wenn er konnte, und miethete daher fast alle Jahre ein Gärtchen in der Vorstadt, wo er den Sommer über zuzubringen pflegte."

Seite 674: „Wenn Er Etwas hatte, so hatten auch die, die um ihn herum waren und welche sein gutes unverbesserliches Herz schändlich zu hintergehen wußten. Er war unglücklich in der Wahl seiner Haus- und Tischfreunde: durch sie kam er um Vieles. . ."

„Unter guten Freunden war Mozart vertraulich wie ein Kind, voll munterer Laune; diese ergoß sich dann meistentheils in die drolligsten Einfälle. Er hatte eine reiche Gabe von Witz aus der Hand der Natur empfangen. Daß er diesen Schatz oft auf seltsame, nicht eben ausgewählte Weise an den Tag legte, konnte nicht anders kommen, da er, außer seiner Kunst und dem dieser Nahestehenden, zu wenig verschiedenartige Ideen, also zu wenig Materie besaaß, an deren Formirung sein Witz sich hätte auslassen können. Aber wie reich floß ihm die fröhliche Quelle in seiner Kunst! — Wenn er z. B. auf dem Fortepiano phantasirte, wie leicht war es ihm da, ein Thema so zu bearbeiten, daß es hier possierlich, dort gravitätisch, nun halsbrechend und spitz, oder flehentlich oder miserabel auftretend oder hervorlauschend, oder sich hindurch arbeitend zeigte und deuten ließ, so daß er mit seinen Zuhörern machen konnte, was er wollte. . . "

Seite 680 ff: „Mit Vergnügen, sagt Niemtschek, denken

seine Freunde in Prag an die schönen Stunden, die sie in seiner Gesellschaft verlebten; sie können sein gutes, argloses Herz nie genug rühmen; man vergaaß in seiner Gesellschaft ganz, daß man Mozart, den bewunderten Künstler vor sich habe. . ."

„Mozart war sehr human gegen Dilettanten, die in seiner Gegenwart spielten und furchtsam waren. Wackerer Mozart, wie gut und freundlich habe ich Dich auch bey solchen Veranlassungen gefunden! Und nicht etwa aus Höflichkeit oder Galanterie, wovon Du, das weiß der Himmel, blutwenig wußtest und Nichts mochtest, sondern weil es in Deiner guten ehrlichen Seele lag, und Du von aller Anmaaßung und Pedanterie weit entfernt warst. Er hatte eine liebende Seele."

Seite 690: „In seiner Ehe mit Constanze Weber lebte Mozart vergnügt. Er fand an ihr ein gutes, liebevolles Weib, die sich an seine Gemüthsart vortrefflich anzuschmiegen wußte, und dadurch sein ganzes Zutrauen und eine Gewalt über ihn gewann, welche sie nur dazu anwendete, um ihn oft von Übereilungen abzuhalten. Er liebte sie wahrhaft, vertraute ihr Alles, selbst seine kleinen Sünden an — und sie vergalt es ihm mit Zärtlichkeit und treuer Sorgfalt."

Mögen diese letzten Worte über das Glück seiner Ehe den Abschluß der Berichte über Mozarts Wesen bilden und uns hinüberleiten zu den ernsten Stunden, da das sonnige Heim des Künstlers Zeuge seines furchtbaren Endes werden sollte.

5. Des großen Kulturschöpfers gewaltsamer Tod und das Begräbnis des gefeierten Meisters der Tonkunst

Haben uns die Berichte über Mozarts Schaffensart und über seinen Charakter auch nur leichte Andeutungen seiner großen, reinen, empfindunginnigen Seele geben können im Vergleiche zu dem Seelenreichtum und Seelengehalte, den uns die Werke bieten, so freuen wir uns doch dieser Schilderungen, um sie den gehässigen Verleumdungen und Verlästerungen entgegenstellen zu können, denen Mozart ganz ebenso wie Schiller von seiten der Brr. Illuminaten und Freimaurer ausgesetzt war. Die gleiche Tonart, da wie dort — und die gleiche Gleichgültigkeit der Mit- und Nachwelt gegenüber solch unerhörtem, schmachvollem Treiben! Sollte nicht jeder, der das wagt, von allen Volksgeschwistern, die das Zeugnis der Seele dieser Menschen aus ihren Werken miterleben können und sich dadurch ihr eigenes Gotterleben bereichern, dafür verklagt werden, sollte er nicht von einem Staate mit schwersten Strafen belegt werden können wie Verlästerer jener Menschen, die keine Werke schufen? Sind gerade die Helden der Tat und die Schaffenden der Kultur vogelfrei für Mit- und Nachwelt? Kann jede schmierige und verkommene Seele, können vor allem die verbrecherischen Geheimbünde ihre Rachsüchte getrost gerade denen gegenüber erfüllen, denen das Volk unsterbliche Werke und Taten verdankt?

Kennt es so wenig die heiligen Gesetze des Schaffens, daß es wähnt, es könnten seelische Verkommenheit, ja Unedelsinn in einer Menschenseele wohnen, die Göttliches, Unsterbliches tut oder schafft?

Aber nicht nur wegen der Lästerer Mozarts, die gleich nach seinem Tode ein häßliches Zerrbild seines Charakters und seiner Lebensweise zeichneten, sind uns die Schilderungen seiner nächsten Angehörigen wichtig. Besonders das Erhabensein seines Schaffens über jede Nutzgier, über jede Gewinnsucht, über Beifall der Menge und Gunst der „Großen" sind uns teuer, weil wir ja sahen, wie sehr Mozart dank seiner Liebe und Verehrung für seinen Vater in der Gefahr stand, von dessen enger Seele, von seiner klugen Berechnung und all jenen Ratschlägen, die, ach, so „praktisch" dabei aber oft antigenial waren, etwas anzunehmen. Nein, Mozarts Gottnähe und seine reiche Schaffenskraft siegten über diese Gefahren. War er auch noch so weich im Gemüte und noch so innig in seiner fügsamen Liebe zum Vater, immer entglitt er wieder dessen Ratschlägen, ja er fiel sogar in das Gegenteil, so daß er von der Verkommenheit seiner Mitmenschen geradezu ausgesogen und immer wieder neu betrogen wurde! Seine Welt der Musik, in der er fast ununterbrochen lebte, duldete nicht, daß er den Schlechtigkeiten nachging, daß sein Zorn anhielt, daß er lange darüber nachsann, wie er sich nun in einem anderen Falle verhalten müsse. Erkannte er die Tatsache, daß ein „Freund" oder ein Fremder ihn übervorteilt, ja betrogen hatte, so sagte er: „Der Lump", und für ihn war hiermit die Sache abgetan. Das einzige, was er sich allmählich angewöhnte, um sich vor dem fortgesetzten Diebstahl seiner Schöpfungen im Reiche der Töne zu schützen, war, daß er beim

öffentlichen Spiel seiner Klavierkonzerte nur einen Zettel mit Andeutungen des Inhalts seiner Kompositionen vor sich auf dem Pulte liegen hatte. Seine eigene Begabung stellte er hierdurch in den Dienst des Schutzes vor dem Betrug, ohne seinem Schaffen irgendwelche Zeit oder Sammlung zu rauben. Im übrigen aber entglitt er allem Häßlichen, allem Widrigen sofort wieder und weilte im Reich seiner Harmonien. So lebte er denn in seiner abgeschlossenen hehren Welt auf allen verschiedenen Stufen der Verkennung oder Anerkennung, wie er sie sich als Erwachsener durch seine Leistung allmählich schuf, nachdem die Bewunderung des Wunderkindes so rasch erlosch, wie sie einst aufgetaucht war. Immer wieder war er allerdings in Geldnöten, und sobald er etwas besaß, teilte er es mit anderen, die in Not waren, oder die ihn ausbeuteten. Dauernd war er von Habgierigen, die seine Herzenswärme und sein Mitgefühl mißbrauchten, umringt, und wer weiß, welche Rolle die Brr. Freimaurer hier noch spielten, nachdem sie durch den falschen Br. Stadler (siehe im folgenden) den „Ungehorsam“ Mozarts: seinen Plan, einen edelen Orden, „Die Grotte“, zu gründen, erfuhren.

Ehe wir aber diesem ernsten Ereignisse und seinen Auswirkungen nähertreten, werfen wir noch einmal einen Blick in sein Heim in Wien und lauschen dem Klang seiner liedreichen Seele, wie sie außerhalb seiner Musikwerke da und dort das Alltagsleben seiner Angehörigen segnete. Viel ist es nicht, was außer dem im letzten Abschnitt schon Gesagten noch nachzuholen wäre, aber wir lassen dennoch die einzelnen Züge dieses sonnigen Lebens im Heime auf uns wirken, um um so klarer zu erkennen, wie auffallend für seine Umgebung die Wandlung seines frohen Gemütes gewesen sein muß, die

sich in den letzten Monaten seines Lebens vollzog, als die Loge ihn wegen seines Ungehorsams bedrohte, verfolgte und zum Tode verurteilte. Wir werden hierbei auch den vollen Einblick erhalten, mit welcher Rücksicht Mozart die Gefahr, in der er schwebte, seiner Frau verbarg, und wie er dennoch ihr die Mitteilung seines Schicksals machte, die der Nachwelt zur wichtigen Spur des Verbrechens wurde.

In dem Heime, in das Mozart seine Konstanze „aus dem Serail" entführt hatte, herrschte Frohsinn und Harmonie. In der warmen Freude an Tieren wetteiferten Wolfgang und Konstanze. Drei Wochen nach der Vermählung geht das junge Paar mit seinem Hunde im Augarten spazieren, unbekümmert um die Umwelt, macht es ihm Freude, die Anhänglichkeit des Tierchens an Konstanze dadurch zu erproben, daß Mozart zum Schein seine Frau schlägt, worüber dann allemal der Hund in hellen Zorn gerät. Bei diesem Spiele (Seite 30): „trat der menschenfreundliche Kaiser Josef aus seinem Sommerhause: Ey, ey, drei Wochen erst verheiratet und schon Schläge! Mozart erzählte den Zusammenhang, und der Kaiser lachte." Ebenso innig war Mozarts Liebe zu Vögeln. Vogelgezwitscher gesellte sich später in seinem Hause den Kinderstimmen. Ein Star, der ihm starb, erhielt ein besonderes Grab im Garten, seinen Kanarienvogel liebte er innig und hörte so gern sein Singen. Nur in der Todesstunde schmerzten ihn die Klänge, und das Vögelchen mußte aus dem Nebenzimmer entfernt werden.

Obwohl Mozart sich gar manche Nacht nach kurzem Schlaf erhob, um den Reichtum der Töne, der in seiner Seele klang, dem Instrumente anzuvertrauen, um so die herrlichsten Schaffensstunden zu erleben, ritt er um 5 Uhr in der Frühe

mit seiner Frau aus. So stark auch sein Schönheitssinn war und so sehr er es liebte, sich selbst dementsprechend zu kleiden, so wurde er immer wieder durch sein eigenes Schaffen von den Tätigkeiten abgelenkt, die dem dienten. Ja, selbst wenn er sich eigentlich die Hände waschen wollte, ging er Melodien summend im Zimmer auf und nieder. Das gleiche konnte sich auch bei der Mahlzeit ereignen. Seine Umgebung war so daran gewöhnt, daß sie sich nicht mehr darüber wunderte. Er lebte so in seinem Schaffen und war so völlig von dem Instrumente bei seinem Komponieren unabhängig, daß er es allerwärts betrieb und sich dazu nicht von seiner Familie absonderte. Als seine Frau in den schweren Stunden der ersten Niederkunft lag, er bei ihr war, um ihr beizustehen, komponierte er an einem Quartett, ohne sie und ihre Schmerzen dabei zu vergessen (Seite 473):

„In dieser Periode schrieb Mozart die schönsten Sachen für das Clavier: Sonaten mit und ohne Begleitung und auch Concerte. Zur Zeit, als seine Frau zum ersten Male in Kindesnöthen war, arbeitete er sogar an dem zweyten der sechs Quartette, welche er 1785 Joseph Haydn widmete. Diese Umstände waren gewiß nicht zum Notendenken geeignet, da er nie am Claviere componirte, sondern die Noten zuvor schrieb und vollendete, und sie dann erst probierte; und dennoch belästigte ihn nichts, wenn er in dem Zimmer arbeitete, wo seine Frau lag. So oft sie Leiden äußerte, lief er auf sie zu, um sie zu trösten und aufzuheitern; und wenn sie etwas beruhigt war, ging er wieder zu seinem Papier. Nach ihrer eigenen Erzählung wurden der Menuett und das Trio gerade bey ihrer Entbindung componirt."

Nie schloß er sich vom Mißgeschick in der Familie ab, um

sich hierdurch seine Schaffenskraft zu erhalten, wie so viele, denen der schöpferische Quell nur matt sprudelt, und die sich förmlich in Watte einwickeln, um nicht gestört zu werden! Seine Schwägerin, die oft sehr lange, einmal acht Monate hindurch, bei Mozarts wohnte, um die schwerkranke Konstanze zu pflegen, erzählt uns von seinem rührenden Anteil an der Krankheit seiner Frau, von seiner Besorgnis, ihren Schlaf zu hüten, ohne dabei seinem Schaffen untreu zu werden (Seite 687/88):

„Als seine Frau sehr krank war, empfing er jeden Besuchenden mit dem Finger auf dem Munde und dem leisen Ausrufe: bst! Dieses war ihm nun so sehr zur Natur geworden, daß er in der ersten Zeit nach ihrer Besserung auf der Straße seinen Bekannten mit dem Finger auf dem Munde sein bst! zuzuflüstern und sich dabey auf die Zehe zu heben, fortfuhr.

Er ritt morgens um 5 Uhr, wenn seine Frau krank oder schwach war, allein spazieren, aber nie ohne ein Papier in Form eines Rezepts vor dem Bette seiner Frau zu lassen. Dieses enthielt folgende liebevolle Vorschriften: Guten morgen, liebes Weibchen! Ich wünsche, daß Du gut geschlafen habest, daß Dich Nichts gestört habe, daß Du nicht zu jäh aufstehst, daß Du Dich nicht erkältest, nicht bückst, nicht streckst, Dich mit Deinen Dienstboten nicht erzürnst, im nächsten Zimmer nicht über die Schwelle fällst. Spare häuslichen Verdruß, bis ich zurückkomme. Daß nur Dir Nichts geschieht! Ich komme um — Uhr etc."

Die Schwester seiner Frau erzählt folgendes: Wie war der Schwager besorgt, wenn seinem Weibe Etwas fehlte! So war es einmal, als sie sehr krank lag und ich volle acht

Monate sie wartete. Ich saaß an ihrem Bette; Mozart auch. Er componirte an ihrer Seite. Ich beobachtete ihren nach so langer Zeit sich eingestellten süßen Schlummer. Stille hielten wir Alles, wie in einem Grabe, um sie nicht zu stören. Plötzlich trat ein roher Dienstbote ein. Mozart erschrak aus Furcht, seine Frau möchte gestört sein, wollte, stille zu sein, winken, rückte den Sessel rückwärts hinter sich weg und hatte gerade das Federmesser offen in der Hand. Dieses spießte sich zwischen den Sessel und seinen Schenkel, sodaß es ihm bis an das Heft in das Bein einstach. Er, der sonst wehleidig war, machte keine Bewegung und verbiß seinen Schmerz, winkte mir ihm hinauszufolgen, und ich fand, daß die Wunde wirklich sehr tief war. Durch Johannisöl wurde er geheilt. Obschon er für Schmerz etwas krumm ging, so machte er doch, daß es verborgen blieb und seine Frau nichts erfuhr..."

Im hellen Lichte leuchtet uns der liebevolle und gütige Charakter Mozarts aus all diesen kleinen Zügen entgegen. Am erstaunlichsten mag es manche anmuten, daß Mozart, wenn er seine Kompositionen niederschrieb, seine Frau bat, ihm dabei Märchen zu erzählen, je lustiger sie waren, um so besser. Für ihn war das sorgliche Niederschreiben der Noten eine starke Geduldsprobe. Er schritt dazu erst, wenn die Komposition seinem inneren Ohre schon vollendet vorlag, so war die Niederschrift ihm beinahe mechanische Arbeit, die ihm durch das Märchenerzählen erleichtert wurde. Uns aber ist es ein Beweis, wie leicht eine solche starke Begabung in jedweder Umgebung und bei jedweden Umweltereignissen ihrem Schaffen leben konnte.

Dieses Heim voll Frohsinn und Wohlklang konnte von der Sorge nicht verdüstert werden, der Humor konnte nicht

erstickt werden. Selbst alle, die zum Teil betrügerischen und minderwertigen Menschen, die Mozart treuherzig in sein Haus einlud, und die ihn sattsam aussaugten, wurden gutherziger, als sie sonst waren, wenn sie seine Schwelle betraten. Erst in den letzten Monaten seines Lebens, als das Verhängnis grauenvoller Verbrecherabsichten des Geheimordens über dem Leben des großen Künstlers schwebte, wich der Frohsinn aus diesem Hause, um sich nur da und dort noch einmal einzustehlen. Vier Monate vor seinem Tode wurde sein jüngster Sohn geboren. Der Schrei des kleinen Kindes hinderte ihn nicht am Schaffen, nein, er meinte lachend, sicher werde es ihm nachfolgen, als das Kind im Schreien den gleichen Ton wählte, den er eben auf dem Fortepiano anschlug. „Wolfgang Amadeus" wurde daher auch dieses jüngste Söhnchen genannt, das später ein wackerer Komponist und Kapellmeister wurde und dessen Gesichtszüge ebenso wie die seines älteren Brüderchens so recht die Lieblichkeit, die zarte Anmut der Harmonien mancher Mozartarie trug. Ja, obwohl er vier seiner sechs Kinder sterben sah, obwohl jahrelange ernste Krankheit der Frau ihn sorgte, obwohl Kabalen, Schikanen der Neider an der Tagesordnung blieben, waren sein Frohsinn und seine Schaffenskraft nicht zu brechen.

In dieses lichte Haus fielen aber im letzten Lebensjahre Mozarts düstere Schatten, die die Umwelt sich nicht zu deuten wußte, weil sie nicht ahnte, in welcher Lebensgefahr Mozart stand. Da Mozart die Deutsche Oper geschaffen hatte, das Übergewicht der italienischen Musik im Deutschen Volke ein für allemal überwunden und durch Wertvolleres ersetzt hatte, das gleiche auf dem Gebiete der weltlichen Kunst wie Bach und Händel auf dem Gebiet der geistlichen Musik erreicht

hatte, da Mozart zudem auch eine unermeßliche Schaffenskraft auf allen Gebieten der Komposition gezeigt hatte, so war er für die überstaatlichen Mächte ein grimmer Feind ihrer Ziele, unbekümmert um seine Kirchenmusik, geworden. Das Deutsche Volk konnte in alle Zukunft hinaus Kraft schöpfen aus seinen unsterblichen Werken, und so war Mozart so hassenswert für alle die, die die „Völker aus Stamm, Volk und Sprache heraus erlösen" wollen und in ein jüdisches oder jüdisch-christliches Weltreich einzwängen möchten. Das war der Grund, weshalb dieser sonnige und gutherzige Mensch überall auf Intrigen stieß, die sich noch jenen gesellten, denen jeder Mehrbegabte von seiten der neidischen Minderbegabten ausgesetzt ist. Wie hart Mozart auch seinen Logenvorgesetzten gegenüber für Deutsche Kunst kämpfte, beweist uns sein Brief vom 21. März 1785, den ich deshalb in Faksimile und, wegen der schwer leserlichen Schrift, daneben auch in Druck ungekürzt wiedergebe:

Hochschätzbarester Herr geheimer Rath! —

Ich habe sehr gefehlt, ich muß es bekennen, daß ich ihnen nicht gleich den richtigen Empfang ihres briefes und mitgeschickten Paquets gemeldet habe; — das ich in der Zwischenzeit 2 briefe von ihnen noch sollte erhalten haben — ist nicht deme also; ich würde auf den ersten sogleich aus dem Schlaf gewecket worden seyn und ihnen geantwortet haben, wie es itzt thue. — ich bekam ihre 2 briefe letzten Postage mit einander; — ich habe schon selbst bekennt, daß ich hierinen gefehlt habe, daß ich ihnen nicht gleich geantwortet habe. — was aber die Oper anbelanget, würde ich ihnen damals ebenso wenig darüber haben schreiben können, als itzt. — Lieber Hr. gehr. Rath —! — ich habe die Hände so voll zu thun, daß ich fast keine Minute finde, die ich für mich anwenden könnte. — als ein Mann von so großer Einsicht und Erfahrung wissen sie selbst besser als ich, daß man so was mit aller möglichen aufmerksamkeit und überlegung — nicht einmal — sondern vielmal überlesen muß. bisher hatte noch nicht Zeit es einmal — ohne unterbrechung zu lesen. — alles was ich dermalen sagen kann, ist, daß — ich es noch nicht aus handen geben möchte; — ich bitte sie also mir dies Stück noch auf einige Zeit anzuvertrauen. — im falle es mir Lust machen sollte es

Hochschätzbarster Herr geheimer Rath! —

Ich habe sehr gefehlt, ich muß es bekennen, daß ich ihnen nicht gleich den richtigen Empfang ihres Briefes und mitgeschickten Paquets gemeldet habe; — daß ich unterdessen 2 Briefe von ihnen erhalten haben soll — ist nicht dem also; ich würde durch den ersten sogleich aus dem Schlaf geweckt worden seyn, und ihnen geantwortet haben, wie ich jetzt thue. — ich erhielte ihre 2 Briefe letzten Posttage mit einander. — ich habe schon selbst bekennt, daß ich hierinne gefehlt habe, daß ich ihnen nicht gleich geantwortet habe; — was aber die Opera anbelangt, würde ich ihnen damals eben so wenig Tröstliches haben schreiben können, als jetzt. — Liebster Hr: geh: Rath! — ich habe die Hände so voll zu thun, daß ich fast keine Minute finde, die ich für mich anwenden könnte. — als ein Mann der so große Einsicht und Erfahrung besitzen sie selbst besser als ich, daß man so was mit aller möglichen Aufmerksamkeit und Überlegung — nicht einmal — sondern vielmal überlesen muß. — um dieses hätte ich noch nicht zeit es einmal ununterbrochen zu lesen. — alles was ich dermalen sagen kann, ist, daß — ich es noch nicht aus handen geben möchte; — ich bitte sie also mir das Stück noch auf einige zeit anzuvertrauen. — im falle es mir Lust machen sollte, es in Musik zu setzen, so wünschte doch vorhero zu wissen, ob es eigentlich an einem orte zur aufführung bestimmt seye? — denn so ein Werk verdient sowohl von seiten der Poesie als Musick nicht umsonst gemacht zu seyn. — ich hoffe mir über diesen Punkt eine Erläuterung von ihnen. — Nachrichten die zukünftige teutsche Singbühne betreffend kann ich ihnen noch dermalen keine geben, da es dermalen noch (: das Bauen in dem zu diesem Ende bestimmten Kärntnerthor-Theater ausgenommen :) sehr stille hergehet. — sie soll mit anfangs october eröfnet werden. ich meinestheils verspreche mir nicht viel glück davon. — nach den bereits gemachten anstalten sucht man mehr die bis itzt vielleicht nur auf einige zeit gefallene deutsche Oper, gänzlich zu stürzen — als ihr wieder empor zu helfen — und sie zu erhalten. — Meine Schwägerin Lange nur allein durfte zum deutschen Singspiele. — die Cavallieri, Adamberger, die Teyber, lauter Deutsche, worauf Deutschland stolz seyn darf, müssen beym welschen Theater bleiben — müssen gegen ihre eigenen Landsleute kämpfen! — die deutschen Sänger und Sängerinnen dermalen sind leicht zu zählen! — und sollte es auch wirklich so gute als die benannten, ja auch noch bessere geben, daran ich doch sehr zweifle, so scheint mir die hiesige Theaterdirection zu oeconomisch und zu wenig patriotisch zu denken, um mit schwerem geld fremde kommen zu lassen, die sie hier am orte besser — wenigstens gleich gut — und umsonst hat; — denn die welsche truppe braucht ihrer nicht — was die anzahl betrifft; sie kann für sich allein spielen. — die Idée dermalen ist, sich bey der deutschen Oper mit acteurs und actricen zu behelfen, die nur zur Noth singen; — zum grösten unglück sind die Directeurs des Theaters sowohl als des orchesters beybehalten worden, welche durch ihre unwissenheit und unthätigkeit das meiste dazu beygetragen haben, ihr eigenes Werk fallen zu machen. wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette — es sollte ein anderes gesicht bekommen! — doch da würde vielleicht das so schön aufkeimende National-Theater zur Blüthe gedeihen, und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn wir Deutsche einmal mit Ernst anfiengen deutsch zu denken — deutsch zu handeln — deutsch zu reden, und gar deutsch — zu Singen!!! —

Nehmen sie mir nicht übel mein bester Hr. geh. Rath, wenn ich in meinem Eifer vielleicht zu weit gegangen bin! — gänzlich überzeugt mit einem teutschen Manne zu reden, ließ ich meiner zunge freyen lauf, welches dermalen leider so selten geschehen darf, daß man sich nach solch einer Herzensergiessung sicherlich einen Rausch trinken dürfte, ohne gefahr zu laufen seine gesundheit zu verderben. — ich verharre mit vollkommenster achtung

Hochschätzbarster Hr: geheimer Rath

Wien den 21ten März 1785.

ihr gehorsamster diener
W: A: Mozart

in Musik zu setzen, so wünschte doch vorher zu wissen, ob es eigentlich an einem orte zur aufführung bestimmt seye? — Denn so ein Werk verdiente so wohl von seiten der Poesie als Musik nicht umsonst gemacht zu seyn. — ich hoffe mir über diesen Punkt eine erläuterung von ihnen. — Nachrichten, die zukünftige teutsche Singbühne betrefend, kann ich ihnen noch dermalen keine geben, da es dermalen noch (das bauen in dem dazu bestimmten Kärtnerthor-theater ausgenommen) sehr stille hergehet. — sie soll mit anfangs october eröfnet werden. ich meinestheils verspreche ihr nicht viel glück. — nach den bereits gemachten anstalten sucht man in der That mehr die bereits vieleicht nur auf einige Zeit gefallene Teutsche Oper, gänzlich zu stürzen — als ihr wieder empor zu helfen — und sie zu erhalten. — Meine Schwägerin Lange nur allein darf zum Teutschen Singspiele. — Die Cavallieri, Adamberger, die Teuber, lauter Teutsche, worauf Teutschland Stolz seyn darf, müssen beym welschen Theater bleiben — müssen gegen ihre eigene Landesleute kämpfen! — — — Die teutschen Sänger und Sängerinnen dermalen sind leicht zu zählen! — und sollte es auch wirklich so gute als die benannten, ja auch noch bessere geben, daran ich doch sehr zweifle, so scheint mir die hiesige Theater-direction zu oeconomisch und zu wenig patriotisch zu denken, um mit schwerem geld fremde kommen zu lassen, die sie hier am orte besser — wenigstens gleich gut — und umsonst hat; — Denn die welsche Trup braucht ihrer nicht — was die anzahl betrift; sie kann für sich alleine Spielen. — Die Idee dermalen ist, sich bey der Teutschen Oper mit acteurs und actricen zu behelfen, die nur zur Noth Singen. — zum größten unglück sind die Directeurs des Theaters sowohl als des orchesters beybehalten worden, welche sowohl durch ihre unwissenheit als unthätigkeit das meiste dazu beygetragen haben, ihr eigenes Werk fallen zu machen, wäre nur ein einziger Patriot mit am brette — es sollte ein anders gesicht bekommen! — Doch da würde vieleicht das so schön aufkeimende National-Theater zur blüthe gedeihen, und das wäre ja ein Ewiger Schandfleck für Teutschland, wenn wir Teutsche einmal mit Ernst anfingen Teutsch zu denken — Teutsch zu handeln. — Teutsch zu reden, und gar Teutsch — zu singen!!! —

Nehmen sie nur nicht übel mein bester Hr. — gehr. Rath, wenn ich in meinem Eifer vieleicht zu weit gegangen bin! — gänzlich überzeugt mit einem Teutschen Manne zu reden, ließ ich meiner Zunge freyen lauf, welches dermalen leider so selten geschehen darf, daß man sich nach solch einer Herzens Ergießung loeblich einen Rausch trinken dörfte, ohne gefahr zu laufen seine gesundheit zu verderben. — ich verharre mit vollkommenster achtung

Schätzbarester hr.-geheimer Rath
dero gehorsamster Diener

Wien, den 21 März 1785. W.-Br. Mozart.

(Adressat ist Anton von Klein, Professor in Mannheim, der Mozart sein Drama „Rudolf von Habsburg" zur Komposition überschickt hatte.)

Mozart schreibt hier als Br. Mozart in dem in der Loge vorgeschriebenen unterwürfigen Ton offenbar an einen Br. höheren Grades. Dieser Brief ist von unerhörter Bedeutung, denn er zeigt Mozarts Kampf für die Deutsche Oper und die Verwertung Deutscher Künstler an den Schaubühnen in Deutschland. Er klagt darüber, daß die Deutschen den Welschen gegenüber zurückstehen müssen, klagt über den Verrat am eigenen Volke — der — und das ist das Wesentliche — von den Männern, die „am Brette" stehen, getrieben wird. Er sieht nur Männer am Brette, für die es ein „Ewiger Schandfleck" wäre „für Teutschland, wenn wir Teutsche einmal mit Ernst anfingen Teutsch zu denken — Teutsch zu handeln — Teutsch zu reden, und gar Teutsch — zu singen!"

Dann entschuldigt sich Mozart dafür, daß er offen geredet habe (!), und beweist durch diesen Abschluß seines Briefes von der Geistesknebelung, die die Logen gemäß ihrer jüdischen, antideutschen Zielen übten, in den wenigen Worten erschreckend viel. Sein Brief zeigt uns, wie sehr es den Logen, in denen Juda und Rom zunächst in den obersten Graden gemeinsam ihre Deutschfeindliche Arbeit taten, gelungen war, das Kulturwerk der Deutschen zu unterdrücken. Ist dies aber durch diesen Brief, den Mozart als Bruder unterschrieb, klar erwiesen, ist zugleich sein ganzer Inhalt ein flammendes Bekenntnis Mozarts zu einem Kampfe für den Sieg der Deutschen Kultur und ist endlich jedes seiner so zahlreichen unsterblichen Werke ein glänzender Sieg der Deutschen über die welsche Musik in Deutschen Landen, so wissen wir, daß Mozart erbittert von Rom und Juda schon zu einer Zeit gehaßt war und sein mußte, in der er nur das Antideutschtum der Logen, nicht aber ihre verbrecherischen Mordwege erkannt

hatte. Alle Intrigen, bei denen man natürlich welsche Künstler wie Salieri in den Vordergrund stellte und ihren Neid anfachte, sie zu Kabalen gegen Mozart verleitete, werden uns nur zu begreiflich, ebenso wie Mozarts Armut, ja Not. Wenn nun zu solchem tatkräftigen Wirken und Schaffen für die Unsterblichkeit des Deutschen Volkes und seiner Kultur bei Mozart noch die Erkenntnis der verbrecherischen Wege der Geheimorden hinzutrat und bei seinem lauteren Charakter solches Erkennen sofort auch den Kampf gegen die Logen auslöste, so ist uns nur zu klar, daß die vorgesetzten Brr. sich berechtigt fühlten, den „rauhen Stein aus dem Norden", wohnhaft in der „Am Rauhensteingasse", durch Mord „hinwegzuräumen".

Ja, es sollte im letzten Jahre dazu kommen, daß Mozart, der von seinem Vater in den Illuminaten- und Freimaurerorden getan worden war, zum ganz bewußten Gegner der Geheimorden wurde, deren wahrhafte Ziele ihm seit dem Jahre 1789 (franz. Revolution) ganz ebenso wie so vielen anderen edelgesinnten und ahnunglosen Freimaurern entlarvt wurden.

Mögen nun zunächst die Worte aus meinem Buche „Der ungesühnte Frevel an Luther, Lessing, Mozart und Schiller" folgen, in dem ich den Logenmord an Mozart auf Grund der Beweisführung Daumers und anderer wichtiger Quellen nachwies. Eine andere, verborgene Seite des Lebens dieses großen Künstlers wird uns da enthüllt. Wir wollen dann das Buch, das die Zeugnisse der nächsten Angehörigen enthält, über das ich erst jetzt verfüge, betrachten und sehen, welche Ergänzung des Tatsachennachweises es uns ungewollt gibt. Ich schrieb in jenem Werke Seite 65 ff.:

„Wenn eines der Opfer der jüdischen Geheimtscheka be-

weist, wie wichtig der Jude das Enthaupten eines Volkes durch das Vernichten seiner schöpferischen Geister nimmt, so ist es Mozart, dessen Kampf gegen die Loge so zahm und verhüllt war, daß dieser allein den grauenvollen Mord an dem begabten Musiker kaum ausgelöst haben wird. Abgründiger Haß gegen überreiche sprudelnde Schöpferkraft Deutscher Seele half hier den Gifttrank brauen! –

Der Philosoph und Altertumsforscher Georg Friedrich Daumer hat schon im Jahre 1861 über den Freimaurermord an Mozart in seiner ‚Zeitschrift in zwanglosen Heften' ausführlich berichtet. Auch Mozart, dieser große Deutsche, dieser gottgesegnete Komponist, wurde mitten im Schaffen, noch zehn Jahre jünger als Schiller, vom Geheimorden ‚weggeräumt' und in ‚die Grube geworfen'.

Mozart war schon in Salzburg Mitglied der Loge ‚zur Fürsicht' geworden und war Illuminat und Freimaurer. Die eingeweihten Brüder müssen offenbar, seit der Komponist Logenbruder geworden war, das Ziel gehabt haben, den ahnunglosen, offenherzigen, in aller Welt berühmten Mozart zu unterdrücken und zu demütigen. Er war ihnen viel zu bewußt Deutsch und sprach diese Überzeugung auch unumwunden aus. . .

Schon in der Salzburger Loge lernte Mozart die Bruderliebe, die derartige teutsche Einstellung von Grund auf haßt, deutlich kennen. Der Bruder und Fürstbischof Josef Franz de Paula, Hieronymus Graf von Colloredo-Waldsee, in dessen Diensten der große Komponist war, beliebte es, Br. Mozart einen ‚liederlichen Kerl' zu nennen und bei der letzten Unterredung sagte er als mildeste ‚Sotisse und Impertinenz', die Mozart seinem Vater mitteilt, er sei der

„‚liederlichste Bursche, ein Lump, ein Lausbub ...‘‚Was, er will mir drohen, er Fex, er Fex, dort ist die Tür‘.“ [1])

Offenbar war Mozart zu unbestechlich ‚teutsch‘.

Mozart ahnte nicht, daß er der Bruderrache des Erzbischofs nie entrinnen werde und schrieb an seinen Vater am Tage dieses Hinauswurfs:

„Heute war der glückliche Tag, an dem ich nicht mehr so unglücklich bin, in Salzburgischen Diensten zu sein.“

Selbstverständlich sorgte nun auch die höchstleuchtende Bruderschaft der Loge ‚zur Wohltätigkeit‘ in Wien, daß Not und Elend bei Mozart nicht aufhörten. Alle Einflüsse am Hof und reiche Geldmittel standen ihr wie auch der Loge ‚Zur neugegründeten Hoffnung‘, der Mozart auch angehörte, zu Gebote. Es war weit schwerer, den berühmten Mann Mozart brotlos zu erhalten, als ihm eine glänzende Laufbahn in Wien zu ermöglichen, besonders, da sich Josef II. (s. sein Gespräch mit Dittersdorf) mit der Mozartmusik befaßte. Mochten sein Name und seine Logenkompositionen der Freimaurerei Zutrauen und wertvolle Brr. damals und besonders nach seinem Tode gewinnen, das war den Brrn. eben recht! Er selbst wurde als ‚teutsch gesinnter‘ Musiker mit ‚Bruderliebe‘ bedacht.

Man ließ ihn in Wien erfolglos betteln. (S. Otto Jahn: Mozartbiographie III.) Vergebens versucht Mozart bei einzelnen Brrn. Linderung seiner krassesten Not. Er, der große Komponist, bat vergeblich, sie möchten ihm doch Musikstunden verschaffen, damit er sich und seine Frau und Kinder erhalten könne, ohne in Wucherhände zu fallen. In seinen Bittbriefen schreibt er, er könne vor Kummer und Sorge seine Quartette

---

[1]) Siehe „Br. Mozart Freimaurer und Illuminat“ von Direktor Richard Koch, Reichenhall, dieser Brief vom 9. Mai ist nicht in der Biographie von Nissen aufgenommen.

nicht beendigen. Er tanze zuweilen mit seiner Frau im Zimmer herum, weil er kein Holz hätte, um zu heizen. Mit Recht schreiben Jahn und Daumer, daß die drückende Not Mozarts und seiner Witwe an sich schon Schande für den ‚prahlerischen Orden' bedeute. Noch nicht einmal die so dringlich erbetenen ‚Scholaren' verschafften ihm die Brüder in den glänzenden Hofstellungen!

Doch ihre ‚Bruderliebe' sollte noch deutlicher werden!

Die französische Revolution, die die Brr. Freimaurer so stolz ‚die fleischgewordene Idee der Freimaurerei' [2]) nannten, hatte so manchem Edelen, der in Johannislogen durch Phrasenschwall über die wahren Ziele der jüdisch-freimaurerisch-jesuitischen Weltverschwörer getäuscht worden war, die Augen geöffnet. Ja, sogar uneingeweihte Hochgradbrr., so Knigge und der Herzog von Braunschweig, erkannten den blutrünstigen Rassehaß des Juden durch den Massenmord am blonden Adel in Paris. König Ludwig XVI. und seine Gemahlin Marie Antoinette schmachteten im Kerker. Schiller schrieb fiebernd seine Verteidigungschrift für den König. Mozart war erschüttert von den grauenvollen Ereignissen und litt unter den Nachrichten in den Logen, daß Marie Antoinette, die Tochter der Maria Theresia, zum Schafottode von den Jakobinern, den wahren Söhnen Jakobs, verurteilt werden sollte, besonders deshalb, weil ihre Mutter, Maria Theresia, in Österreich den Freimaurerorden verboten hatte.

Die Juden zitterten wegen der allgemeinen Empörung und des Erwachens weiter Kreise. Ganz ebenso wie sie nach Schillers Logentod Goethe zwangen, die Loge und ihre Ziele

---

[2]) Siehe „Kriegshetze und Völkermorden". 76.—80. Tausend. Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München.



Constanze Mozart



Mozarts Söhne
Karl und Wolfgang Amadeus

in Werken zu verherrlichen, so wurden damals Br. Mozart und Br. Schikaneder beauftragt, eine Oper zur Verherrlichung des Ordens zu schaffen. Sie schrieben die ‚Zauberflöte' und verwoben unter Beihilfe Gieseckes zwei entgegengesetzte Grundlegenden so geschickt miteinander, daß Mozart seine Absicht den Wissenden klar symbolisierte:

Tamino (Mozart) will durch die Zauberflöte, die sein Vater (das Deutsche Volk) aus der tausendjährigen Deutschen Eiche schnitzte, also mit Deutscher Musik, die Herzen der bösen, schwarzen Brr. bewegen, die gefangene Pamina (Marie Antoinette), die um ihrer Mutter, der Königin der Nacht (Maria Theresia), willen im Kerker sitzt, zu retten. Dabei weiß er, daß, falls ihm dies nicht gelingt, sein früher Tod sicher ist.[3])

Wie wichtig die Brr. Freimaurer diese Oper nehmen, beweisen die bändeweise entstandenen Deutungen des gleichzeitig immer als ‚minderwertig' bezeichneten Operntextes, die Mozarts und Gieseckes wahre Absicht verhüllen sollen. Br. Giesecke bekam dieser Operntext schlecht, er floh vor den Wiener Logen nach Dublin. Mozart aber blieb unbekümmert um die drohende Gefahr in Wien, um auch noch auf andere Weise den entsetzlichen Gefahren des nun erkannten Ordens zu steuern. Er faßte den Entschluß, einen Geheimorden ‚Die Grotte', der nur edelsten Zielen dienen sollte, zu gründen und widmete diesem Plane, wie Friedrich Daumer berichtet, viel Kraft. Statuten und alle Vorbereitungen hatte er schon fertig ausgearbeitet.

Unseligerweise ließ er Br. Stadler treuherzig Einblick

---

[3]) Von K. Bayer wurde diese Deutung zuerst veröffentlicht.

nehmen. Dieser verriet ihn an den Orden, und nun wird er nach Daumer offenbar im September 1791 in Prag zum ersten Male unter Gift gesetzt. Damit aber die Loge kein Verdacht treffen solle, ließ man Mozart noch eine Logenkantate komponieren, die er am 15. November aufführen ließ. Dann folgt offenbar ein neuer Akt der Bruderliebe,

„es traten Geschwulst an Händen und Füßen auf, worauf plötzlich Erbrechen folgte."

Der Tod trat nach wenigen Tagen, am 5. Dezember 1791, ein. Die Ärzte stellten vielerlei Diagnosen, in einem Brief vom 12. Dezember 1791 heißt es:

„weil sein Körper nach dem Tode anschwoll, so glaubte man, er sei vergiftet worden."

(S. Otto Jahn, Band IV.) Die Leiche soll auffallend rasch verwest sein (siehe Luther und Schiller).

Er selbst sprach des öfteren aus, daß er vergiftet sei, und wußte, daß das ‚Requiem', das er in Auftrag bekam, das Zeichen der nahen Vollstreckung des Logenurteils war. Die Loge bediente sich des Dieners eines geisteskranken Grafen, der, ganz in Schwarz gekleidet, Mozart den Auftrag überreichte. Nach dem Bericht Schacks sagte Mozart vor seinem Tode zu seiner Frau:

„Ich fühle zu sehr, mit mir dauert es nicht mehr lange; gewiß hat man mir Gift gegeben! Ich kann mich von diesem Gedanken nicht loswinden. Habe ich nicht vorhergesagt, daß ich dies Requiem für mich schreibe?"

Er gab sich dieser Komposition,

„die ihm dringend am Herzen lag", ausschließlich hin. „Von dem Ernste, mit welchem Mozart die Aufgabe ergriff, von der Innigkeit, mit welcher er sich in dieselbe versenkte, . . . legt das Werk selbst Zeugnis ab" (Otto Jahn IV, S. 703).

Am Tage vor seinem Tode ließ er sich die Partitur bringen und sang selbst noch die Altstimme, Schack, der Hausfreund, sang die Sopranpartie, Hofer, Mozarts Schwager, den

Tenor, Gerl den Baß. Sie waren bei den ersten Takten des Lacrimosa, als Mozart heftig zu weinen anfing und die Partitur beiseite legte; elf Stunden später verschied er.[4])

An seinem 175. Geburttag tauchten die Gerüchte wieder auf, Mozart sei an einem schweren Nierenleiden gestorben, und in ‚Medizinischen Mitteilungen', Jahrgang 3, Heft 2, Februar 1931, wird die Behauptung aufgestellt, er sei an Miliartuberkulose gestorben. Demgegenüber steht in der Fußnote der Seite 212 der ‚Geschichte der Deutschen Musiker' von Malsch, 1926, zu lesen:

„Neben den Diagnosen: Rheumatisches Entzündungsfieber, Wassersucht, Schwindsucht, Nierenkrankheit verstummt auch heute wegen gewisser Symptome noch nicht der Verdacht, er sei von Widersachern durch Arsen vergiftet worden, wie Mozart auch selbst glaubte"."

Als ich den Spuren des Logenmordes an Mozart nachging, standen mir mehrere Bücher, die heute nur sehr schwer zu haben sind, nicht zur Verfügung, vor allem nicht das mir jetzt hier vorliegende Buch. Die Umgebung Mozarts suchte sich sein Kränkeln seit der Prager Reise vier Monate vor seinem Tod und dann seine plötzlichen schweren Krankheiterscheinungen kurz vor seinem Tod irgendwie durch die „Überanstrengungen" zu erklären und glaubte, die seltsame Wesensveränderung Mozarts, des so frohsinnigen Menschen, sei hierauf zurückzuführen. Nun haben wir aber an Hand des Buches selbst die Möglichkeit, dies völlig auszuschließen. Hierfür ist es uns wichtig, daß an mehreren Stellen berichtet wird, Mozart sei in den letzten Monaten seines Lebens schwermütig gewesen und es habe ihm vor dem Tode geschaudert, ja er habe sich förmlich in ununterbrochenes Schaffen vor den

---

[4]) S. Prof. Dr. Hermann Unger, Geschichte aus Selbstzeugnissen. Piperverlag München.

Todesschaudern geflüchtet. Mozart hat uns nun zum Glück ein Zeugnis gegeben, das uns eigentlich seine Werke schon restlos bieten, wie ruhig er stets dem Tode entgegengesehen hat. Als sein Vater erkrankt war, schreibt er am 4. April 1787 (Seite 524):

„Diesen Augenblick höre ich eine Nachricht, die mich sehr niederschlägt – um so mehr, als ich aus Ihrem letzten Briefe vermuten konnte, daß Sie sich, Gott lob, recht wohl befänden. – Nun höre ich aber, daß Sie wirklich krank seyen! Wie sehnlich ich einer tröstenden Nachricht von Ihnen selbst entgegensehe, brauche ich Ihnen doch wohl nicht zu sagen, und ich hoffe es auch gewiß, obwohl ich es mir zur Gewohnheit gemacht habe, mir immer in allen Dingen das Schlimmste vorzustellen. Da der Tod, genau genommen, der wahre Endzweck unseres Lebens ist, so habe ich mich seit ein paar Jahren mit diesem wahren, besten Freunde des Menschen so bekannt gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes mehr für mich hat, sondern sehr viel Beruhigendes und Tröstendes! Und ich danke meinem Gott, daß er mir das Glück gegönnt hat, mir die Gelegenheit zu verschaffen, ihn als den Schlüssel zu unserer wahren Glückseligkeit kennen zu lernen. Ich lege mich nie zu Bette, ohne zu bedenken, daß ich vielleicht (so jung als ich bin) den anderen Tag nicht mehr seyn werde; und es wird doch kein Mensch von Allen, die mich kennen, sagen können, daß ich im Umgange mürrisch oder traurig wäre!"

So vertraut war der große Künstler mit dem natürlichen Tode, daß er sich tagtäglich mit dem Gedanken an den Tod niederlegte, so vertraut war er mit ihm, wie jeder wahrhaft tiefe Mensch, der dem Sterbenmüssen nicht davonläuft, sondern der im Tod den Freund erkannt hat, welcher ihm besser

als alles andere die weisen Wertungen an das Leben schenkt. Nicht Worte Mozarts hätten uns das verraten müssen. Seine Musik ist Zeugnis dessen, nur taube Ohren, die aus diesem Gleichnis nicht den Gehalt entnehmen können, bedürfen hier der Worte des Schaffenden. Ich aber begrüße sie, sind sie doch der beredteste Gegenbeweis gegen die Annahme der ahnunglosen Umgebung, daß jenes Schaudern vor dem nahen Tode, das Mozart mit einem Male in dem letzten Lebensjahre immer wieder zeigt, einen ganz anderen, neuen Grund hat. Durch die Massenmorde, die der Illuminatenorden in Paris gleich zu Beginn der Revolution 1789 befahl, ebenso wie Schiller entsetzt über solch einen Hohn auf allen Freiheitwillen, erkennt er die Illuminaten und Freimaurer, denen er als uneingeweihter Bruder ahnunglos angehört hatte. Allen Logengeboten zum Trotz versucht er durch einen Geheimorden der Edelgesinnten, den er gründen will, den Kampf gegen solche Verbrechen, und sucht durch seine Oper „Die Zauberflöte" bei den Freimaurern und Illuminaten für Maria Antoinettes Befreiung einzutreten. Er weiß, welche Morddrohungen seine Gelübde als Bruder enthalten und was ihm nun blüht. Es schaudert ihn, graust ihm vor solchem verbrecherischen Treiben. Ein Tod durch Logenmord ist etwas anderes als der natürliche Tod im Alter, etwas anderes auch als der Krankheittod. Für ihn mußte dieser gewaltsame Frühtod besonders entsetzlich sein, raubte er ihm doch die Möglichkeit, eine Fülle unsterblicher Werke der Zukunft zu schenken. Ihm graust vor dem widerlichen Verbrechen und als der heuchlerische Orden eine Freimaurerkantate von ihm wünscht und sie am 15. November 1791, zweieinhalb Wochen vor seinem Tode, unter großen Beifalls-

kundgebungen in der Loge aufführen läßt, da faßt er noch einmal die Hoffnung, daß ihm ein neuer Schub der Vergiftung erspart bliebe, aber diese Hoffnung ist nichtig.

Seit im Juli der anonyme Bote ihm das Requiem auftrug, hatten sich die Stunden, in denen er sein Schicksal wußte und nichts mehr für sich hoffte, immer mehr gehäuft, besonders seit er in Prag so eigentümlich erkrankte, so daß er selbst Vergiftung annahm. Alles, was uns in dem Buche über die plötzlich auftauchende Schwermut und die immer wieder neu eintretenden Schauder vor einem nahen Tode berichtet wird, stimmt in den zeitlichen Angaben völlig zu meiner Darstellung, daß es gerade die Gründungabsichten des Geheimordens „Die Grotte" und der Gieseke-Text der „Zauberflöte" waren, die ihn der Logenverfolgung aussetzten. Der unbekannte geheimnisvolle Bote übergibt den Auftrag des Requiems im Juli 1791 in zwei Besuchen. Bald darauf erhält plötzlich Mozart aus Prag den Antrag, in einer ganz unmöglich kurzen Frist von drei Wochen eine Oper für die Kaiserkrönungfeier des Kaisers und Freimaurers Leopold zu schreiben und die Aufführung dort vorzubereiten. Als er schon im Wagen nach Prag abreisen will, taucht der unbekannte Bote zum dritten Male auf und gemahnt ihn an das Requiem. In Prag aber wird Mozart mit einem Male krank. Wahrscheinlich handelt es sich hier um eine erste Vergiftung, ganz ähnlich, wie auch Schiller im Juli 1804 vier Tage an heftiger Kolik darniederliegt, von der er sich so langsam erholte; Krankheiterscheinungen, die sehr wohl eine Vergiftung gewesen sein können. (Siehe „Der ungesühnte Frevel", Seite 161.) Nach der Komposition kehrte er nach Wien zurück mit dem sichern Wissen, daß man ihm Gift gegeben hat, und

spricht von seinem nahen Tode. Es schaudert ihn. Kurz vor seinem Tode erkrankt er an heftigen Erscheinungen, die für schwere Vergiftung sprechen. Er hat Erbrechen, seine Hände und Füße schwellen ihm an, ja, auch der übrige Körper, er ist unbeweglich und stirbt nach einigen Tagen bei klarem Bewußtsein am 5. Dezember. Hören wir nun, was im einzelnen die Biographie berichtet (Anhang Seite 28/29):

„Mozart's Körper kränkelte in seiner letzten Lebenszeit und litt besonders an äußerst leichter Reizbarkeit der Nerven, und wurde, wie sich wohl psychologisch erklären läßt — überhaupt sehr furchtsam, was er auch schon früher war, besonders viel von Todesgedanken beunruhigt. Nun arbeitete er so viel und schnell, — freylich deßhalb zuweilen auch flüchtig, — daß es scheint, er habe sich von dem Aengstenden der wirklichen Welt in die Schöpfungen seines Geistes flüchten wollen. Seine Anstrengung ging dabey oft so weit, daß er nicht nur die ganze Welt um sich her vergaaß, sondern ganz entkräftet zurücksank und zur Ruhe gebracht werden mußte. Jedermann sah, daß er sich auf diese Weise bald aufreiben müsse. Die Zuredungen seiner Gattin und seiner Freunde halfen nichts, die Versuche, ihn zu zerstreuen, eben so wenig. Er that Etwas seinen Lieben zu gefallen, fuhr mit ihnen aus; nahm aber an Nichts mehr wahren Antheil, sondern lebte immer fort in seinen Phantasieen, aus denen ihn nur zuweilen ein Schauder vor dem Tode, der sich schon um sein Gebein zu winden anfing, erweckte. Seine Gattin bestellte oft heimlich Personen, die er liebte: sie mußten ihn zu überraschen scheinen, wenn er sich wieder zu tief und anhaltend in seine Arbeit versenkte: er freute sich zwar, blieb aber dennoch beym Arbeiten. Sie mußten nun viel schwatzen:

er hörte Nichts: man richtete das Gespräch an ihn: er ward nicht unwillig, gab einige Worte dazu, schrieb aber fort.

In dieser Zeit und traurigen Gemüthsstimmung schrieb er bekanntlich die Zauberflöte, La Clemenza di Tito und sein Requiem. Schon über der Zauberflöte versank er, dem Tag und Nacht gleich war, wenn ihn der Genius ergriff, in öftere Ermattung und minutenlange halb ohnmächtige Bewußtlosigkeit. Die Musik dieser Oper hatte er recht lieb, obschon er über manche Sätze, die gerade den allgemeinsten Beyfall erhielten, lachte" ...

Seite 554—559 wird uns ausführlicher berichtet:

„Kurz vor der Krönung des Kaisers Leopold, und ehe Mozart den Auftrag, nach Prag zu reisen, erhielt, brachte ihm ein unbekannter Bote einen Brief ohne Unterschrift, der nebst mehren schmeichelhaften Aeußerungen die Anfrage enthielt: ob Mozart die Composition eines Requiem übernehmen wolle, und um welchen Preis, und binnen welcher Zeit er sie liefern könne?

Mozart, der ohne Vorwissen seiner Frau nicht den geringsten Schritt zu thun pflegte, erzählte ihr den sonderbaren Auftrag, und äußerte dabey seinen Wunsch, sich in dieser Gattung auch einmal zu versuchen, um so mehr, da der höhere pathetische Styl der Kirchenmusik immer sein Lieblingsstudium war. Seine Frau rieth ihm zur Annahme des Auftrags, und Mozart schrieb dem unbekannten Besteller zurück, daß er das Requiem für eine gewisse Belohnung verfertigen werde. Die Zeit der Vollendung könne er nicht genau bestimmen, doch wünsche er den Ort zu wissen, wohin er das vollendete Werk abzuliefern habe. Nach einiger Zeit erschien derselbe Bote wieder, brachte nicht nur die bedungene Belohnung mit, son-

dern auch das Versprechen einer beträchtlichen Zulage bey Uebergabe der Partitur, da er mit seiner Forderung so billig gewesen sey. Uebrigens solle er ganz nach der Laune seines Geistes arbeiten. Doch solle er sich gar keine Mühe geben, den Besteller zu erfahren, indem es gewiß umsonst seyn werde.

Während dem erhielt Mozart den ehrenvollen und vortheilhaften Antrag, für die Prager zur Krönung des Kaisers Leopold die Opera seria: La Clemenza di Tito zu schreiben.

Eben als er mit seiner Frau in den Reisewagen stieg, stand der Bote gleich einem Geiste wieder da, zupfte die Frau am Rocke und fragte: „Wie wird es nun mit dem Requiem aussehen?" Mozart entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit der Reise und der Unmöglichkeit, seinem unbekannten Herrn davon Nachricht geben zu können; übrigens werde es bey seiner Zurückkunft seine erste Arbeit seyn; es käme nur auf den Unbekannten an, ob er so lange warten wolle: und damit war der Bote gänzlich befriedigt. Die Musik zur Clemenza di Tito war von den böhmischen Ständen zur Krönung des Kaisers Leopold bestellt, nach dem Texte des Metastasio aber abgekürzt. Die Arbeit dieser Oper begann er in seinem Reisewagen auf dem Wege von Wien nach Prag, und vollendete sie in achtzehn Tagen in Prag. Schon in Prag kränkelte und medicinierte Mozart unaufhörlich. Seine Farbe war blaß und sein Blick matt bey hinschwindenden Kräften, denn sein Genius war im Abnehmen begriffen, und mit seinem siechenden Körper mußte die Energie seines Geistes um so mehr ermatten. Daher schreibt sich die einzelne Instrumental-Begleitung, die stille Erhabenheit und Schwermuth in den Melodieen und dem Charakter des Titus, und daher auch die Umschaffung der von Metastasio gestalteten drey Acte der

Oper in zwey von Mozart, der sonst so gern componirte, sich über Alles verbreitete und allenthalben die Schätze seines Genie's verschwenderisch austheilte; denn in seinem musikreichen Don Juan componirte er nach Fertigung des Ganzen dennoch ein halbes Dutzend Stücke nach, so daß man kaum weiß, wie man sie bey der Vorstellung unterbringt; und hier im Titus strich er einen ganzen Act! – Ja, er schmolz nicht allein den ersten und dritten Act wohl oder übel an einander, sondern er ließ auch die dialogisirenden Recitative von seinem Schüler Süßmayr fertigen. . ."

„Beym Abschiede in dem Zirkel seiner Freunde war Mozart so wehmütig, daß er Thränen vergoß; es schien ein ahnendes Vorgefühl seines nahen Todes diese schwermüthige Stimmung hervorgebracht zu haben – denn er trug schon damals den Keim der ihn bald hinraffenden Krankheit in sich. . ."

Über die letzten Wochen und den Tod selbst berichten die Seiten 563 ff. wie folgt:

„Nach Mozart's Zurückkunft von Prag nach Wien nahm er sogleich seine Seelenmesse vor, und arbeitete mit außerordentlicher Anstrengung und einem lebhaften Interesse daran; aber seine Unpäßlichkeit nahm in demselben Verhältnisse zu und stimmte ihn zur Schwermuth. Mit inniger Betrübnis sah seine Gattin seine Gesundheit immer mehr hinschwinden. Als sie eines Tages an einem schönen Herbsttage mit ihm in den Prater fuhr, um ihm Zerstreuung zu verschaffen, und sie Beyde einsam saaßen, fing Mozart an vom Tode zu sprechen, und behauptete, daß er das Requiem für sich setze. Dabey standen ihm Thränen in den Augen, und als sie ihm den schwarzen Gedanken auszureden suchte, sagte er: Nein, nein, ich fühle mich zu sehr, mit mir dauert es nicht

mehr lange: gewiß, man hat mir Gift gegeben! Ich kann mich von diesem Gedanken nicht loswinden.

Zentnerschwer fiel diese Rede auf das Herz seiner Gattin; sie war kaum im Stande, ihn zu trösten und das Grundlose seiner schwermüthigen Vorstellungen zu beweisen. In der Meinung, daß seine Krankheit mehr wachse und die Arbeit des Requiem ihn zu sehr angreife, consultirte sie einen Arzt und nahm ihm die Partitur des Requiem weg.

Wirklich besserte sich sein Zustand etwas, und er war während dessen fähig, am 15ten November 1791 eine kleine Cantate" („Freimaurer-Cantate"): „Das Lob der Freundschaft, die von einer Gesellschaft" (der Loge) „für ein Fest bestellt wurde, zu fertigen. Die gute Aufführung derselben und der große Beyfall, mit dem sie aufgenommen wurde, gab seinem Geiste neue Schnellkraft. Er wurde nun etwas munterer und verlangte wiederholt sein Requiem, um es fortzusetzen und zu vollenden. Seine Frau fand nun keinen Anstand, ihm seine Noten wieder zu geben. Doch kurz war dieser hoffnungsvolle Zustand; in wenig Tagen verfiel er in seine vorige Schwermuth, wurde immer matter und schwächer, bis er endlich ganz auf das Krankenlager hinsank, von dem er, ach! nimmer wieder aufstand.

Am Tage seines Todes ließ er sich die Partitur des Requiem an sein Bette bringen. „Hab' ich es nicht vorher gesagt, daß ich dieß Requiem für mich schreibe?" so sprach er, und sah noch einmal das Ganze mit nassen Augen aufmerksam durch. Es war der letzte schmerzvolle Blick des Abschiedes von seiner geliebten Kunst — eine Ahnung seiner Unsterblichkeit. Man hätte Mozart sterbend malen sollen, die

Partitur des Requiem in der Hand. Schade, daß aber dann sein Alter nicht durch das Gemälde versinnlicht werden konnte.

Sein Tod erfolgte zu Mitternacht am 5ten December 1791.

Mozart blieb während seiner Krankheit bey vollkommenem Bewußtseyn bis an sein Ende; er starb zwar gelassen, aber doch sehr ungern. Jedermann wird dieß begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß Mozart, als er von Prag zurück gekommen war, das Anstellungs-Decret als Kapellmeister an der St. Stephanskirche, mit allen Emolumenten, die von Alters her damit verbunden waren, bekam, und zugleich, außer seinen für das Wiener und Prager Theater bestellten Arbeiten, aus Ungarn und Amsterdam ansehnliche Accorde auf periodische Lieferungen, und hiermit eine frohe Aussicht in eine von Nahrungssorgen gänzlich freye Zukunft erhielt. . .“

„Dieses sonderbare Zusammentreffen so glücklicher Vorboten eines bessern Schicksals, seine gegenwärtigen traurigen Vermögensumstände, der Anblick einer trostlosen Gattin, der Gedanke an zwey unmündige Kinder: Alles dieses war nicht geeignet, einem bewunderten Künstler, der nie Stoiker gewesen ist, in seinem 35sten Jahre die Bitterkeit des Todes zu versüßen. „Eben jetzt“, so klagte er oft in seiner Krankheit, „soll ich fort, da ich ruhig leben würde! Jetzt meine Kunst verlassen, da ich nicht mehr als Sclave der Mode, nicht mehr von Speculanten gefesselt, den Regungen meiner Empfindungen folgen, frey und unabhängig schreiben könnte, was mein Herz mir eingiebt! Ich soll fort von meiner Familie, von meinen armen

Kindern, in dem Augenblicke, da ich im Stande gewesen wäre, für ihr Wohl besser zu sorgen!"

Man kann sagen, um Mozart flossen unzählbare Thränen; nicht in Wien allein, vielleicht mehr noch in Prag, wo man ihn vorzüglich liebte und bewunderte. Jeder Kenner, jeder Freund der Tonkunst hielt seinen Verlust für unersetzlich, und wahrlich, bis jetzt hat man nicht Ursache, diese trostlose Meinung zurückzunehmen! Es schien unglaublich, daß der allmächtige Schöpfer der erhabensten Harmonieen, der unseren Herzen so reine Entzückungen geschaffen hat, ins alte Nichts zurückgekehrt seyn sollte.

Gleich nach seinem Tode meldete sich der geheimnisvolle Bote, verlangte das Werk, so wie es unvollendet war, und erhielt es. Von dem Augenblicke an sah ihn die Wittwe nie mehr und erfuhr nicht das Mindeste, weder von der Seelenmesse, noch von dem unbekannten Besteller. Jeder Leser kann sich leicht vorstellen, daß man sich alle Mühe gab, den räthselhaften Boten auszuforschen, aber alle Mühe und Versuche waren fruchtlos. . ."

„Seine Todeskrankheit, wo er bettlägerig wurde, währte 15 Tage. Sie begann mit Geschwulst an Händen und Füßen und einer beynahe gänzlichen Unbeweglichkeit: derselben, der später plötzliches Erbrechen folgte, welche Krankheit man ein hitziges Frieselfieber nannte. Bis zwey Stunden vor seinem Verscheiden blieb er bey vollkommenem Verstande; das Gefühl seines bevorstehenden Todes und seine Betrübniß, Frau und Kinder unversorgt zu hinterlassen, verdreyfachte wohl die Marter seiner Krankheit. Baron van Swieten kam gleich nach seinem Tode, um mit der Wittwe zu weinen, die sich in ihres entschlafenen Mannes Bett gelegt hatte, um angesteckt

zu werden und mit ihm zu sterben. Damit sie sich aber nicht ihrer Verzweiflung überließe, brachte man sie zu Hrn. Bauernfeind, dem AssociéSchikaneders, und dann zu Hrn. Goldhann.

Der Tod Mozarts erregte öffentliche Theilnahme. Am Sterbetage selbst blieben viele Leute vor seiner Wohnung stehen und gaben ihre Theilnahme auf mancherlei Art zu erkennen. Schikaneder ging herum und schrie laut auf: Sein Geist verfolgt mich allenthalben: er steht immer vor meinen Augen...

Immer war Mozarts Gesundheit, die in der letzten Zeit sichtlich dahinschwand, sehr zart gewesen, und wie alle Menschen von weichlichem Gemüthe, so fürchtete auch er den Tod sehr." (S. Mozarts Brief, der das Gegenteil beweist! Die Verf.)

Ein Brief seiner Schwägerin Sophie, der Tochter seiner Schwiegermutter, Seite 573 ff., sagt Folgendes:

„Mozart bekam unsere selige Mutter immer lieber, und sie ihn auch. Daher kam er zu uns oft auf die Wieden in Eile gelaufen mit Päckchen von Kaffee und Zucker unter dem Arme, und sagte bey der Überreichung: Hier, liebe Mama, haben Sie eine kleine Jause (Collation). Er kam niemals leer zu uns. Als er erkrankte, machten wir ihm Nachtleibel, um sie vorwärts anzuziehen, weil er wegen Geschwulst sich nicht drehen konnte; und weil wir nicht wußten, wie schwer krank er war, machten wir ihm auch einen wattirten Schlafrock für die Zeit, daß er wieder aufstünde.Er bezeugte über denselben eine herzliche Freude. Ich besuchte ihn alle Tage. Einmal sagte er zu mir: vermelden Sie der Mama, daß es mir recht sehr gut geht, und daß ich noch in der Octave kommen werde, ihr zum Namenstage Glück zu wünschen. Den

folgenden Tag eilte ich daher nicht hin, und ging erst Abends weg. Wie erschrak ich, als meine halb verzweifelnde und doch sich so moderirende Schwester in der Thüre mit den Worten mir entgegen kam: Gott lob, daß Du da bist. Heute Nachts ist er so krank gewesen, daß ich schon dachte, er erlebe diesen Tag nicht! Wenn er heute wieder so wird, so stirbt er die Nacht: gehe zu ihm, und siehe, was er macht. Als ich mich seinem Bette näherte, rief er mir zu: Gut, daß Sie da sind: heute Nacht bleiben Sie bey mir: Sie müssen mich sterben sehen. Ich machte mich stark und wollte es ihm ausreden. Allein er erwiederte mir: Ich habe ja schon den Todtengeruch auf der Zunge, ich rieche den Tod, und wer wird meiner Constanze beystehen, wenn Sie nicht bleiben? Nur einen Augenblick zu meiner Mutter, der ich Nachricht versprochen habe; sie möchte sonst denken, ein Unglück sey geschehen. Als ich zu meiner trostlosen Schwester kam, war Süßmaier bey Mozart am Bette. Auf der Decke lag das Requiem, und Mozart explicirte ihm, wie seine Meynung sey, daß er es nach seinem Tode vollenden sollte. Ferner trug er seiner Frau auf, den Tod geheim zu halten, bis sie Albrechtsbergern davon benachrichtigt hätte, denn diesem, sagte er, gehört mein Dienst vor Gott und der Welt. (Sein Wille wurde auch befolgt, denn Albrechtsberger erhielt den Dienst.) [5]) Als sein Arzt D. Closset kam, verordnete er noch kalte Umschläge auf den heißen Kopf, welche Mozart so erschütterten, daß er nicht wieder zu sich kam, bis er verschied. Sein Letztes war noch, wie er mit dem Munde die Pauken im Requiem ausdrücken wollte und er

---

[5]) Angesichts des Todes trifft also Mozart die Vorsorge, daß sein Freund die Kapellmeisterstelle an St. Stephan erhält. Ein Beweis seiner edlen Freundestreue und der Ruhe, mit der er dem Tode ins Auge sieht! M. L.

seine Backen aufbließ. Nach seinem Tode kam Müller, der Eigenthümer des Kunstcabinets (eigentlich Graf Deym), und drückte sein bleiches erstorbenes Gesicht in Gyps ab. Meine Schwester warf sich auf die Kniee, um zu beten. . .

. . . Ich habe in meinem Leben Mozart nie aufbrausend und viel weniger zornig gesehen. Die Geistlichen weigerten sich, zur letzten Oelung zu kommen, weil der Kranke sie nicht selbst rufen ließ."

„Die Schwägerin meynt, Mozart sey in seiner Krankheit nicht zweckmäßig genug behandelt worden. . ."

„Selbst in seiner schweren Krankheit sey er nie ungeduldig geworden, und zuletzt sey sein feines Gehör und Gefühl nur noch gegen den Gesang seines Lieblings, eines Kanarienvogels, der sogar aus dem Nebenzimmer entfernt werden mußte, weil er ihn zu stark angriff, empfindlich gewesen.

D. Guldner von Lobes hat folgenden Bericht über Mozart's Krankheit und Tod gemacht, dem aber nach dem Urtheil anderer Aerzte die erforderliche Consequenz etc. gebricht.

„Mozart erkrankte im Herbste 1791 an einem rheumatischen Entzündungsfieber, welches damals fast allgemein herrschte und viele Menschen dahinraffte. D. Closset, der seine Krankheit behandelte, hielt sie für gefährlich und fürchtete gleich anfangs einen schlimmen Ausgang, nämlich eine Gehirnentzündung. Einige Tage vor Mozart's Tode sagte D. Sallaba: Mozart's Krankheit ist nicht mehr zu heilen, er ist verloren. Mozart starb hernach auch wirklich an den gewöhnlichen Symptomen der Hirnentzündung. Die Krankheit nahm übrigens ihren gewöhnlichen Gang und unter denselben Symptomen sind mehre Menschen gestorben. Bey der Untersuchung des Cadavers hat sich nichts Ungewöhnliches gezeigt."

„Nach Neukomm's Aussage hatte Mozart seit langer Zeit ein Vorgefühl seines nahen Todes; Joseph Haydn habe seinem Schüler Neukomm erzählt, daß Mozart ihm, als er gegen Ende 1790 seine Reise nach London unternahm, beym Abschied mit thränenden Augen gesagt: Ich fürchte, mein Vater, dieß ist daß letzte Mal, daß wir uns sehen."

Mögen diese erschütternden Dokumente noch ergänzt werden durch die Worte auf Seite 624:

„Er geriet nämlich in einen Zustand von Schwermut, in welchem er immer das schauerliche Todesbild vor sich sah. Dieser unglückliche Eindruck wurde noch durch das Ereignis bestärkt, welches seinem letzten und edelsten Werke (dem Requiem) die Entstehung gab. Sein früher Tod (wenn er ja nicht auch künstlich befördert war), muß diesen Ursachen hauptsächlich zugeschrieben werden."

Ferner lesen wir auf Seite 30 im Anhang:

„Mozart konnte seine Zauberflöte wegen Kränklichkeit einmal nicht selbst dirigieren, deshalb legte er zu Hause die Uhr neben sich und hörte im Geiste die Musik: ‚Jetzt ist der erste Akt aus — jetzt ist die Stelle ‚Die große Königin der Nacht' etc.' sagte er und dann ergriff ihn wieder der Gedanken, daß das alles für ihn bald vorbey seyn werde, und er schauderte zusammen."

Fragen wir uns nun, welche wichtigen Einzelheiten uns diese Biographie Mozarts noch als Ergänzung des schon in meinem Buche „Der ungesühnte Frevel" Gesagten zu bieten weiß. Derselbe Mozart, der sich täglich mit dem Gedanken an das Sterben getrost zu Bette legt, für den der Tod keine Schrecken hat, nein, den er als Freund erlebt, schaudert in den letzten Monaten seines Lebens wieder und wieder zu-

sammen im Gedanken an einen nahen Tod. Niemals wäre er so kläglich von sich abgefallen, er, der das Requiem so schuf, wie er es geschaffen hat, mit einemmal den Tod anders anzusehen, weil er selbst nun kränkelte. Wer das behauptet, weiß überhaupt nicht, was Mozart in seinen letzten Werken an leben- und todbejahenden Seelenkräften ausgestrahlt hat. Nein, es schaudert ihn mit Recht, daß die Morddroheide des Geheimordens, in den sein Vater den ahnunglosen Künstler früh im Leben einführte, nicht leere Drohungen, nicht ein Bangemachen sind, nein, daß sie tatsächlich ausgeführt werden und an ihm, dem harmlosen Schaffenden nur deshalb sollen verübt werden, weil er, ganz wie Schiller, durch die französische Revolution das wahre Gesicht des Illuminaten- und Freimaurerordens erkannt hatte und, unbekümmert um die Gefahren, die ihm drohten, für die Abwehr durch Enthüllung der Geheimnisse der Loge in der Oper „Die Zauberflöte" und durch die Gründung eines Ordens der Edlen hatte helfen wollen. Es schauderte ihn, daß vor solchem Schicksal kein Schutz war. Was mag in ihm, dem frommen Katholiken, durch solche Lebenserfahrung an Erkennen wach geworden sein, ihm, der, obwohl er genau wußte, daß sein Sterben dicht bevorstand, nicht nach einem Geistlichen verlangte! Dieses Grauen vor dem Morde an ihm, das, wie das Buch ausdrücklich bezeugt, in unmittelbarstem Zusammenhang stand mit der absichtlich erschreckenden Weise, mit der die Loge ihm durch den Requiemauftrag sein Schicksal ankündigte, ist nur zu berechtigt und wohl vereinbar mit seiner mutigen und getrosten Antwort auf das Schicksal allen Menschenlebens, den natürlichen Tod, wie er sie in den Worten an seinen Vater bekundet. Niemals aber ist mit diesen Wor-

ten und mit seiner Art des Schaffens in den letzten Monaten eine Todesfurcht und ein Schaudern über den Krankheittod zu vereinen, wie seine Umgebung dies gewähnt hat. Ein Gedicht, das sich mit dem anonymen Boten befaßt, der Mozart das Requiem übermittelt, steht in diesem Buche. Es zeigt mehr, als die kurze Schilderung, die wir aus ihm wiedergaben, das absichtliche Erschrecken des Tonkünstlers. Es steht im Anhang auf Seite 189 und beginnt mit den Worten:

„Amadeus sitzt im kleinen Zimmer,
Still und eigen in sich selbst gekehrt.
Durch die Scheiben blinkt des Mondes Schimmer,
Kühl der Nachtwind durch die Blumen fährt.
Stumm ist's allzumal,
Und in süßer Qual
Zucken dumpfe Schmerzen durch die Brust.

Plötzlich wird er leise angerühret,
Und es steht vor ihm ein später Gast.
‚Wer hat nur Dich noch herein geführet?
Ist es doch um Mitternacht schon fast. —'
‚Thür und Angel wich;
Als ich kräftiglich
Pochte, ward mir aufgethan.

Bin der Diener eines großen Herren.
Kennst ihn wohl, und er weiß auch von Dir.
Weltlust konnte Dich nicht von ihm zerren.
Höre nur, was er gebeut, von mir.
Einen Todtensang,
Einen Trauerklang
Sollst Du setzen, Amadeus, schnell.

Dreyer Tage Licht ward Dir gegeben,
Nach drey Tagen schau'st Du mich auf's Neu'.
Auf! o Amadeus, und das Leben
Setze gern an diese Melodey:
Deiner Künstlerschaft
Krone, Blüth' und Kraft
Lod're d'raus in ew'gen Flammen her.

Denn an eines großen Todten Grüften
Soll's ertönen wie ein Sphärenlied.
Sagen soll es den entzückten Lüften,
Daß ein Himmelssohn von hinnen schied.
Herrlich ist der Lohn,
Du, mein lieber Sohn,
Lebe wohl; sey meines Spruchs gedenk.'

Leise, wie er kam, so geht er wieder,
S' ist, als wehte ihn die Nachtluft fort.
Amadeus starrt zur Erde nieder:
‚Wer war dieser? — Welch ein seltsam Wort!
Floß es nicht wie Licht
Von dem Angesicht?
Blitzt' es nicht wie Sterne durch die Nacht?

Wem soll ich zur ew'gen Ruhe tönen?
Wer ist dieser hohe Himmelssohn?
Warum zählt mich dieser zu den Söhnen?
Und was ist des Werkes Preiß und Lohn?'
Also quält und fragt
Er sich, bis es tagt,
Und ein kurzer Schlummer ihn umfängt."

Also mitten in der Nacht wird er erschreckt, und sehr klar wird ihm angedeutet, daß er hier sein eigenes Requiem schreiben soll! Seite 194 heißt es:

„Amadeus kühlt den Brand der Wange
An dem offnen Fenster — blickt hinauf,
Blickt hinab, und steht und sinnet lange,
Endlich rinnt der Thränen milder Lauf.
‚Ach vielleicht wie bald
Lieg' ich stumm und kalt
In dem engen Bretterkämmerlein.

Leben, Leben, wie die Blase nichtig!
Tod, Du unerbittlich finst're Macht!
Irdisch spielen, eitel, leer und flüchtig!
Der langen, langen, stummen Nacht!
Lange währt die Nacht,
Aber in ihr lacht
Von drey Lichtern rosenroth der Schein!' . . ."

Die letzten drei Zeilen verraten noch deutlicher, wie die dritte bis fünfte Strophe, daß der Verfasser des Gedichtes, der das Erscheinen des unbekannten Boten ganz unmittelbar in Zusammenhang mit dem Tode Mozarts bringt, ein Bruder ist, der ganz genau weiß, weshalb und woran Mozart starb. Die weiteren Strophen des Gedichtes lassen den unbekannten Boten, nachdem Mozart das Requiem komponierte, ein drittes Mal erscheinen und durch eine Berührung Mozarts den Tod herbeiführen. Er spricht zu ihm:

„Amadeus, Du hast Wort gehalten,
Sollst empfahen den verheiß'nen Lohn" . . .

„Sage Lebewohl der grünen Erde,
Schau sie froh und kräftig nochmal an."

Er küßt dann Mozart auf die Stirn:

„Schnell das Leben weicht,
Seine Wange bleicht,
Schmerzlos sinket Amadeus hin."

Deutlich sagt also dieses Gedicht, daß der unbekannte Bote Mozart den Tod brachte und den Auftrag, sein eigenes Requiem zu schreiben. Die Nacht, in der der Schein von „drey Lichtern" lacht, enthüllt die Brr. Was ferner Nissen über die Rolle des anonymen Boten meldet, der nichts anderes als ein Sendling des Ordens war, um Mozart das Todesurteil geheimnisvoll anzudeuten, das über ihn gesprochen ist, bestätigt alles, was ich nach Daumers Bericht in dem Buche: „Der ungesühnte Frevel" hierüber schrieb. Aber wir erfahren außerdem noch sehr Wichtiges. Der geheimnisvolle unbekannte Bote verlangte am Tage nach Mozarts Tode das unvollendete Requiem der Witwe ab, sie sah ihn aber von da an nie mehr und erfuhr nicht das mindeste weder von der

Seelenmesse noch von dem unbekannten Besteller! Es heißt dort, daß jeder sich leicht vorstellen kann, daß man sich alle Mühe gab, den rätselhaften Boten auszuforschen, aber alle Versuche waren fruchtlos! Sie hätten gar nicht fruchtlos sein dürfen, sie hätten sogar einen Staatsgerichtshof gar sehr beschäftigen müssen, denn es lag besonders angesichts der für eine Vergiftung sprechenden Krankheiterscheinung und dieser so geheimnisvollen Art der Auftraggebung nur allzu nah, daß Mozart eines unnatürlichen Todes gestorben war. Nur in einem Falle konnte diesem unbekannten Boten sein auffälliges Treiben ungestraft möglich bleiben, wenn er eben im Auftrage des Geheimordens kam. Dieser wußte stets ausgeführte Todesurteile der Loge vor Verfolgung durch das Gericht sehr leicht und sehr trefflich zu verhüten, denn viele gehorsame Brüder waren an obersten Stellen der Gerichtshöfe und der Regierung. (Zur Zeit des Todes Mozarts saß der Freimaurer Kaiser Leopold auf dem Thron!) Die Loge war es ja auch, nicht Frau Mozart, die später im Besitz des Requiems war und es aufführen ließ.

Alle Worte, die Mozart selbst über seine Erkrankung spricht, bezeugen, daß er um die Vergiftung gar wohl wußte. Er sagt zu seiner Frau: „Gewiß, man hat mir Gift gegeben. Ich kann mich von diesem Gedanken nicht loswinden.“ Er sagt nicht mehr, offenbar damit seine Frau nach seinem Tode nicht etwa den Geheimorden irgend jemand gegenüber bezichtigen konnte und dann selbst mit den Kindern ebensolcher Verfolgung ausgesetzt werde! Aber er schweigt auch nicht ganz, sondern er sagt soviel, daß die Nachwelt die Tatsache seiner Vergiftung erfährt und vielleicht irgendwann einmal den Kampf gegen die verbrecherischen Geheimorden, den er be-

gann, aufnimmt und ihn weiterführt. Denn Mozart sagt: „Gewiß, man hat mir Gift gegeben".

Alles, was über die Art der letzten Krankheit nach dem widerspruchsvollen Urteil der Ärzte behauptet wird, ist medizinisch-wissenschaftlich ebenso unhaltbar, dies sage ich mit Nachdruck als Arzt, wie die törichten Behauptungen über die Ursachen von Schillers Tod. (Siehe „Ungesühnter Frevel" Seite 160 ff.) Ärzte haben sich erdreistet und eine Erfurter anonyme Schrift wagt es zu behaupten, Mozart sei an Tuberkulose, an Schwindsucht gestorben. Welch tollkühner Wahnsinn, angesichts der Tatsache, daß Mozart völlig andere Krankheitserscheinungen vor seinem Tode hatte, daß er in den letzten Monaten seines Lebens zwei Opern, eine Kantate und ein Requiem komponierte! Welch ein unhaltbarer Wahnsinn, da obendrein noch von Dr. Salaba versichert wird, an dem „Kadaver", einen Ausdruck, den man sonst nur für Tierleichname gebraucht, sei nichts Ungewöhnliches gefunden worden. Andere Ärzte behaupteten, Mozart sei an Gehirnentzündung gestorben und ganz so, wie das immer der Fall wäre. Das ist ein völlig unwissenschaftlicher Wahnsinn. Bei Gehirnentzündung schwellen nicht Hände und Füße an. Hätte Mozart Gehirnentzündung gehabt, so wäre er nicht bei so klarem Bewußtsein gewesen bis zum Tod, hätte nicht sich mit seiner Schwägerin Sophie unterhalten können, hätte vor allen Dingen nicht Süßmayr an Hand des Manuskriptes seines Requiems noch am letzten Tage seines Lebens vorschlagen können, wie er dies Requiem vollenden solle! Diese unmöglichen ärztlichen Angaben in ihrem Widerspruch untereinander und in ihrem Widerspruch mit der Art der Krankheitserscheinungen und des Sterbens sind aber Verräter des

Mordes. Denn wozu alle solche Lügen? Ein Schweigen hätte den Mord ja besser verhüllt, aber die Schuldigen verraten sich hier, ganz wie bei Schiller und ganz wie allerwärts bei Verbrechen, an den übergeschäftigen Versuchen der Entlastung und der Verhüllung!

Am allerklarsten aber zeigt sich uns das Logenverbrechen an der bedeutsamen Mitteilung, daß Mozart, der herzfromme Katholik, der so viele Messen, Motetten, geistliche Musik jeder Art in seinem Leben geschaffen hatte, ohne die „letzten Tröstungen", ohne die Sterbsakramente blieb! Obwohl seine nächsten Angehörigen die Geistlichen baten, ihm diese zu bringen, weigerten sie sich mit der Begründung, daß er selbst sie ja nicht gerufen hätte. Ich frage alle Welt, wann je sonst katholische Geistliche so handeln. Sie dürfen es ja gar nicht. Ich war als Arzt oft genug Zeuge davon, daß sie einem Katholiken selbst dann letzte Ölung und Abendmahl bringen, wenn der Katholik ungläubig geworden ist, ja selbst wenn er Antichrist ist, sich aber im Sterben nicht recht wehren kann. Allerwärts genügt die Bitte der Angehörigen vollauf für sie, zu kommen und den Versuch zu machen, einen abtrünnigen Katholiken vor dem Tode wieder in den Schoß der heiligen Kirche aufzunehmen. Bei einem Mozart, dem Ritter des päpstlichen Ordens, aber weigert sich die Geistlichkeit, obwohl sein letztes Werk ein katholisches Requiem ist! Für solches unmögliche Vorkommnis gibt es freilich eine sehr natürliche Erklärung, und zwar die, daß zu jener Zeit die höchsten katholischen Geistlichen, so unter anderen auch der Salzburger Erzbischof und sehr viele andere Geistliche selbst der Loge zugehörten! War Mozart als ungehorsamer Bruder von der Loge zum Tode verurteilt, dann allerdings durfte er,

gemäß Anordnung der hohen Geistlichen, die Illuminaten und Freimaurer waren, keine Sterbesakramente bekommen!

Er selbst wußte, wie die Worte an seine Schwägerin klar beweisen, genau, daß er sterben muß, und war bis zur Todesstunde bei klarem Bewußtsein. Er hat die Priester nicht verlangt, sein kindlicher Glaube war angesichts seines furchtbaren Schicksals in der Stunde der Todnähe nicht mehr in seiner Seele erhalten. Das Wahngebilde war verflogen, er bedurfte keiner Priester in dieser Stunde, das ist uns lieb, zu wissen. Alles, was die Biographie uns noch an Wichtigem bietet, bestätigt also die Vergiftung auf Logenbefehl. Wie steht es nun mit der Ergänzung meiner anderen Beweise?

In meinem Werke „Der ungesühnte Frevel" habe ich nach langem und gründlichem Studium über Wesen und Wege der Freimaurerei und anderer Geheimorden, und dank genauer Kenntnis der Logenvorschriften für die Art der Beerdigung der vom Orden gemordeten Menschen, aus der unnatürlichen Art des Verscharrens der gemordeten großen Kulturschöpfer den Beweis erbracht, daß es sich hier um Logenurteil handelt. Bei keinem von ihnen wagte man so abgründig den Toten zu verhöhnen, wie im Falle Mozarts. Auch bezüglich des Verscharrens im Massengrabe gebe ich zunächst das wieder, was ich im „ungesühnten Frevel" von dieser Art der Beerdigung nach Daumers Enthüllung, Seite 68, mitgeteilt habe:

„Er wurde nach jüdischem Ritual als Verbrecher begraben, wodurch sich die Tatsache des Logenmordes verrät. Es war Nacht. Um ein Auffinden der Gebeine unmöglich zu machen, legte man ihn überhaupt nicht in einen Sarg, sondern wickelte die Leiche nur in ein schwarzes ‚Totenbruderschaftgewand'. Dann fuhr man sie auf dem Armenwagen zum Friedhof. Kein

Freund, kein Bruder der Loge geleitete den Armenwagen. Dort angekommen, warf man den in das ‚Brudertotentuch' eingewickelten Leichnam wie einen räudigen Hund in das Massengrab auf die Särge der anderen Toten. Mit ihm wurden ganz wie bei Schiller reiche, gottdurchseelte Deutsche Kunstwerke ungeboren in das Massengrab geworfen. Den unsichtbaren Vätern paßte es nicht, daß sie dem Deutschen Volke kommender Jahrhunderte Seelenkräfte würden!

So beerdigte die Loge den großen Deutschen Komponisten, obgleich er doch nicht zu jenen Schaffenden gehörte, auf deren gewaltige Begabung die Mitwelt erst nach dem Tode aufmerksam wurde. Die Loge hatte, in der Hoffnung, ihn zum künstlichen Juden behauen zu können, ihn ganz im Gegenteil schon als Kind weit über die Grenzen seiner Vaterstadt hinaus bekannt gemacht. Er war gefeiert wie wenige um seines wunderbaren Spieles und seiner beispiellosen schöpferischen Begabung willen. . .

Da nun auf diese Wunderkinderberühmtheit bei Mozart ausnahmsweise nicht ein Nachlassen, sondern ein Anwachsen der schöpferischen Begabung folgte, so sieht man, welch große ‚Logenarbeit' der Verfemung hier geleistet werden mußte, um die dauernde Armut und Not Mozarts und ein solches Schauerbegräbnis möglich zu machen. Nichts aber könnte auch ein sicherer Indizienbeweis der Mordtat sein als dieses Begräbnis des weltberühmten Komponisten. Als die Witwe Mozarts das Grab ihres Mannes, des großen Genius, aufsuchen wollte, konnte ihr niemand den Platz sagen, wo ihr Gatte begraben lag. Es gab also auch hier, ganz wie bei Lessing, die mordverratende ‚Grabfrage'.

Sein Wohnhaus in Wien wurde niedergerissen, das kleine

Gartenhaus, in dem die Zauberflöte komponiert ward, durch Transport nach Salzburg (!) durch Freunde vor dem gleichen Schicksal gerettet![6])

Die ‚Braunschweiger Neuesten Nachrichten' erzählen heute dem Volke:

‚Als am nächsten Tage die Freunde Mozarts erschienen, gab einer von ihnen der Witwe, deren finanziellen Verhältnisse zerrüttet waren, den sicher wohlgemeinten Rat, die Kosten des Begräbnisses zu sparen und ein Armenbegräbnis zu beantragen.'

Wer vom Deutschen Volke würde nach solcher Mitteilung wohl ahnen, wie die Tatsachen lagen? Der Sohn des Hofarztes Gerhard van Swieten, Gottfried van Swieten, ‚ein großes Tier', der allmächtige und sehr reiche Kunstmäzen in Wien, hatte, solange Mozart lebte, nichts gegen dessen Armut und Not getan. Wohl durfte ihm Mozart Sonntags in dessen ‚reichem Hause Musik machen'.

Die letzte all dieser Sonntagseinladungen ist Mozart wohl sehr schlecht bekommen! Welche Art Freundschaft dieser reiche Kunstmäzen für den Kunstfreund hat, geht aus der folgenden skandalösen Tatsache hervor, die uns die ‚Medizinischen Mitteilungen' vom Jahrgang 3, Heft 2, Schering Kahlbaum, Verlag, Berlin, machen:

‚Denn der schwerreiche vielbetitelte, feierliche Herr Gnadenausteiler und Ausnützer hatte noch eine Funktion: er war der Mann mit zugeknöpften Taschen. An jenem Dezembermorgen, da Mozart ausgelitten hatte — er starb wahrscheinlich an Miliar-Tuberkulose —, kam Baron van Swieten trostreich zur Witwe und legte ihr nahe, ja ein billiges Begräbnis zu veranstalten. Der

---

[6]) Die Schilderung des geheimnisvollen Boten, der den Auftrag brachte, ein Requiem zu komponieren, in dem „Mozart den Todesengel selbst sah", seine Überzeugung, vergiftet zu sein, sein Schauerbegräbnis, wurden früher vielerorts beschrieben, so auch in Reclams Text der Zauberflöte, heute ist die Einleitung dort schon weggeschächtet. Siehe „Noch ein Wort zu Mozarts Ermordung" v. Hermann Burg, „Ludendorffs Volkswarte", Folge 19, 11. 5. 1930.

falsche Biedermeier wurde salbungsvoll. Die Verhältnisse seien recht dürftig, nicht wahr, also wozu Auslagen. Genügt ein Armenbegräbnis um 8 Gulden 36 Kreuzer nebst Leichenwagen um 3 Gulden, Kondukt 3. Klasse. Selbst in die Tasche zu greifen, fiel ihm nicht ein.'

Der Mann also, der allsonntäglich Mozarts wunderbare Kunst genossen hatte, bezahlte nicht etwa ein anständiges Begräbnis, sondern riet sogar das Begräbnis im Massengrab. Wir werden bei dem Mord an Schiller und seiner Beerdigung ganz das Gleiche finden. Auch Schiller bekommt das Festmahl bei Herzog Karl August schlecht, er stirbt bald darauf, und Brr. raten das Armenbegräbnis!

Sollten wir in Gerhard van Swieten wohl den Bruder vor uns haben, der mit der Ausführung der Arsenvergiftung beauftragt war und infolgedessen auch für das Verbrecherbegräbnis zu sorgen hatte?"

Hören wir nun, was die Biographie Nissens uns berichtet und was endlich eine heute in der Presse besonders genannte Broschüre uns noch an weiteren Einzelheiten bietet. Wir werden auch hier, ganz wie bei Schiller, den Judenfluch der Logen über die Gebeine des großen Deutschen Kulturschöpfers nur zu deutlich erkennen, ja, an der „Grabfrage", wie Daumer das so richtig sagt, enthüllt sich uns am klarsten das Verbrechen als aus den Illuminaten- und Freimaurerlogen herrührend.

Die Schwester der Konstanze Mozart, Sophie, erzählt uns Seite 574 über diese, der man mehr als 140 Jahre hindurch in der Mozartliteratur, in den Lehrbüchern der Musikschulen und in der Presse unserer Tage die Schuld an dem Verbrecherbegräbnis Mozarts im Massengrabe mit „Unbekannten und Unbenannten" zu geben wagte. Sie sagt:

„Sie konnte sich von ihrem Manne nicht trennen, so sehr

ich sie auch bat. Wenn ihr Schmerz noch zu vermehren gewesen wäre, so mußte es dadurch geschehen, daß der nach dieser schauervollen Nacht folgende Tag die Menschen schaarenweise herbeyzog, und welche laut um ihn weinten und schrieen."

Seite 556 erzählt die Biographie:

„Mozart's sterbliche Hülle wurde auf dem Todtenacker vor der St. Marxer-Linie bey Wien begraben, auf demselben, wo sein inniger Freund Albrechtsberger und auch J. Haydn seit 1809 gelegt wurden.

Durch Mozart's Tod verfiel die Wittwe selbst in eine schwere Krankheit, daher besorgte Baron van Swieten die Beerdigung der Mozart'schen Leiche, und weil er dabey die größtmöglichste Ersparniß für die Familie berücksichtigte, so wurde der Sarg nur in ein gemeinschaftliches Grab eingesenkt und jeder andere Aufwand vermieden. Zu der Zeit, wo Mozart starb, wurden nach der Angabe des Todtengräbers die Leichen in der dritten und vierten Reihe vom Kreuze an, welches auf dem St. Marxer Kirchhofe steht, begraben. Der Flekken, auf welchem Mozart's Gebeine ruhen, konnte 1808, wo man sich unterrichten wollte, nicht mehr bestimmt werden, weil die Gräber periodisch wieder umgegraben werden."

Sehr wichtige Ergänzung unserer Einsicht in die ganzen ungeheuerlichen Vorgänge gibt uns das Buch, das mir nun vorliegt, also in bezug auf dies Begräbnis. Einmal hören wir, daß es eine völlige Unwahrheit ist, zu behaupten, daß Konstanze Mozart Schuld an dem Verbrecherbegräbnis habe. Man schafft die in Trauer aufgelöste Frau, die sich in das Bett des Toten gelegt hatte, um mit ihm zu sterben, in ein anderes Haus, wo sie schwer erkrankt. Der reiche „Freund" Mozarts (Illuminat und Freimaurer!) G. v. Swieten ist es, der

allein diese Art des Begräbnisses des von der ganzen Welt gefeierten Künstlers auf dem Gewissen hat! Eine Bestattung in einem Einzelgrabe auf seine Kosten wäre seinem Geldbeutel kaum spürbar gewesen, und dennoch wirft man den Leichnam des großen Toten in ein schwarzes Tuch gewickelt nachts ins Massengrab. Es war gar nicht leicht, eine solche Ungeheuerlichkeit durchzuführen, das zeigen uns die Berichte. Hören wir doch, daß am Sterbetage viele Leute sich vor der Wohnung versammeln, daß unzählbare Tränen fließen bei seinem Tode, daß Weinen und Schreien von seinen begeisterten Anhängern ertönt. Es war schwer, zu erreichen, sie des Nachts von der Wohnung zu locken, um den Toten im Armenwagen ohne Geleit insgeheim fortzuschaffen und auf dem Friedhof in das Massengrab zu werfen. Angesichts der regen Beteiligung der Wiener Freunde und Verehrer, der Menschenansammlungen vor Mozarts Hause während er im Sterben lag, genügte es nicht, daß Br. van Swieten allein Herr im Hause des Toten war, nachdem man die kranke Frau fortgebracht hatte und er somit alles gemächlich den Logengesetzen entsprechend anordnen konnte, sondern die Brüder werden wohl ganz ähnlich, wie sie in der Fürstengruft in Weimar einen Sarg aufstellten und noch dort stehen haben, der die Gebeine Schillers gar nicht enthält, einen Sarg, als sei er der Mozarts, zum Friedhof geleitet haben, ohne freilich nun dessen Beerdigung auszuführen! Seit ich im Jahre 1929 in der Öffentlichkeit die Verbrechen an den Kulturschöpfern Luther, Lessing, Mozart und Schiller enthüllt habe, ereignen sich viele seltsame Dinge. Das Kassengewölbe in Weimar ist wieder errichtet, es finden sich Dokumente eine Fülle, die zufällig alle verloren waren, und es kommen Schilderungen in die Presse, die uns ganz wie

im Falle Schiller (s. meine Erwiderung des Heckerbuches der Goethegesellschaft in den Neuauflagen des Buches „Der ungesühnte Frevel") sehr willkommene Bestätigungen sind. So lesen wir in den Zeitungen, während ich dies schreibe, April 1936, allerorts folgende Schilderungen:

„Als Mozart am 5. Dezember 1791 im Alter von 36 Jahren sein Leben beendet hatte, wurde er zwei Tage danach auf dem Friedhof bei St. Marx begraben. An jenem Tage herrschte ein fürchterliches Wetter. Schnee und Regen fielen in Strömen von dem trüben Dezemberhimmel herab. In der Kreuzkapelle des Stephansdomes war die Einsegnung der Leiche erfolgt. Nur wenige Freunde folgten dem Sarg bis zum Friedhof. Da die Gewalt des Sturmes immer mehr zunahm, blieben die Freunde in der Stube des Friedhofswärters und Totengräbers, während der Sarg zur Leichenkammer des Friedhofes gebracht wurde. Am Tag darauf wurde er in ein Massengrab mit 15 Armen und Namenlosen versenkt. Niemand war mehr zugegen.

Nach zehn Jahren, also im Jahre 1801, wurde den Bestimmungen der Friedhofsverwaltung entsprechend das Massengrab wieder geräumt. Hierbei sind Mozarts Gebeine irgendwohin verstreut oder auf einen Haufen geworfen worden. Daß der Totengräber den Schädel Mozarts geborgen habe, derselbe Schädel, der jetzt im Mozartmuseum in Salzburg bewahrt wird, ist nur eine fromme Legende. Selbst die Stätte des Massengrabes war uns bis jetzt nicht bekannt. Ein Denkstein für Mozart, der 1844 auf dem Marxer Friedhof errichtet wurde, stand an einer willkürlich gewählten Stelle. Auch das Denkmal der Stadt Wien, das jetzt auf dem Zentralfriedhof steht, war ursprünglich 1859 irgendwo auf dem Marxer Friedhof errichtet worden."

Sehr merkwürdig ist dieser Bericht der Presse, da uns doch von Nissen (siehe oben) der annähernde Platz des Massengrabes beschrieben wird. Dieser Verlauf der Beerdigung ist überdies das Erstaunlichste von der Welt. Die Freunde verzichten wegen des schlechten Wetters der Beerdigung selbst beizuwohnen, sie findet überhaupt nicht statt. Nachdem die Freunde mit dem Sarge im Friedhof angekommen sind, wird er keineswegs beerdigt, sondern erst am Tage danach! Keiner der Freunde kümmert sich offenbar an diesem nächsten Tag darum, keiner ist zugegen bei der Bestattung, dem Totengrä-

der allein überläßt man alles! Das Grab sollte ja eben verschollen sein nach Logenritual, wie wäre das möglich gewesen, wenn die Freunde bei der Bestattung des Sarges im Massengrabe gewesen waren! Diese Freunde, soweit sie Brr. der Loge waren, wußten ja auch Bescheid. Warum diesen Sarg bestatten, der nur dem Volke zuliebe eingesegnet wurde, während ja die Leiche längst im Massengrabe lag? (S. Daumer.)

Zum Glück haben Mozartfreunde in denselben Tagen, in denen im April 1936 solche Nachrichten durch die Presse gehen, das Buch von Nissen und Konstanze Mozart, das sehr schwer erhältlich ist, mir gegeben. Es meldet uns die so ungeheuer wichtige und aufschlußreiche Tatsache (siehe oben), daß die katholischen Geistlichen sich weigerten, den berühmten katholischen Komponisten, der unzählige unsterbliche Werke der Kirchenmusik geschaffen hat, ja, dessen letztes Lebenswerk katholische Kirchenmusik war (das Requiem), die Sterbesakramente zu geben, weil er sie selbst nicht verlangt hätte. Sie weigerten sich, obwohl es sich um den Ritter eines hohen päpstlichen Ordens handelte, der sein Lebtag guter Katholik war und Weltruhm besaß. Sie weigerten sich, obwohl sie ihn hierdurch, da er mit klarem Bewußtsein dem Tode entgegensah, ohne nach der Geistlichkeit zu verlangen, nach ihrem Aberglauben der Hölle oder dem Fegefeuer auslieferten. Zwei Tage darauf aber soll katholische Geistlichkeit in Wien darein eingewilligt haben, die Leiche Mozarts einzusegnen? Welch eine Unmöglichkeit! Wie entlarvt sich hierdurch das Ganze als Trug! Es ist dieser Beerdigungbericht nicht nur ein unlösbarer Widerspruch zu dem veröffentlichten Berichte Daumers aus dem Jahre 1861, sondern auch dem wichtigsten Dokumente, dem Buche des Nissen und der Konstanze Mozart.

Hatten die Geistlichen das Kommen zum Sterbenden verwehrt, so haben sie auch niemals die Leiche desselben eingesegnet! Wohl aber könnten wir uns denken, daß die katholische Geistlichkeit, die in der Loge war, veranlaßt hatte, einen Sarg, in dem Mozarts Leiche nicht war, in der Kirche einzusegnen, um die Mordtat zu verhüllen und das Volk zu beruhigen, während Mozarts Leiche, wie Daumer das im Jahre 1861 unwidersprochen in der Öffentlichkeit nachwies, nachts, nur in das schwarze Totentuch gehüllt, in das Massengrab geworfen wurde. Mit dieser Lösung, der einzigen, die bei diesen Widersprüchen möglich ist, stimmt es dann voll überein, wenn die wenigen Freunde, die den Sarg begleiten, sich von dem Friedhofe wegbegeben, ohne daß der Sarg überhaupt beerdigt ist, sondern diesen nun dem Totengräber zu weiteren Unternehmungen völlig überlassen! Trefflich war auf solche Weise zunächst einmal die Wiener Bevölkerung etwas beruhigt und das Verscharren im Massengrabe war zunächst verschleiert, die Freunde waren ja gar nicht dabei! Es wird übrigens den Geheimorden und allen Kabbalisten nicht unwesentlich sein, wenn der obige Zeitungbericht ausdrücklich feststellt, daß Mozart mit „15" Armen und Namenlosen im Massengrab lag! Es sind ferner nicht nur Arme, sondern „Namenlose", d. h. also zufällig in Wien verstorbene, unbekannte Strauchdiebe, Strolche und Schurken mit Mozart gemeinsam im Grab gelegen. So will es das Logenurteil. Wie nannte doch der Meister der Loge „Zur Fürsicht" in Salzburg, der Erzbischof, einst Mozart? —

In der Broschüre, die in dem Presseaufsatz genannt wird, auf die ich im Folgenden noch eingehend zu sprechen komme, wird uns über die Beerdigung berichtet (Seite 7 ff.):

„In der ersten Stunde des 5. Dezember starb in seiner Wohnung Rauensteingasse 970 Wolfgang Amadeus Mozart. . . Am 6. Dezember 3 Uhr nachmittags, fand die Einsegnung bei ‚St. Stephan' statt, ‚aber nicht im Innern der Kirche, sondern an der Nordseite derselben, in der Kreuzkapelle, an der sich die Capristankapelle befindet'. Diese ‚Cruzifixkapellen zu der neuen Grufften' ist nichts als eine kleine Vorhalle zum Einstieg in die Katakomben und konnte höchstens für den Sarg und den Priester halbwegs Schutz vor dem herrschenden Unwetter bieten. Die wenigen Freunde, die gekommen waren, standen mit Regenschirmen um die Bahre. . .

Ein kalter Sturm, in dem sich Schnee und Regenschauer mischten, fegte grausam durch die Gassen, man hätte keinen Hund vor die Türe jagen mögen, da wurden derer, die dem Sarge folgten, immer weniger. Süßmayer, Roser, Orsler, die drei Musiker waren die einzigen, die ihm durch die Schulerstraße bis zum Stubentor das Geleite gaben. Selbst die letzten Getreuen schreckten bei dem elenden Wetter vor dem langen Weg nach dem Friedhof zurück. . . Da ließen sie den Leichenwagen seine trübe Fahrt allein zu Ende machen und den Totengräber seines Amtes walten."

Wir sehen, der Aufsatz, der durch die Presse geht und sich auf die Broschüre bezieht, lautet völlig anders als der Bericht dieser Broschüre selbst. Nicht zwei Tage, sondern eineinhalb Tage nach dem Tode wird Mozart beerdigt!! Alle von der Loge Vergifteten werden wegen der raschen Verwesung zum Verräter des Mordes (siehe „Der ungesühnte Frevel"). In der Dezemberkälte verwest Mozarts Leiche so rasch, daß sie schon am nächsten Tage (Daumer berichtet in der nächsten Nacht) in das Massengrab kommt! Das ist uns ebenso wichtig als Indizienbeweis, wie uns die skandalöse Einsegnung bei dem Unwetter in dem kleinen Außenkapellchen, das nur den Priester und den Sarg „halbwegs" schützt, empört. Die Ausmaße dieser „Kreuzkapelle" beweisen aber, daß gar keine Rede war, daß der Sarg überhaupt in dem Kapellchen stehen konnte, da es in Breite und Tiefe viel zu klein war und eine Treppe von 4 Stufen allseitig hinaufführte, man aber doch den Sarg nicht in Dreiviertel seiner Länge in der Luft schwe-

bend halten konnte! So segnet die St. Stephanskirche den Sarg Mozarts ein! Das Innere der Kirche wird trotz des Unwetters versagt! Das freilich stimmt schon eher zu dem Logenfluch, den auch die Brr. Geistlichen der Loge innezuhalten hatten! Und eine solche Einsegnung geschieht obendrein noch bei dem großen Musiker, der kurz zuvor zum Kapellmeister dieser selben Stephanskirche ernannt worden war! Diese Ungeheuerlichkeit ist entlarvend genug. Auf die übrigen Abweichungen der Berichte brauche ich wohl nicht einzeln noch hinzuweisen, der Leser möge sie selbst durch Vergleich finden.

Ebenso wichtig ist uns, daß an den Presseberickt über die Bestattung Mozarts ferner noch die Mitteilung geknüpft wird, es seien Protokolle gefunden worden, die den genaueren Platz des Massengrabes, in dem Mozart verscharrt wurde, endlich erforscht hätten! Hören wir uns diese erstaunliche Veröffentlichung an:

„Es ist für uns heutige Menschen unfaßbar, daß Mozarts Witwe erst 17 Jahre nach dem Tode ihres Gatten zusammen mit dem Mozart-Enthusiasten Johann Ritter von Lucam die Nachforschungen nach dem Grabe Mozarts anstellte. Das einzige, was sie erreichen konnten, war die vage Feststellung, daß Mozart in einem Massengrab der dritten oder vierten Reihe rechts vom Friedhofskreuz, in der Nähe eines großen Weidenstrauches, beigesetzt worden war. Als man sich 1856 der 100. Wiederkehr von Mozarts Geburtstag näherte, nahm sich der Herausgeber der neuen Wiener Musikzeitung Franz Glöggl des verschollenen Grabes von neuem an. Er berichtete dem Bürgermeister von Wien über seine Nachforschungen. In einer Eingabe teilte er mit, daß es ihm gelungen sei, die wirkliche Stelle wieder aufzufinden, an der Mozart beerdigt worden sei. Da er die Stadt Wien darum bat, nunmehr für eine würdige Einrichtung des Mozartgrabes zu sorgen, stellte der Magistrat Erhebungen an, die in einer Reihe von Berichten und Protokollen zusammengefaßt wurden.

Und nun kommt das Merkwürdige, daß nichts geschehen ist, obwohl man doch offenbar nahe vor dem Ziel stand. Die Erhebungen stammen aus dem Jahre 1855. Dennoch ist vier Jahre später das Mozartdenkmal der Stadt Wien an eine ganz andere Stelle gesetzt worden als an die, die auf Grund der Nachforschungen und Erhebungen in Betracht kam. Siebzig Jahre haben diese

Protokolle im Archiv der Stadt Wien verstaubten Schlummer gehalten, bis es dem Archivsekretär Theodor Pallas glückte, sie im Jahre 1930 aufzufinden."

Anläßlich des hundertjährigen Geburttages Mozarts im Jahre 1856 werden wohl, ganz wie bei den späteren Jubiläumstagen, die Gerüchte von der Vergiftung Mozarts wieder einmal angeschwollen sein. Zufällig zu jener Zeit und in den kommenden Jahren beginnt man dann mit einem Male nach dem Massengrabe zu suchen. Just in den Jahren, in denen Daumer (1861) in der Öffentlichkeit den Logenmord Mozarts nachweist, zeigt man solches Forscherbedürfnis und schreibt Protokolle über die ‚Forschungen'. Dann aber scheint sich die Öffentlichkeit allmählich wieder anderem zugewandt zu haben, und was dann mit dem Grabe geschah, werden wir noch erfahren; es ist enthüllter Logenfluch. Siebzig Jahre schlummern nun die Protokolle in der Verborgenheit. Im Jahre 1929 veröffentlichte ich die Enthüllungen Daumers von dem Logenmord an Mozart und dem Verbrecherbegräbnis auf Geheiß der Loge, und wiederum, natürlich ganz zufällig, finden sich im Jahre darauf, im Jahre 1930, nun die verstaubten Protokolle, aber nichts geschieht. Wiederum ganz zufällig in dem Jahre 1936, in dem ich den Logenmord an Schiller an Hand der Dokumente, die die Goethegesellschaft, um mich zu widerlegen, veröffentlichte, nachweise und die Tatsachen in weiteste Kreise dringen, erscheint in allen Zeitungen im April 1936 die Mitteilung, daß diese Protokolle gefunden, in einer Broschüre behandelt seien und nun endlich ein Denkmal auf das richtige Grab Mozarts gesetzt werden soll! Ehe wir uns das Lächerliche dieser späten Forschung nach dem Massengrabe bewußt machen, sehen wir uns an, was auch nun im Jahre 1936 wieder allerwärts in der Presse geschieht, um

Frau Konstanze Mozart zu verlästern. — Sie wird ganz wie Frau von Schiller unerhörterweise verantwortlich gemacht dafür, daß die Gebeine des Gemordeten im Massengrabe verschollen blieben. Ganz so wie man ja auch den Tatsachen zuwider behauptet hatte, Frau Mozart habe das Verscharren im Massengrab selbst angeordnet, während unser Dokument, die Biographie Nissens, uns gezeigt hat, daß man die arme kranke Frau aus dem Hause schaffte und der bekannte steinreiche Br. van Swieten die Beerdigung allein angeordnet hat, so will man auch noch behaupten, Konstanze Mozart habe überhaupt erst nach 17 Jahren nach dem Grabe ihres Mannes gefragt. Das ist eine ungeheuerliche Tollkühnheit.

Aber es soll eben die Schuld von der Loge auf die Frau des Ermordeten abgewälzt werden, immer die gleiche Methode! Wenn es sich nicht um eine so ungeheuer traurige, ja schaurige Angelegenheit handelte, so könnten wir es humoristisch nennen, wenn die gesamte Presse es wie einen großen und wichtigen Fund meldet, daß man Protokolle aus dem Jahre 1856, also 65 Jahre nach dem Tode Mozarts stammend, die über Nachforschungen nach Mozarts Grabstätte berichten, wichtig nimmt und an ihrer Hand nun neuerdings den Platz auffinden will! Gleich nach dem Tode fand man den Platz nicht, der Friedhofwärter starb auffallend rasch und es konnte nur annähernd gesagt werden, in welcher Reihe das Grab gewesen sein mag. Aber 65 Jahre nach Mozarts Tode, da haben die Forschungen mit einem Male zum Ziele geführt und 74 Jahre später erblickt man in diesen Protokollen einen großen Fund und will ein Denkmal Mozarts an der bestimmten Stelle des Friedhofs errichten. Wen will man hier verhöhnen? Mozart selbst oder uns und unsere Denk- und Ur-

teilskraft? Niemals wird, so hoffen wir, solange wache Deutsche leben, auf solche Weise die ungeheure Schmach gemildert, daß einer der größten unsterblichen Kulturschöpfer des Deutschen Volkes in einem Massengrabe mit „Namenlosen" gemeinsam verscharrt wurde.

Doch hören wir nun die Broschüre selbst, aus der die Presseaufsätze ihren seltsam abgeänderten Beerdigungbericht, aber auch die Verlästerung Konstanze Mozarts und endlich die Mitteilungen über die wichtigen „Protokolle" entnehmen. Diese Schrift gibt, natürlich ungewollt, ein denkbar klares Bild über die Erfüllung des Logenfluches und die ununterbrochene Logenarbeit. Der Presseaufsatz erzählt:

„Zusammen mit einigen Mozartforschern und Archivbeamten hat nun die Musikschriftstellerin Hermine Cloeter eine Broschüre herausgegeben, in der die ganzen Probleme des Mozartgrabes noch einmal aufgerollt sind."

Das Wörtchen „nun" dünkt mich, im Jahre 1936 gebraucht, etwas irreführend, denn die Broschüre Hermine Cloeters „An der Grabstätte W. A. Mozarts", ist 1931 in Wien-Leipzig, „Deutscher Verlag für Jugend und Volk", erschienen. (Die Jahreszahl steht aber nicht, wie sonst stets üblich, bei der Verlagsangabe auf der ersten Seite, sondern ganz verschämt bei „Copyright" auf der zweiten Seite!), wurde also kurze Zeit nach meiner Enthüllung des Logenmordes an Mozart veröffentlicht. (Wieder einmal ein Zufall!) Diese Broschüre, die 26 Seiten lang ist, erzählt Seite 18/19 in bezug auf die Grundlage der Forschungen, die in diesen Protokollen niedergelegt sind:

„veranlaßt durch den immer allgemeiner werdenden Wunsch, Mozarts Grabstelle anläßlich der Jahrhundertfeier seiner Geburt mit einem Denkmal zu schmücken, fand es die Gemeinde Wien schließlich geboten, eine Kommission anzuordnen, um Klarheit in die Frage zu bringen. Kronzeuge bei den Erhebungen, die Bürgermeister Ritter von Seillern im November 1855 anstellen ließ, war

ein Enkel des Kapellmeisters Albrechtsberger, der K.K. Rechnungsoffizial Carl Friedrich Hirsch. Er gab in wiederholter Einvernahme an, daß er, wie er als Kind und auch noch als heranwachsendes Bürschlein mit seiner Mutter des öfteren das Grab seines Großvaters besucht, dabei auch Mozarts Grab kennen gelernt habe, richtiger gesagt, die Stelle, wo der unsterbliche Meister mit den vielen anderen Ungenannten und Unbekannten bestattet worden. Seine Bezeichnung der Örtlichkeit deckte sich durchaus mit anderen Angaben, die auch sonst darüber vorlagen. Eine Bekräftigung für die Richtigkeit seines Erinnerns mag überdies darin erblickt werden, daß seine Hinweise die volle Übereinstimmung mit der Aussage des alten Flötenspielers aufwiesen, von denen Lucam berichtet. Man konnte vom Grab Albrechtsbergers, dessen Gebeine später auf den Zentralfriedhof übertragen wurden, in gerader Richtung nach dem Grabe Mozarts hinüberblicken."

Sehr umfangreiche amtliche Akten werden um solche Erinnerungen aufgebaut! Das sind die „Protokolle". Was jenen alten Flötenspieler anbelangt, so hatte Konstanze Mozart ihn dem Herrn v. Lucam genannt, er hieß Karl Scholl. Aber war er etwa auf dem Friedhof und hat Lucam die Stelle genau angegeben? Beileibe nicht! Wir lesen auf Seite 18:

„Lucam suchte den alten Mann auf, erhielt von ihm eine genaue Beschreibung der Grabstelle, hinzugehen fand sich der Greis jedoch nicht mehr im Stande."

Welche Verhöhnung unserer Denk- und Urteilskraft wird hier getrieben. Ein Massengrab, dessen Gebeine schon längst umgegraben sind, dessen Stelle von der Witwe gleich nach ihrer Genesung, also wenige Wochen nach dem Tode, nicht gefunden werden kann, weil man kein Holzkreuz hingesetzt hatte, keine Friedhofliste da war und der einzig Wissende, der Totengräber, kurze Zeit nach Mozart starb, das wird, wie oben angegeben, 64 Jahre später bezeichnet und im Jahre 1936 erscheinen in der gesamten Presse die obigen Aufsätze über den Fund so wichtiger Protokolle! Diese Broschüre will uns so ganz nebenbei glauben machen, daß das verwahrloste Grab Mozarts „entzückende Wirrnis und Wildnis" sei,

„die Augen und Seele labt", so daß wir ein gepflegtes Grab geradezu wie eine Art Naturschändung empfinden sollen, und schreibt ferner von dem Tod Mozarts im 36. Lebensjahr, Seite 6:

„Was für ein neidenswertes Sterben trotz alledem: erfüllt bis an den Rand von den großartigsten Gedanken und Vorstellungen, der irdischen Hast entschweben dürfen!"

Das erinnert uns in mancher Hinsicht an die Worte Heckers über Schillers Massengrab und frühen Tod. So nehme ich denn als nicht unmöglich an, daß die Mozartforscher und Archivverwalter, die nach den Pressemeldungen der Verfasserin geholfen haben sollen, den Geheimorden nicht so völlig fremd gegenüberstanden. Deshalb wundere ich mich durchaus nicht, in dieser Broschüre Konstanze Mozart in ungeheuerlicher Weise für die schändliche Beerdigung und für die Behandlung des Grabes verantwortlich gemacht zu sehen, ihre „Pietätlosigkeit" und „Lieblosigkeit" soll alles verschuldet haben! Auch lesen wir auf Seite 7:

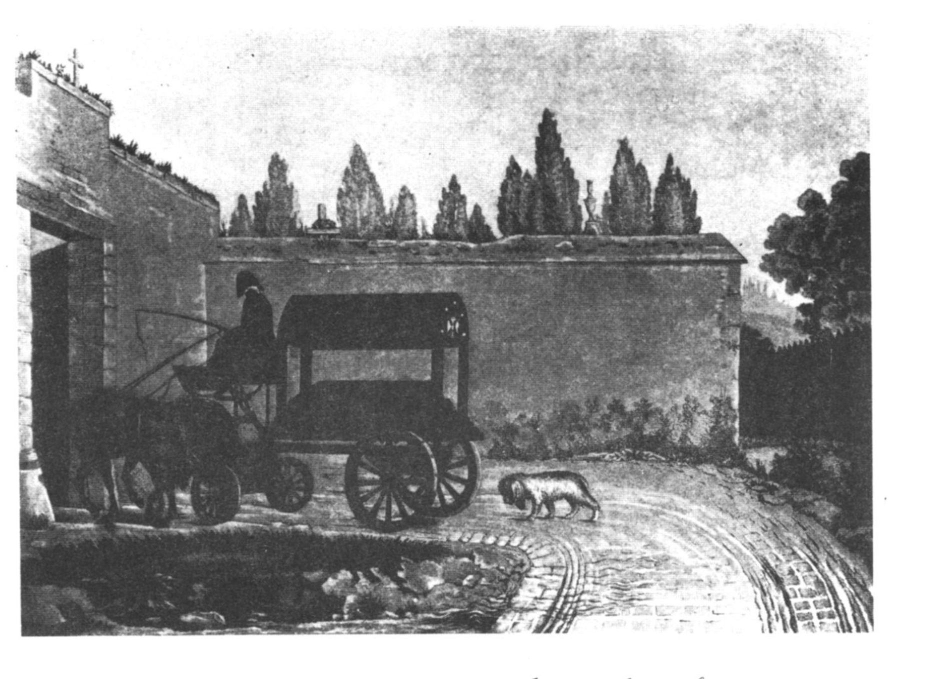
„Die Fassungslosigkeit Konstanzens entsprang freilich mehr der Erkenntnis ihrer Notlage als dem Schmerz um den geliebten Gatten. Die hochtrabende Klage um den Toten, die sie in erster Stunde auf ein Stammbuchblatt Mozarts niedergeschrieben, widerspricht eher einer echten Empfindung, als daß sie sie bestätigt."

Solche Worte entsprechen jedenfalls ganz den Logendiffamierungen! Die Verfasserin muß ja 140 Jahre nach dem Tode Mozarts genau wissen, ob Konstanzens Trauer erheuchelt war und nur der Geldbeutelfrage entsprang! Gewöhnlich legen sich ja auch so gesinnte Frauen in das Bett der Leiche, um durch Leichengift angesteckt zu werden und sterben zu dürfen, wie es von Konstanze berichtet ist! Ferner wird einfach auf Seite 11 behauptet, daß Konstanze Mozart das Grab überhaupt erst 17 Jahre nach dem Tode besucht habe:



Mozart 33 Jahre alt

Stich von Mansfeld 1789



Convoi du pauvre - Armenbegräbnis

Mit Genehmigung des Mozarteum, Salzburg (Erklärung siehe Seite 226)

„Nie hat es sie zur Stätte hingezogen, wo jener ruhte, der ihr den Glanz seines Namens geschenkt, der sie aufs zärtlichste geliebt hat, nie hat sie sich gedrängt gefühlt, den Söhnen die letzte Ruhestätte ihres Vaters zu zeigen. 17 Jahre mußten verstreichen, bis sie, veranlaßt durch fremde Personen, Nachschau halten ging nach dem bereits als unauffindbar geltenden Grab des Gatten Wolfgang Amadeus Mozart."

Und was ist Tatsache? Gewiß hat die Witwe Mozart mit ihrem Sohne Wolfg. Am. und Griesinger im Jahre 1808 noch einmal versucht, das Massengrab zu finden. Tollkühn aber und den Dokumenten unmittelbar widersprechend ist es, zu behaupten, dies sei ihr erster Versuch gewesen! Ja, ganz wie in dem Heckerschen Buche wird von der Verfasserin sogar das wichtige Dokument, nämlich der Antwortbrief der Konstanze Mozart, damaliger Frau v. Nissen, vom 14. Oktober 1841, an Ritter v. Lucam gebracht, aber mit Einschiebungen versehen, die den Leser glauben machen sollen, Frau Konstanze schildere in ihrem Schreiben den Besuch des Friedhofs mit Griesinger im Jahre 1808! Da aber trotz solcher Einschiebungen der Text des Briefes denn doch sehr sinnfällig das Gegenteil beweist, so führt die Verfasserin ihn mit folgenden Worten auf Seite 16 ein:

„Ihre Antwort vom 14. Oktober 1841 ist ein Meisterstück im Verhüllen und Verschweigen, in verlegener und verlogener Selbstbeschönigung, im geschickten Verwischen der zeitlichen Zusammenhänge."

Also damit die Brüder die Lüge, Konstanze Mozart sei an der Unkenntlichkeit des Massengrabes Mozarts schuld, der „profanen Welt" glauben machen können, behaupten sie, der gegenteilige Bericht der Konstanze Mozart sei verlogen, und die denkfaule Nachwelt glaubt das dann natürlich. Was aber enthält der Text dieses Briefes? Seite 16/17 sagt, daß „Konstanze Mozart bedauere" und bringt dann wörtlich aus dem Brief:

„sich in der Lage zu befinden, dem ihr bekannt gegebenen Wunsche nicht so ganz nachgeben zu können, da sie, wie leicht zu ermessen, von allzu großem Schmerze durchdrungen, krank geworden und auch des damals überaus strengen Winters wegen der teueren Hülle des unaussprechlich geliebten Gatten nicht zu folgen vermochte, als dieses jedoch in der Folge möglich geworden, nicht säumte, mit mehreren Freunden nach dem St. Marxer Friedhof zu gehen, um das Grab des unvergeßlichen Mannes zu besuchen."

Also Konstanze sagt, daß sie sofort nach der Genesung, als es ihr möglich war, mit mehreren Freunden zum Friedhof ging, um das Grab zu besuchen.

Die Verfasserin fügt nun tollkühn ein:

„Durch Griesinger wissen wir, daß dies im Jahre 1808 der Fall war!"

Was wissen wir aber wirklich von Griesinger? Die Verfasserin bestätigt es uns ja selbst auf Seite 14: Wir wissen aus Griesingers Bericht, daß im Jahre 1808 Konstanze Mozart mit ihrem Sohne Wolfgang und mit Griesinger noch einmal den Friedhof besuchte. Diesmal aber nicht mit mehreren Freunden sondern mit ihrem Sohn! Es handelt sich also um zwei völlig voneinander getrennte Versuche, das Grab Mozarts zu finden, und um die klare Angabe der Konstanze, daß sie gleich nach der Krankheit mit mehreren Freunden schon einmal auf dem Friedhof war. Sie fährt dann fort, uns über diesen Besuch kurz nach Mozarts Tod zu berichten:

„Doch ach, vergebens war alle Bemühung, der Totengräber sagte mir, daß sein Vorfahrer vor kurzem gestorben wäre, er daher, wer vor seinem Eintritt in diese Stelle begraben wurde, nicht wissen könne."

Wir hören also, gleich nach dem Tode Mozarts noch vor diesem ersten Grabbesuch, ist mit einem Mal der Totengräber nicht mehr am Leben (auch nur ein Zufall!) und wir hören ferner, dieser plötzlich verstorbene Totengräber hat nicht einmal in einer Liste die Stelle, wo der berühmte Musiker ins Massengrab versenkt wurde, aufgeschrieben, er übertrifft also noch den „wackeren" Totengräber Meister Bielke (s. „Der

ungesühnte Frevel" S. 156). Das ist uns sehr wichtig, hatte Br. van Swieten auch das angeordnet? Und mußte dieser Totengräber als der einzig Wissende so rasch sterben? Konstanze Mozart fährt nun fort (Seite 17) von dieser Suche nach dem Grabe kurz nach Mozarts Tod zu berichten:

„Ich und meine Umgebung suchten den ganzen Friedhof durch, aber ohne den mindesten Erfolg, denn es war nicht die kleinste Spur zu finden. Weil nach dem damaligen Gebrauche die Verstorbenen nur mit dem Totenwagen abgeholt, zur Einsegnung in die Kirche geführt und dann ohne weiteres zu Grabe gebracht wurden, so geschah es leider, daß niemand von Mozarts Bekannten und Freunden die Leiche begleitete, und es daher unmöglich wurde, von irgend jemand eine Auskunft über die Beerdigungsstelle zu erhalten. Meinem allzu großen Schmerze und meiner Jugend wird man die Nachsicht schenken, daß ich bei dem meine ganze Natur erschütternden und meine Sinne betäubenden Unfall nicht daran dachte, die Stelle des Grabes bezeichnen zu lassen. Ein Mißgeschick, deren man im Leben so viele zu bedauern hat. Auch beruhigte mich der in katholischen Ländern übliche Gebrauch, die Grabstätte mit einem Kreuze und darauf geschriebenem Namen des da ruhenden Abgeschiedenen bemerkbar zu machen, welches aber leider ebenfalls unterblieben war. . . Mein eigener sehnlichster Wunsch war es immer, ihm auf dem Friedhof zu St. Marx, wo er begraben liegt, ein würdiges Denkmal setzen zu lassen, vielleicht wird dieser nun realisiert, welches gewiß noch eine große Freude für mich sein würde."

Wir hören also die uns weiter wichtige Tatsache, daß dem herrschenden Brauch entgegen, obwohl die Einsegnunggelder der St. Stephanskirche bezahlt waren, die Stelle im Massengrab, wo Mozart verscharrt wurde, nicht wie üblich mit einem Holzkreuz versehen war, weshalb ja auch die Frau Mozart sich so gründlich enttäuscht sieht. So ehrte also die St. Stephanskirche ihren „eingesegneten" Kapellmeister! Aber Frau Konstanze ist das „Lamm", auf dem die Loge die Schuld ablädt, und so hören wir denn von der Ungeheuerlichkeit, daß am Tage nach dem Tode, an dem diese seltsame Einsegnung war, am 6. Dezember, die kranke Frau mit einer Zudringlichkeit belästigt worden sein soll. Seite 12:

„Der Hausmeister von der ‚Silbernen Schlange', der brave Joseph Deiner,

war auch bei der Einsegnung gewesen. Er begab sich hernach zu Mozarts Gattin mit der Frage, ob sie dem Verstorbenen kein Kreuz setzen lassen wolle, wurde aber kurz abgefertigt."

Weil dieser zudringliche, unverschämte Hausmeister die Taktlosigkeit hat, eine solche Frage an die schwerkranke Frau am Tag nach dem Tode Mozarts zu richten und sie diese Zudringlichkeit mit Recht kurz abweist, deshalb wird heute diese Frau allerorts und auch in der genannten Broschüre der Lieblosigkeit und Pietätlosigkeit geziehen und verantwortlich dafür gemacht, daß Mozarts Grab im Jahre 1808 unauffindbar war, und dies alles trotz ihres Schreibens an Lucam. Wenn zwar die sehr berechtigte kurze Abfertigung des dreisten Menschen gar nichts beweist, so möchte ich doch aussprechen, daß ich an diese geradezu unmögliche Frechheit des Hausmeisters des Wirtshauses, die er da ausgesagt hat, eine Aussage, die seither nun ein wichtiges „Dokument" geworden ist, keineswegs glaube. Mir fällt bei diesem „braven" Deiner ganz unwillkürlich der „wackere" Rudolph des Herrn Hecker ein (siehe „Der ungesühnte Frevel", Seite 141), der ja auch eine den Logenfluch etwas verhüllende Aussage gemacht hat!

Für uns, die wir die Wege der Brr. und auch ihre Rituale für die Ermordeten kennen, ist es sehr wichtig, daß die gleiche Broschüre uns ungewollt auf Seite 15 einen Hinweis auf die wahren Vorgänge bringt. Wir lesen dort im Berichte Griesingers:

„Baron Swieten besorgte die Bestattung Mozarts . . . und selbst der kleine Aufwand eines Steines, den die Witwe zur Bezeichnung des Grabes gern gesetzt hätte, mußte vermieden werden."

Da Griesinger in den „Vaterländischen Blättern" am 23. August 1808, in denen er diesen Bericht gibt, zugleich mitgeteilt hat, daß er mit Konstanze selbst auf dem Friedhof war

und von ihr alles erfuhr, so wissen wir, daß Konstanze selbst ihm mitgeteilt hat, daß Br. van Swieten ihr diese Setzung eines Grabsteines als nicht möglich hingestellt hat. Vielleicht hat er sie glauben machen, er habe das alleinige Bestimmungrecht, da er, der steinreiche Mann, ja das Armenbegräbnis 3. Klasse in der Höhe von 8 Gulden 56 Kreuzer und 3 Gulden für den Leichenwagen bezahlt hatte. Wie die Brr. es in diesem Falle fertig brachten, ihren Logenfluch unbekümmert um die Wünsche der Witwe durchzuführen, ist uns im einzelnen nicht so wichtig, da wir ja im Falle Schillers die ungeheuerlichen Machenschaften gründlich kennen gelernt haben (s. „Der ungesühnte Frevel" S. 180). Uns genügt es, daß Frau Konstanze einen Stein setzen wollte und Br. van Swieten begreiflich machte, daß dieses Setzen „vermieden werden mußte!"

Angesichts all der so plumpen Versuche, Konstanze Mozart als die Schuldige hinzustellen, wäre es noch nicht einmal nötig gewesen, daß die Kampfesweise der Loge sich noch mehr gekennzeichnet hätte und die Mozartforscher und Archivverwalter die Verfasserin noch zu der typischen Art der Frauendiffamierung bewogen hätten, nämlich zu dem Versuch der Besudelung der Frauenehre, wie auch die gemordete Königin Marie Antoinette sie erfahren hat. Die Verfasserin teilt, ohne daß dies irgendwelche Bedeutung für die Grabstätte Mozarts hätte, in ihrer kurzen Broschüre mit (Seite 14):

„Im Jahre 1808 . . . In dem königlich sächsischen Legationsrat Ritter v. Griesinger fand sich der Mann, der sich das Herz faßte, die Zeitungsnotiz der Witwe Mozarts — diese stand damals bereits in engsten Beziehungen zu ihrem späteren zweiten Gemahl, dem dänischen Geschäftsträger in Wien, Herrn von Nissen, als dessen Gattin sie galt, noch ehe sie es war — vorzulesen. . ."

Solche Art der Mozartforschung ist kennzeichnend für die

fensterlosen Jahwehlogen! Wir müssen also hier hören, obwohl es uns, sei es nun wahr oder nicht, nicht das Geringste angeht, daß Frau Mozart 17 Jahre nach dem Tode ihres Mannes mit ihrem späteren Gatten in engster Beziehung stand! Nun hofft man, wendet sich eine verkommene Mitwelt nicht mit Entrüstung von der Verfasserin, sondern von Konstanze ab! Und zu diesem Verunglimpfen der Frau, die des großen Tonschöpfers heißgeliebtes Lebensglück war, gibt sich eine Frau her! So hofft man vielleicht die Deutschen von der Tatsache abzulenken, daß die Setzung eines Grabsteins „vermieden werden mußte" und daß Frau Konstanze berichtet, daß sie nach ihrer Genesung „nicht säumte", mit mehreren Freunden das Grab zu besuchen und nicht die geringste Spur des Grabes fand!

Da wir aber an dem Schicksale Mozarts die Art der Logenarbeit dem Volke gründlich zeigen wollen, so sei noch mitgeteilt, daß diese Broschüre dem wichtigen Dokumente, das diesem Buche vor allem zugrunde liegt, zum Trotz, sogar die schwere Krankheit der Frau Mozarts unmittelbar nach dessen Tode, als unwahr hinzustellen beliebt. Und wie geschieht dies? Griesinger berichtet das Gleiche wie die Mozart-Biographie (s. S. 15):

„Seine Witwe verfiel unmittelbar nach seinem Tode selbst in eine gefährliche Krankheit."

Die Verfasserin fügt diesem Bericht nun folgendes ein:

„Dazu ist zu bemerken, daß Konstanze wenige Tage nach Mozarts Tod sehr wohl die Kraft besessen hat, ein Bittgesuch um eine Gnadenpension, es ist vom 11. Dezember 1791 datiert, dem Kaiser Leopold persönlich zu überreichen."

Das Gnadengesuch ist vom 11. Dezember datiert, wann aber ist das Gesuch überreicht? Wie beweist uns die Verfasse-

rin, daß dies Gesuch schon am 11. Dezember überreicht ist? Nun, sie beweist es gar nicht. Wie aber sollte ein Gesuch selbst ein Beweis der Gesundheit sein? Hat die Verfasserin nicht gehört, daß bettlägerische Kranke schreiben können, ja, daß Schwerkranke ihr Testament noch schreiben? Der flüchtige Leser aber übersieht, daß der Beweis gar nicht erbracht ist, daß Konstanze am 11. Dezember schon dem Kaiser persönlich das Bittgesuch einreichte!

Ich halte dieser Verlästerung der Konstanze, die auch noch die schwere Erkrankung abstreiten will, den Bericht Nissens entgegen, aus dem klar hervorgeht, daß das Gesuch abgefaßt wurde und dann auf die Gelegenheit einer Audienz beim Kaiser gewartet werden mußte. Erst dann überreichte Konstanze dieses Bittgesuch persönlich, eine Gelegenheit, die „bald" eintrat. Es ist uns dieser Bericht auch um deswillen so wertvoll, als wir sehen, daß die Logenbrr., die Mozart vergiftet hatten, ihn ganz in der gleichen Weise verlästerten und verleumdeten wie alle anderen von der Loge Verfolgten, und ganz ebenso Mozarts Frau. Nissen berichtet S. 580/81:

„Kurz vor und nach Mozart's Tode äußerte sich die Bosheit seiner Feinde so sehr, daß diese den Seligen sogar auf die schändlichste Weise beym Kaiser verleumdeten; denn sie hatten unter andern sogar dem Monarchen vorgelogen, daß Mozart mancherley Ausschweifungen ergeben gewesen sey, und nicht mehr als eine Schuld von 30 000 fl. hinterlassen habe — eine Summe, über die der Monarch erschrecken mußte, und wovon ihn Niemand des Gegentheils belehrte.

Zu eben der Zeit, als die Wittwe im Begriff war, beym Kaiser um Pension zu bitten, wurde sie von einer edeldenkenden und vortrefflichen Schülerin Mozart's auf diese geschehe-

nen Verleumdungen aufmerksam gemacht, und ihr gerathen, bey irgend einer Audienz den gnädigen Kaiser eines Bessern und Richtigern zu belehren, wozu sich auch bald Gelegenheit fand.

„Ew. Majestät," sagte sie dem Kaiser mit edlem Eifer, „jeder Mensch hat Feinde; aber heftiger und anhaltender ist noch Niemand verfolgt und verläumdet worden, als mein seliger Mann, wahrscheinlich bloß weil er großes Talent hatte! Man hat es gewagt, Ew. Majestät viel Unwahres über ihn zu sagen: man hat sogar seine hinterlassenen Schulden zehnfach vergrößert. Ich stehe mit meinem Leben dafür, daß ich mit einer Summe von ungefähr 3000 Gulden Alles bezahlen könnte, was er schuldig ist, und diese Schuld ist noch obendrein nicht muthwillig gemacht worden. Wir hatten keine sicheren Einkünfte, wiederholte Kindbetten, ich lag 1½ Jahr lang hart darnieder, und diese Gründe werden dem menschenfreundlichen Herzen meines Monarchen hinlängliche Entschuldigung seyn."

„Wenn es so ist," sagte der Monarch, „da ist wohl Rath zu schaffen. Geben Sie ein Concert von seinen hinterlassenen Werken, und ich will es unterstützen." ..."

„Aus dieser Begebenheit kann man schließen, wie viel an den boshaften Erzählungen und dergleichen Einschwärzungen Wahres seyn mag. Da man so wenig seiner Größe als Künstler beyzukommen im Stande war, so suchte der grämliche Neid seinen moralischen Charakter zu entstellen!"

Nein, der „grämliche Neid" war durch Mozarts Tod beruhigt, die Logenfeme lästerte! –

Da Konstanze Mozart, wie sie sagte, nach ihrer Genesung „nicht säumte" zum Friedhof zu gehen, so können wir also

sehr wohl annehmen, daß ihr Friedhofbesuch und der Besuch bei dem Kaiser ziemlich gleichzeitig waren und beide wenige Wochen nach dem Tode Mozarts statthatten.

Diese Art Logenarbeit kann nach unseren wichtigen Enthüllungschriften über Wege und Ziele der Geheimorden in Zukunft keineswegs mehr verfangen. Wir lassen uns nicht von den ungeheuerlichen Tatsachen und den Selbstenthüllungen der Brr. ablenken, und freuen uns, daß alle ihre in der Angst vor Enthüllung veranlaßten Erörterungen uns, den Wissenden, immer wieder eine Fülle neuer Entlarvungen bieten.

Wie aber kommt es, daß das Ungeheuerliche nicht die amtlichen Behörden beschäftigte, daß es ungeahndet geschehen konnte, in demselben Wien, dem Mozart die Treue hielt, auch als die lockenden weit günstigeren Angebote des Königs von Preußen ihm ein sorgloses Dasein gesichert hätten? Dieses Wien läßt einen Mozart im Massengrab verscharren, zur gleichen Zeit, zu der in Prag die ehrenvollste Totenfeier für Mozart gehalten wird? Wie ist das möglich, bei der Unzahl Verehrer Mozarts in Wien, bei seiner nahen Bekanntschaft mit so vielen höchsten Würdenträgern und dem kaiserlichen Hof? Nun, es ist aus dem gleichen Grunde möglich, aus dem es auch möglich war, daß der anonyme Bote nicht auffindbar war, der den Auftrag zum Requiem gab. Es war eben alles Logenbefehl und da kuschten die Brr. in Wien ganz ebenso wie bei dem Verbrecherbegräbnis des gefeierten Kulturschöpfers Schiller in Weimar (s. „Der ungesühnte Frevel").

Ebenso wesentlich wie diese Ergänzungen unserer Beweisführung ist die Tatsache, daß 2 Jahre nach dem plötzlichen Tode Mozarts die Loge schon eine Gegenschrift gegen die verbreitete Tatsache seiner Vergiftung erscheinen läßt. Es ist

ein Beweis dafür, was die Mitlebenden wußten. Bezeichnenderweise erschien diese Schrift ebenso anonym wie der anonyme Bote des Requiems einen anonymen Auftrag gab und sie wurde etwas weiter vom Ort des Verbrechens ab, nämlich in Erfurt, veröffentlicht. Diese Schrift ist ebenso hilflos, ja, fast schwachsinnig in ihren Schlußfolgerungen wie die bei Schillers Tod erscheinenden Erklärungen des frühen Todes. Sie ist aber auch gleichlautend den Verlästerungen Schillers und Schuberts, so daß wir sie hier in ganzer Ausdehnung wiedergeben. Mozart ist nicht vergiftet, nein, beileibe nicht, es ist im Gegenteil geradezu zwingend notwendig gewesen, daß er so jung stirbt. Denn man bedenke nur die vielen Noten, die er allein in den letzten Monaten geschrieben hat, man lege sie doch einmal auf einen Berg übereinander, um klar zu erkennen, daß er so früh sterben mußte! Man bedenke ferner die Überanstrengung, da er so oft nachts komponierte! Als ob nicht die meisten Schaffenden nach kurzem Tiefschlaf nachts die fruchtbarsten Stunden hätten! Der anonyme Verfasser glaubt wohl, das Schaffen sei für die schöpferisch Begabten in gleichem Sinne anstrengend als etwa eine solche Arbeit eines Brs., die eine Vergiftung im Logenauftrag zu verhüllen hat! — Ferner bedenke man, daß Mozart neben allem Komponieren noch vier (in Wirklichkeit waren es ja sogar sechs) Kinder hatte. Da muß man doch mit 35 Jahren sterben. Wer das anonyme Schreiberlein ist, das verrät er uns aber noch deutlicher, denn auch die Verlästerungen nach bekannten Mustern müssen erfolgen. Es gab da „manche Galanterie", die Mozarts Frühtod verschuldete, er betrank sich an Champagner und Punsch, daß es nur so seine Art hat. Was kümmert sich der Schreiber darum,

ob es wahr ist? Wie sollte er auf der Schwägerin Sophie Zeugnis hören, die so oft und lange, einmal acht Monate hindurch, bei Mozarts wohnte, um Frau Mozart zu pflegen? Seite 672 wird berichtet:

„Seine Schwägerin hat Mozart nie betrunken gesehen, was man auch in die Welt hinein geschrieben hat; er trank indessen bis zur Lustigkeit. Es freute ihn aber, wenn seine Tischgäste . . . es sich bey ihm schmecken ließen."

Die Hauptsache ist, daß dem Deutschen Volke vorgelogen wird, seine großen Kulturschöpfer, die wie Schiller, Schubert und Mozart so seltsam und so früh starben, hätten sich förmlich zu Tode gesoffen! Das Deutsche Volk gerät nicht ins Kochen über solche Lästerung, ja, es sinnt noch nicht einmal darüber nach, ob die unendlich reiche bis zur Todesstunde währende Schaffenskraft je bei einem Säufer möglich wäre. So dürfen denn die Brr. alles wagen! Die ärztlichen Diagnosen des anonymen Verfassers sind ebenso unsinnig wie die erwähnten der Ärzte, als zum Teil auch verlästernd. „Tabes dorsalis", also die Nachkrankheit der Syphilis, soll Mozart ebenso wie der Freiheitkämpfer Hutten gehabt haben, von dem man ja auch sagte, er sei an der „Lustseuche" gestorben, während er auf der Insel Ufenau vergiftet wurde. Obendrein hat natürlich Mozart auch noch Schwindsucht gehabt, kurz und gut, es ist ein richtiges anonymes Machwerk der Geheimorden und der erste Versuch, die Vergiftung Mozarts zu bestreiten. So möge es denn hier auch folgen (S. 567 ff.).

„Ein Anonymer stellt Mozarts frühes Ende auf folgende Weise dar: [7])

---

[7]) Mozart's Geist, seine kurze Biographie und ästhetische Darstellung seiner Werke. Erfurt, 1803.

„Mozart's Geist entwickelte sich früh — sehr früh, und erreichte in den Jahren schon einen großen Grad von Vollkommenheit, wo bey andern gewöhnlichen Menschen sich kaum der Funke des Talents zeigt. Er blühte früh, trug frühzeitig Früchte und welkte früh.

Betrachten wir sein Leben, sein außerordentlich thätiges Leben, die Menge seiner Compositionen, die für den kurzen Zeitraum unglaubliche Menge von Compositionen: welches Anstrengen der Einbildungskraft, welches ewige Reiben seines Geistes, welche Exaltation seines Gehirns! Welch ein ununterbrochenes Aufreiben seiner Lebenskraft! Mit einem Worte: sein ganzes Leben war — Lebens-Comsumtion. Die Gelehrten-Geschichte zeigt uns eine Menge großer Geister, die sich — selbst aufzehrten.

Es giebt eine Menge Componisten, die bey einer Menge Compositionen sehr alt werden und gesund bleiben, wie Jos. Haydn, der Greis Piccini, Paesiello; — aber ihre späteren Compositionen sind immer nur Nachahmungen ihrer Jugendwerke, also längst verbrauchte Gedanken, die einander immer gleichen; so verläugnet sich Haydn und Paesiello fast bey keinem seiner Stücke. Man hört immer seine Lieblingsgänge, die Schöpfung in seinen Messen und seine Messen in seiner Schöpfung; aber Mozart, wie originell, wie ewig neu ist er! Kein Werk gleicht dem andern, man überblicke sie alle. Jedes trägt das Gepräge einer neuen Originalität! Die Entführung aus dem Serail ist etwas ganz Anderes, als die Clemenza di Tito, die Zauberflöte etwas Anderes als der Don Juan, die Messe aus C# hat mit dem Requiem nicht die entfernteste Aehnlichkeit, und seine älteren Werke überhaupt halten gar keine Vergleichung mit den neueren aus, sie scheinen von einem

ganz andern Meister verfertigt. Jedes seiner Werke trägt ein edles Gepräge im Allgemeinen, aber es charakterisirt sich wieder vor allen übrigen so, als hätte es einen eigenen Verfasser. Bey diesem beständigen Haschen und Ringen nach ewig neuen Ideen, bey diesem Sinnen und Rechnen, bey dieser übermenschlichen Anspannung der Einbildungskraft, war denn etwas Anderes denkbar, als frühe Zerstörung seiner organischen Thätigkeit?[8]) Man höre die erstaunliche Zauberflöte, die Clemenza di Tito und das Requiem – und sage sich: diese Menge Musik schuf er in vier Monaten, und in dieser Zeit machte er auch noch zwey Reisen! Man lege die dicken Partituren übereinander – welch Volumen! – Man durchblättere sie – welche ungeheure Menge Noten! Wie war es möglich, daß sie der Mann in der kurzen Zeit nur schreiben konnte! Und gleichwohl ist jede dieser Myriaden von Noten überdacht, überrechnet, genau überrechnet, seinem gehörigen Instrumente zugetheilt, in seinen Schlüssel gesetzt, ihr Effect bestimmt – ach, und was Alles noch mehr! – Studirt die Werke, Ihr jungen Tonkünstler, und erstaunt! – Man weiß, daß die schauerlich schöne Ouvertüre des Don Juan ein Werk von vier Stunden ist! – Das beständige Sitzen, das Arbeiten in die späte Nacht,[9]) die Geistes-Anstrengung abgerechnet, mußte

---

[8]) Mozart schrieb Alles mit einer Leichtigkeit und Geschwindigkeit, die wohl beym ersten Anblicke Flüchtigkeit oder Übereilung scheinen konnte: er kam während des Schreibens nie zum Claviere. Seine Einbildungskraft stellte ihm das ganze Werk mit seinem Effecte deutlich, lebhaft dar. Er hörte klingen, schmettern, pauken, während er schrieb. Selten trifft man in seinen Manuscripten ausgestrichene oder verbesserte Stellen an. Seine Conzepte sind außerordentlich rein.

[9]) Noch als Ehemann brachte er halbe Nächte am Claviere zu, und seine mehresten Compositionen sind in der Nacht gearbeitet, wo die Sinne durch keine äußeren Eindrücke zerstreut werden, die Einbildung thätiger wirkt.

seinem Körper an sich schon schaden, seine geistige Thätigkeit konnte nur auf Kosten seiner körperlichen bestehen.

Dabey war er Ehemann, zeugte vier Kinder, pflegte der Liebe treulich, und auch außer der Ehe gab es manche Galanterie, was ihm seine gute Frau gern übersah. Noch mehr, er sprang von einem Extreme zum andern. Er hatte keine fixe Besoldung und war, was bey Dichtern und Virtuosen gewöhnlich der Fall ist, kein guter Wirth, verstand sich nicht auf den Verdienst, wußte das Geld nicht auf Wochen und Monate einzutheilen, er kannte seinen Werth gar nicht. Oft mußte er bey anhaltender Arbeit mit Frau und Kindern darben, war der Impertinenz mahnender Gläubiger ausgesetzt. Kamen nun einmal einige Rollen Louisd'or, schnell änderte sich die Scene. Jetzt ging's in Freuden. Mozart betrank sich in Champagner und Tokayer, lebte locker und war in wenig Tagen mit seinem Gelde so weit wie vorher.

Man weiß, wie er oft in seine Gesundheit stürmte, wie manchen Morgen er mit Schickaneder verchampagnerte, wie manche Nacht er verpunschte und nach Mitternacht gleich wieder an die Arbeit ging, ohne die mindeste Erholung seinem Körper zu gönnen.

Ich frage hier jeden Arzt, was die Folgen einer solchen Lebensart sind? Man braucht hier kein Gift, keinen geheimnisvollen Boten, keinen feinen Staub im Briefe, kein Requiem; — seine Kräfte waren aufgerieben, die organische Thätigkeit durch Überwiegen der Geisteskräfte zerstört, es mußte Ausmergelung seines Körpers, Vertrocknung (Tabes dorsalis, Phthisis nervosa) nothwendiger Weise erfolgen.

Daß die Umstände bey der Composition des Requiem viel dazu beygetragen haben, seine geschwächten Kräfte durch

äußerste Aufspannung vollends zu erschöpfen, die Einbildung bis zur Schwermuth bey ihm, der Geister sieht und sich von Allem überzeugt hält, was ihm scheint, zu überspannen, dieß ist bey einem so fein besaiteten Organismus, wie der Mozart'sche war, gar keinem Zweifel unterworfen, und man braucht da keine vergifteten Briefe, einen solchen unglücklichen Geist aus seiner Hülse zu jagen. Wenn man erst einmal so weit zur Schwermuth herabgestimmt ist, bedarf es gewiß nur noch eines kleinen Hebels.

Die Krankheits-Geschichte Mozart's beweis't Nichts für eine Vergiftung. Sollte er durch Gift geopfert werden, so mußte dieß auf zwey Wegen geschehen: schnell oder langsam. Schnell ist es nicht geschehen; und langsam vergiftet, hätte er ganz andere Zufälle haben müssen.

Mozart hatte zwar, wie jeder große Künstler, eine Menge Feinde, zumal unter den italienischen Operisten, die freylich gewahren mußten, daß mit Mozart's Emporkeimen ihr welscher Singsang zu Grabe gehen werde. Man weiß, welche Mühe sie sich gaben, den Figaro zu verhunzen, daß sie auf Mozart's Bitten beym Kaiser, durch dessen ausdrücklichen Befehl zwischen dem ersten und zweyten Acte angehalten werden mußten, bey Ungnade, den Gesang gehörig vorzutragen. Allein, wollten sie Mozart aus dem Wege räumen, so durften sie nicht so lange warten, bis er mit seinen übrigen Geistesproducten ihrem Charivari den letzten Gnadenstoß gegeben hatte; sie mußten rascher zu Werke schreiten.

Noch mehr, er kränkelte schon in Prag, ehe er an dem Requiem arbeitete, er sah blaß und traurig aus und medicinirte. Seine bevorstehende Auflösung war also schon da-

mals in seinem Körper vorbereitet — die Anstrengung über dem Requiem konnte sie mithin nur befördern.

Der Gedanke der Vergiftung war gewiß ein bloßes Spiel seiner Einbildung. — Ja sogar sein Todesjahr (das 35ste) zeigt mehr für Schwindsucht. In diesen Jahren sterben bekanntlich die mehresten jungen Leute an der Schwindsucht. Wenn die Aerzte gleich über seine Krankheit nicht ganz einig waren, so folgt noch immer nicht daraus, daß er an Vergiftung starb; die Schwindsuchten selbst gestalten sich verschieden und dann auch ihre Symptome. Mozart ist nicht der erste, der an den Folgen außerordentlicher Anstrengung starb."

Also die Schwindsucht soll Mozart gehabt haben, ganz wie Schiller, obwohl beide vor ihrem Tode an Krankheiterscheinungen litten, die sich medizinisch nur mit der Annahme von Vergiftung vereinen lassen. Doch der anonyme Schreiber hat in gewissem Sinne recht, sie sind beide an Schwindsucht gestorben, aber an jener Schwindsucht, die der Geheimorden beibringt, an der auch Raphael und Byron im gleichen Alter wie Mozart litten und starben.

Wenn ich dieses anonyme Pamphlet gegen Mozart, das das Verbrechen der Loge „decken", das heißt verhüllen sollte, hier wörtlich brachte, so einmal, um die fadenscheinige „Beweisführung", ferner um die geschickt mit Begeisterung verbundenen Verlästerungen des Toten als typische Logenarbeit zu kennzeichnen. Sie hat den Logen auf die Dauer ebensowenig genützt wie die immer wieder erneuten Versuche, Salieri, den italienischen Komponisten, der zu Mozarts Zeit in Wien lebte, mit dem Giftmord zu belasten.

Ich habe die neu mit Scheingründen gestützten Gerüchte, dieser italienische Komponist Salieri sei der Mörder Mozarts

gewesen, in meinem Werke „Der ungesühnte Frevel“ auf Seite 70 und 71 eingehend widerlegt. Wie hätte auch ein einzelner Italiener sich so auffällige Dinge leisten können, einen anonymen Boten mit Requiem-Auftrag zu schicken, einem Auftrage, dem dann der Tod Mozarts unter Vergiftungerscheinungen gefolgt war, ohne daß sich das Gericht recht gründlich mit Salieri befaßt hätte? Wie hätte solches Treiben des Ausländers Salieri dem berühmten einheimischen Komponisten, der in unmittelbaren kaiserlichen Diensten stand, gegenüber ungestraft bleiben sollen, als Mozart unter Vergiftungerscheinungen und Vergiftung annehmend, wirklich gleich nach der Komposition des Requiems starb? Wie hätte gerichtliche Vernehmung ausbleiben können, zumal die Wiener nur zu genau die Eifersucht Salieris, seine Kabale, seine Intrigen bei der Aufführung der Oper „Figaros Hochzeit“ kannten? Ja, das Begräbnis im Massengrabe auf Anordnung Br. van Swietens hätte auch diesen mit den Behörden in recht unangenehme Berührung bringen müssen! Denn solches Vorkommnis schändete die Stadt Wien vor allen Ländern der sogenannten „Kulturwelt“ – und da Mozart kaiserlicher Beamter war, so schändete es den Kaiser selbst. Der aber war Freimaurer, und so wurde weder Salieri belästigt, noch van Swieten, denn alles ging ja in Ordnung nach Logenbefehlen! Solche Dinge gelingen ungestraft eben nur den berüchtigten Geheimorden, die ihre gehorsamen und schweigsamen Brr. unter den höchsten Beamten, ja auf den Thronen haben.

Sehr auffallend ist es, daß der zweite Mann der Konstanze Mozart, königl. dänischer wirklicher Etatsrat von Nissen, das oben wiedergegebene Erfurter Machwerk aufnimmt, ganz ebenso wie die erbärmlich gehässigen Verlästerungen der Mo-

zartwerke, die wahrlich keine Kritik derselben sind, durch den Juden Schaul und andere. Das gibt zu denken. Er, der Mozart warmen Herzens bewundert und treu für seine Frau und Kinder sorgt, war wohl ein uneingeweihter Freimaurer, der den Ratschlägen der eingeweihten Brüder bei diesem Schriftwerk gehorsam und zugleich ahnunglos folgte. So kommt es, daß er auch von dem Textdichter der „Zauberflöte", Giesecke, von dessen Verfolgt- und Bedrohtwerden durch die Loge, von dessen Flucht nach Dublin in seinen ausführlichen Darstellungen kein einziges Wort sagt. Auch das Verscharren Mozarts im Massengrabe aus Gründen der Kostenersparnis bringt er wie eine Selbstverständlichkeit, obwohl er uns doch gemeldet hatte, daß der „Freund" Mozarts, der steinreiche van Swieten, die Anordnungen zu diesem seltsamen Begräbnis des gefeierten Tonkünstlers trifft und auch mitteilt, daß die Stätte der Beerdigung Mozarts nicht genau festzustellen war.

Als Abschluß sei endlich die Stelle aus dem Lehrbuche nur für Brr. Freimaurer wiedergegeben, die dem Leser den letzten Zweifel nehmen wird und ihm zeigt, daß es sich hier nur um die allzu sichere, schauerliche Tatsache eines Logenmordes an Mozart handelt. In meinem Buche: „Der ungesühnte Frevel" schrieb ich Seite 74:

„Bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Berlin 1901, erschien sein" (Br. Hermann Gloedes) „Lehrbuch:

Allgemeine Instruktionen, Lehrbuch für die Mitglieder der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland. 1. Teil. Die Johannisgrade. Neue Bearbeitung von Br. Hermann Gloede.

Als Handschrift mit großmeisterlicher Genehmigung für Brr. Freimaurer gedruckt.

Hierin heißt es im ‚Gebrauchtum der Johannisloge 1.

Bändchen als Handschrift für Brr. Lehrlinge' gedruckt, auf Seite 97 ff.:

„Zwei Bedeutungen hat hier also die Erhebung des Degens, die Verteidigung des Neophyten durch alle BBr., so daß er nunmehr schon Rechte eines Br. zugesichert erhält, und zwar so lange, wie er die Pflichten eines Brs. erfüllen wird — und die Strafe, welche ihn für den Abfall und die Verwirkung der Bruderrechte treffen wird ...

Darum rät auch schon der Meister von Nazareth selber, seine Jünger möchten den Mantel verkaufen, um mit dem erlösten Gelde ein Schwert einzukaufen (Luk. 22, 36), denn er sei gekommen, nicht um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, indem er entzweien werde den Sohn mit dem Vater, die Tochter mit der Mutter, die Schwiegertochter mit der Schwiegermutter; wer nämlich Vater und Mutter mehr liebe als ihn, sei seiner nicht wert, und ebensowenig sei seiner wert, der Sohn oder Tochter mehr liebe als ihn (Matth. 10, 34—39): Liebe zu Gott macht darum das Wesen dieser Christlichkeit aus und ist der Gipfel aller freimaurerischen Tugenden."

Aus dieser Stelle geht also mit erfreulicher Klarheit hervor, daß der Lehrling mit der Todesstrafe verängstigt wird durch den erhobenen Degen in den Händen der Brr.! Hiermit zeigt Gloede, der von den Großmeistern genehmigte Lehrer, den Johannislehrlingen unzweideutig, daß der Orden eine geheime Mordorganisation darstellt, daß die Brr. sich dem geheimen Gericht über Leben und Tod unterstellt haben, indem er ihnen, den unteren Graden, zunächst einmal die Mordstrafen an unfolgsamen Brrn. verkündet. Diese Stelle in Br. Gloedes Lehrbuch könnte allein schon der Staatsanwaltschaft genügen, um durch eine Anklage das Volk vor solcher Organisation zu schützen. Das Recht, die Todesstrafe auszusprechen und auszuführen, hat kein einziger Bürger des Staates, hat nur das Gericht auf Grund des Strafgesetzes. Jeder andere Bürger wird vom Gericht schon dafür bestraft, wenn er als Antwort auf erlittenes Unrecht seinen Mitbürger selbst verprügelt, statt das Gericht um eine Strafe anzurufen. Um die Verängstigung der Brüder vor Mordstrafen noch zu

mehren, wird dann von Gloede diesen christlich auferzogenen Menschen an Hand der genannten Bibelstellen als Wesen der christlichen Lehre hier bezeichnet, daß der Mord am Blutsbruder, der Jahweh nicht gehorcht, heilige Pflicht aus ‚Liebe zu Gott' ist.

Sehr wichtig ist, daß der nächste Satz nun lautet:

‚Darum klingt auch das Bundeslied aus diesem Teil unseres Rituals heraus, das Br. Mozart mit einer unvergleichlich schönen Melodie versehen hat, mit seinem Schwanengesang, den er aus Brudermund nicht mehr hörte, da er seine irdischen Werkzeuge vor dem Logenfeste niederzulegen beordert war.' ...

Wir wissen, in welch seltsamer Weise die Loge Mozart den Auftrag zu dem Requiem durch einen gänzlich unbekannten in Schwarz gekleideten Boten mit Überreichung eines anonymen Briefes erteilt hat. Wir wissen auch, daß Mozart selbst wußte, daß dieses Requiem für seinen eigenen Tod verfaßt werden sollte, und daß er selbst sich, als er erkrankte, für vergiftet gehalten hat. Nun finden wir hier in dem Lehrbuch der Loge das Schicksal Mozarts so deutlich ausgesprochen, das Todesurteil der Loge über ihn in Worten mitgeteilt, die nicht eindeutiger lauten dürften, wenn Gloede nicht durch dieses gedruckte Wort dem Staate die Freimaurerei als Mordorganisation ausliefern wollte (eine geheime Druckschrift kann ja doch einmal in Hände von Nichtbrüdern kommen!). Hier wie anderwärts ergibt sich die Sicherheit der Bedeutung der Worte nicht nur aus dem Wortlaut allein, sondern auch aus den dicht davorstehenden klaren Drohungen mit der Mordstrafe für Ungehorsam.

Als der Kampf durch Wichtls Enthüllungen über Morde der Freimaurerei für die Logen ernst wurde, war es gut, daß an Stelle der ehrlicheren Lehrbücher Br. Gloedes das viel mehr verschleierte des Br. Hieber getreten war. Heute er-

fährt der Johannisbruder in den Geheimschriften von „dem tollen Unsinn", den ich geredet hätte, indem ich den Indizienbeweis des Mordes an Mozart und den Beweis seiner Beerdigung als Logenverbrecher geführt habe. Heute ist es nach den Enthüllungen der Bücher „Vernichtung der Freimaurerei", „Kriegshetze und Völkermorden" und „Der ungesühnte Frevel" weit wichtiger, die Verängstigung der Johannisbrüder nicht nur durch Verschweigen der Todesstrafe an Mozart zu unterlassen, sondern diese abzuleugnen. Die eingeweihten Brr. fürchten den Zorn des nunmehr wissenden Volkes. Die Geheimschrift „Am rauhen Stein" leistet sich dies am ausführlichsten, und andere Freimaurerzeitungen nehmen die Ableugnung in gekürzter Form auf. In der Wiener Freimaurerzeitung Nr. 10 (Dez. 1931), XIII. Jhrg., Administration: Otto L. Klein, Wien IX, Vereinsstiege 4, heißt es z. B. unter „Allg. frm. Rundschau" (Seite 185):

„Österreich zum Tode Mozarts" (Seite 185).

„Br. Otto Ehlermann, Berlin, teilt in der Monatsschrift „Am rauhen Stein" mit, daß ein offizieller Führer in Mozarts Geburtshaus in Salzburg auf seine Frage über die Ursache des Todes Mozarts im Zusammenhange mit einem Bilde „Mozart auf dem Totenbette" geantwortet habe: „Die Todesursache Mozarts sei nicht genau bekannt. Mozart sei wahrscheinlich von Freimaurern vergiftet worden." — „Auf meine Entgegnung", berichtet Br. Ehlermann weiter, „warum sollten die Freimaurer Mozart getötet haben?" erklärte der Befragte: „Mozart hat in der „Zauberflöte" doch die freimaurerischen Gebräuche preisgegeben; dafür haben die Freimaurer Rache genommen und ihn langsam durch Gift umgebracht; er hat sich auf dem Totenbett selbst für vergiftet erklärt."

Br. Ehlermann hat sich dann an die Leitung der Stiftung „Mozarteum" in Salzburg gewandt, der das Mozarthaus gehört. Die Direktion hat nun Br. Ehlermann mitgeteilt, daß die Vergiftungslegende im Mozarthause nicht mehr erzählt werden dürfe."

Hiermit ist also das amtliche Bekenntnis zu dem Todesurteil an Mozart als dem ungehorsamen Br. und auch die Ableugnung dieses Logenmordes an Mozart durch die Ge-

heimschriften von heute entlarvt. Der Mord an unserem großen Musiker Mozart ist nicht mehr ‚in dreifache Nacht gehüllt'. Die Kette der Indizienbeweisführung ist in meinem Buche „Mozarts Leben und gewaltsamer Tod" geschlossen. Der Logenmord liegt klar zu Tage und harrt der Sühne!"

Ja, der Mord harrt noch zur Stunde der Sühne, er harrt auch zur Stunde noch der Anteilnahme der Deutschen! 55 000 Exemplare meines Buches „Der ungesühnte Frevel" sind im Volke verbreitet, aber noch immer dürfen Brr. es wagen, in der Deutschen Presse mich als unwahr, mich als Phantasten, ja, mich als wahnsinnig hinzustellen! Noch immer dürfen sie öffentliche Bibliotheken meinen Büchern verschließen, noch immer verharrt die Masse des Volkes in stumpfer Gleichgültigkeit! Wann endlich wird das Volk erwachen?

6. Der Logenfluch über Mozarts Gebeine

Der grauenvolle Aberglaube der Geheimorden verlangt einen besonderen Fluch über die Gebeine der Ermordeten, an dessen Erfüllung das straflose Gelingen der Morde gebunden sein soll. Was Wunder denn, daß die Verbrecher selbst und die wissenden Brr. kommender Geschlechter getreulich darüber wachen, daß der Fluch erfüllt wird. Aber verräterisch ist solche Ausführung des Logenfluches vor allem, wenn die Gemordeten berühmte Menschen waren, die unsterblich sind im Volke durch Tat oder Werk. Eben deshalb habe ich in meinem Werke „Der ungesühnte Frevel" nachgewiesen, daß das „Verbrecherbegräbnis", wo es nur immer möglich, durchgeführt war, daß vor allem auch die gemordeten Toten enthauptet und ihres Schädels beraubt wurden. Besonders eingehend konnte ich in dem genannten Werke über den Unfug mit Schillers und Mozarts Schädel berichten. Möge der Leser denn auch dort nachlesen, was ich über Mozarts Schädel und seine Schicksale von Seite 71 bis 74 sagte.

Aber hiermit ist dem Logenfluch noch nicht Genüge getan. Auch die Gebeine müssen verschollen sein! Die abergläubigen Verbrecher fürchten, daß eine Grabesehrung dem Toten „magische Kräfte" verleiht, womit er die Mordtat an den lebenden Brrn. sühnen könne. Aus diesem Grunde wählt man ja die Massengräber und verhindert das Setzen eines Denkmals an der Grabstätte. Wer nacheinander das so auffallende und so ähnliche Geschick der Gebeine Lessings, Mozarts

und Schillers in dem genannten Werke, das ich schrieb, liest, der weiß, daß nichts so sehr den Logenfluch und somit auch das Logenverbrechen enthüllt, wie das Schicksal der Gebeine und der Grabstätte der Gemordeten. Da nun die Brr. nach meinen Enthüllungen in dem genannten Werke in ihrer Unruhe und in ihrem Schuldbewußtsein mir immer neues Beweismaterial zusammentragen lassen und mir so, wie im Falle Hecker, unermeßlich wichtige Hilfedienste tun, so wundert es uns auch nicht, daß sie mir just „zur rechten Zeit" öffentliche Hinweise auf die Broschüre von Hermine Cloeter gegeben haben, wodurch ich denn diesem Volksbuche über Mozart noch einen Abschnitt beifügen kann, der die Schicksale seiner Grabstätte enthüllt.

Hier erhält die „profane" Welt Beweise dafür, wie eifrig der Judenfluch der Loge, daß das Grab nicht durch ein Denkmal geehrt werde, erfüllt wurde. Wir haben schon gehört, daß entgegen der üblichen Gepflogenheit die Stelle des eingesegneten Sarges von der St. Stephankirche im Falle Mozart nicht durch ein Kreuz kenntlich gemacht wurde, sodaß also Konstanze, als sie gleich nach der Genesung zum Grabe geht, „keine Spur" desselben finden kann. Das war uns um so auffälliger, als Mozart vor dem Tode zum Kapellmeister von St. Stephan ernannt worden war, paßt aber sehr wohl zum Logenfluch, den Brr., die katholische Geistliche waren, ja mit über ihn gesprochen hatten und der sich sowohl in der Weigerung, die Sterbesakramente zu geben, als auch in der Art der Einsegnung des Sarges nur zu deutlich enthüllt hat. Wir hörten auch, daß Frau Mozart das Setzen eines Grabsteines vermeiden mußte, da Br. van Swieten das so bestimmte. Wir hörten ferner, daß das Massengrab schon lange umge-

graben war, ehe Griesinger darnach forschte. — Auf dem Platze, der nach den „Forschungen" 64 Jahre nach dem Tode etwa die Grabstätte gewesen sein mochte, war, wie der Totengräber Radkopf im Jahre 1855 angibt, „vor vielen Jahren" von einem Schneidermeister ein Weidenbusch gesetzt worden, obwohl der Totengräber zunächst Widerspruch erhoben hatte. Im Jahre 1844 läßt eine Mozartverehrerin ein Denkmal anfertigen, läßt es auch in der Paulanerkirche feierlich weihen — und — es wird nicht auf das Grab gesetzt! (S. 20):

„Unvergessen soll bleiben, daß schon viele Jahre früher (1844) die berühmte Opernsängerin Mme. Hasselt-Barth, eine ausgezeichnete Mozart-Sängerin, die Absicht hatte, Mozarts Grabstelle mit einem Denkstein zu schmücken. Zur Inschrift hatte sie die Worte bestimmt: ‚Jung groß, spät erkannt, nie erreicht!' Der Stein wurde am 30. Januar 1844 in der Paulanerkirche auf der Wieden feierlich eingeweiht und bei diesem Anlaß das Mozartsche Requiem aufgeführt. Das medaillon-förmige Portrait des großen Tondichters sollte über der Inschrift angebracht werden. Die schöne Absicht wurde damals nicht zur Tat, das Denkmal ist nie aufgestellt worden. Offenbar wurde die Bewilligung hiezu von der Gemeinde Wien in Ansehung der Unstimmigkeiten in der Grabfrage nicht erteilt, eine Klärung der Frage damals aber auch nicht ins Werk gesetzt. . . Der Stein soll sich im Jahre 1855 noch im Pfarramt bei den Paulanern auf der Wieden befunden haben. Bezeichnend ist, daß die Mozart-Literatur die Errichtung dieses Denkmals zur Tatsache werden ließ."

Also die Gemeinde setzt das Denkmal nicht, und forscht auch gar nicht nach dem Grab! Es wiederholt sich hier also die gleiche Ungeheuerlichkeit wie bei Schiller. Hatte dort der Br. Freimaurer Wolzogen die Summe von Tausenden, die Schillerverehrer für ein Grabmal gesammelt hatten, dadurch unschädlich für den Logenfluch gemacht, daß er behauptete, wegen „Kriegswirren" sei es nicht möglich, Schiller aus dem Massengrabe in ein Einzelgrab umzubetten und dies Denkmal errichten zu lassen; hatte er das Geld nach Rußland geschafft und dort angelegt, wo es lag, ohne je seiner Bestimmung zugeführt zu werden, so hören wir hier, daß ein fer-

tiges, geweihtes Denkmal einfach gar nicht errichtet wird, und wissen daraus, daß Logenbrr. in den Gemeinden Wiens Einfluß hatten. Sie erreichten diese Ungeheuerlichkeit und es werden wohl auch andere Brr. gewesen sein, die es möglich machten, daß in der Literatur die fette Lüge stand, dieses Denkmal sei nun wirklich auf Mozarts Grab errichtet!

Was aber hören wir weiter? Der Bildhauer Gasser fertigt ein Denkmal an, das 15 Jahre später im Jahre 1859 aufgestellt wird. Wir hören darüber auf Seite 20—23:

„Das öffentliche Wien hat sich seiner Ehrenpflicht freilich mehr als spät erinnert. Das Gassersche Denkmal kam im Jahre 1859 zur Aufstellung. Es ist dasselbe, das leider später auf den Zentralfriedhof übertragen worden. . . Auf der Vorderseite des Sockels ist Mozarts Portraitmedaillon angebracht. . . Über Wolfgang Amadeus' Grabstätte ist, in Erfüllung eines seltsamen Geschickes, niemals Ruhe geworden, wie wenn ein eigener Unstern darüber waltete. Im Jahre 1868 wurde das Denkmal ‚freventlich verstümmelt', im Jahre 1879 seiner Bronzemedaillons und Festons beraubt. Mit deren Erneuerung beauftragte die Gemeinde Wien die K. K. Erzgießerei. Leider waren die Modelle und Formen nicht mehr vorhanden — Hans Gasser war längst tot —, so daß nichts erübrigte, als die Gußformen, ‚der ursprünglichen Konzeption entsprechend' neu zu modellieren. Der Anhalt hiezu war bloß in einer im städtischen Archiv erliegenden photographischen Aufnahme des Monuments gegeben. Der Bildhauer, dem diese Aufgabe oblag, wird in den Akten und in den Gemeinderatsprotokollen nicht genannt. Das geraubte Bronzemedaillon ist nachträglich, allerdings in stark hergenommenem Zustand wieder zur Stelle gebracht worden, befindet sich im Museum der Stadt Wien und weist gegenüber dem heute am Gasserschen Denkmal angebrachten Portrait Mozarts gewisse Verschiedenheiten auf."

Hier blicken wir in die Werkstatt der Logen, wie selten anderwärts! In der „Kulturstadt" Wien wird das Grabdenkmal auf dem Marx-Friedhof 9 Jahre nachdem es gesetzt war, verstümmelt, 11 Jahre später wird das Bildnis Mozarts geraubt; das ist denn doch allerhand! Wir wissen, was das für eine Erfüllung eines „seltsamen Geschickes" ist, weshalb „niemals Ruhe" über die Grabstätte des großen Deut-

schen Kulturschöpfers, der von der Loge gemordet und verflucht ist, kommen darf. Wir wissen, um welchen „eigenen Unstern" es sich handelt, der hier waltet. Es ist das Gleiche wie bei Schiller: es ist der Logenfluch, nichts anderes.

Wenn je die Logenarbeit, der Fluch über die Gebeine eines gemordeten großen Toten sichtbarlich entlarvt ist, so ist es hier geschehen! Man stelle sich vor, in Wien wird das Denkmal des großen, geehrten Musikers auf dem Friedhofe selbst verstümmelt!! Wer konnte dies tun? Wer in aller Welt wäre für diese Friedhofschändung außerdem ungestraft geblieben? Etwa Wiener Strolche? Oder taten es Wiener Verehrer Mozarts? Welche anderen Friedhofdenkmäler sind denn verstümmelt worden? Es ist eine Verhöhnung unserer Denkkraft, wenn uns zugemutet wird, zu glauben, daß derlei Barbarei im Marxfriedhof Sitte war! Und ausgerechnet das Bronzebildnis des Meisters wird herausgerissen!! Ja, es wird geraubt, ohne daß etwa Habgier die Erklärung dafür wäre, denn das verstümmelte Bild ist nicht etwa zu Geld gemacht, als eingeschmolzene Bronze verkauft worden, nein, das verstümmelte Bild ist wieder gefunden und ins Museum gewandert! Wer hat es denn „zur Stelle gebracht"? Hier sind die Brr. in der Erfüllung des Logenfluches ebenso entlarvt wie im Falle Schillers!

Da sie aber ein unverstümmeltes Denkmal nicht auf dem Grabe eines Gemordeten stehen lassen können, so stellen sie nun in der Gemeinde einen Antrag, der sie wiederum entlarvt. Wir lesen Seite 23:

„Die Erneuerung des Bronzeschmuckes an dem Sockel des Denkmals bot überdies Anlaß zu einem befremdlichen Antrag im Wiener Gemeinderat. Man dachte daran, das Denkmal in den Stadtpark zu versetzen, hauptsächlich, um es vor nochmaliger Beschädigung auf dem inzwischen verödeten Friedhof besser

bewahren zu können. Armer Mozart! Die Hundertjahrfeier seines Todes benützte man tatsächlich und unbegreiflicher Weise dazu, sein spätes Grabmal nach dem Zentralfriedhof zu übertragen, wodurch ihm jeder Sinn genommen und Mozarts Grabstätte erst recht verwaist und sein Andenken gekränkt wurde."

„Befremdlich" und „unbegreiflich" nennt die Verfasserin dies ungeheuerliche Treiben und solche Anträge beim Gemeinderat, denen dann auch gefolgt wird. Nun, wir können ihr verraten, daß sie uns nur allzu begreiflich sind. Es widerspricht dem Logenfluch über die Gebeine des gemordeten Mozarts, daß an dem 100. Todestag ein Denkmal auf dem Grab Mozarts steht; daher waren ja auch die Verstümmelungen des Denkmals im Jahre 1868 und der Raub der Bronzemedaille und deren Verstümmelung im Jahre 1879 nur möglich und daher auch blieben sie unbestraft. Hier haben sich die Brr. noch gründlicher enthüllt! Man versetzt also das Denkmal in einen anderen Friedhof, weil die Stadt Wien sonst nicht in der Lage ist, Grabschändungen an dem Grabe ihres gefeierten großen Musikers zu verhindern! Der Gemeinderat stellt dieses Zeugnis fürchterlicher Barbarei über die Stadt aus, der er vorsteht! Aber er kann keineswegs auf andere Denkmalschändungen im Marxfriedhof hinweisen, außer eben auf die einzige an dem Grabe des von der Loge gemordeten und unter Judenfluch stehenden toten Mozart! „Die Sonne bringt es an den Tag!" –

Statt daß am hundertsten Todestage Mozarts Grab mit unverstümmeltem Denkmal dagestanden hätte, hatten die Logen gesiegt und den geheimen Triumph gefeiert, den ihr widerlicher Aberglaube ihnen zur Herzenssache machte, gerade zu diesem Mordtage das Denkmal wegzunehmen! Man hatte es in einen anderen Friedhof gestellt. Damit aber die Logen vor aller Gegenwart und Zukunft restlos enthüllt sind, ließen sie

das seines Denkmalschmucks beraubte Grab nun in doppelter Verwüstung und Verwahrlosung stehen, die Gemeinde unterließ, wenigstens das Grab mit einem Schmucke zu versehen, der den Grabschändern einen Raub erschwert hätte, ja noch nicht einmal eine Tafel brachte man an. Wir lesen Seite 23:

„An dem Tage, da ein Jahrhundert voll ward seit Mozarts Heimgang, fand sich sonach die Stätte, wo man einstens seine müden Glieder in die Erde gebettet, aufs neue der Vergessenheit preisgegeben. Wüster und trostloser sah es hier aus als nur jemals. Die Erde war aufgewühlt, die vier Lebensbäume, die man im Viereck um das Grabmal gesetzt hatte, umstanden wie Gespenster den öden Platz. Etwas ganz Sonderbares war aber geschehen. Niemand weiß, wer es veranlaßt, wer es ins Werk gesetzt. An Stelle des fortgeschafften Grabdenkmales war eine mächtige Steinplatte getreten, wohl eine ausgediente Grabplatte, darauf war Mozarts Name von ungeübter Hand in großen Buchstaben fast über die ganze Breite hin mit schwarzer Farbe aufgemalt, dazu Geburts- und Sterbejahr."

So lautet die Geschichte des Logenfluches über die Grabstätte des großen gemordeten Tonkünstlers. Aber ganz ebenso wie bei Schiller ein Julius Schwabe den Logenfluch durchbrach, so daß die Brr. in ihrem Aberglauben von Anbeginn an in tausend Ängsten vor der Entlarvung blieben, so hat auch im Falle Mozarts, während die amtlichen Stellen nichts für das Grab taten, in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Friedhofswärter dem Logenfluch zuwidergehandelt, so daß den Brrn. nun nichts weiter mehr übrig blieb, als zu hoffen, wenn in nächster Zukunft der Marxer Friedhof in einen öffentlichen Park verwandelt werde, diese gefährliche Durchbrechung des Logenfluchs wieder zunichte zu machen. Hören wir, was die Broschüre uns über die Durchbrechung des Logenfluches erzählt (Seite 25):

„Daß wir heute um sie" (die Grabstätte) „überhaupt noch wissen, verdanken wir einem einfachen Manne aus dem Volke. Es ist dies der Friedhofswärter Alexander Kugler jun., der in den neunziger Jahren am St. Marxer Friedhof seines Amtes waltete. Aus einem schönen Gefühl heraus hat er auf eigene Faust

den verlassenen Platz geziert und ausgezeichnet. An ausgedientem Grabschmuck und zwecklos gewordenem Zierat war ja ringsum kein Mangel. Fand sich da so ein trauerndes Engelchen, dessen Tränen längst schon ins Leere flossen, das stellte er auf Mozarts Grab, dazu noch eine Steintafel mit Namen und Jahreszahlen ... Irgendwo auf dem leerer und leerer werdenden Friedhof ward ein Säulenstumpf überzählig. Der Totengräber wußte ihm neuen Dienst und richtete ihn auf dem ohnedies vorhandenen Sockel hinter dem Engelchen auf. Nun zeigte sich des Meisters Grab doch wieder recht stattlich geschmückt ... Immer wieder schmückte ein Kränzlein aus Immergrün oder sonst bescheidene Blumengabe die Erde ... Ganz zuletzt entwickelte sich eine Art Feierdienst um die alte heilige Stätte. Ein kleiner Gesangverein aus Währing, der den Namen Mozart auf sein Schild erhoben hatte, fand sich Jahre hindurch jedesmal am Todestag zu bescheidener Feier und andächtigem Gesang ein. Seit einem Jahr etwa nimmt sich der Wiener Männergesangverein des Grabes und seiner Pflege an."

Menschen, die den Aberglauben der eingeweihten Brr. nicht kennen, können sich nicht vorstellen, was diese Durchbrechung des Logenfluches für sie bedeutet! Sie meinen, weil dies geschehen, deshalb sei der Mord heute enthüllt! Jahweh darf nur in „dreifach gehüllte Nacht"[1]) arbeiten. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Absicht weitester Kreise, im Jahre 1941 am 150. Todestage Mozarts auf die Grabstätte noch einmal ein Denkmal zu errichten, nicht verhindert werden wird. Man hofft dann, Verstümmelung dieses neuen Denkmals werde etliche Jahrzehnte später, wenn erst die Enthüllungschriften alle vernichtet oder genügend verlästert sind, wieder möglich sein! Sind doch heute schon meine Bücher an Volksbiliotheken verboten und hat man es doch an Verlästerung auch keineswegs fehlen lassen. So hofft man denn noch, hofft viel von der Verkommenheit, noch mehr von stumpfer Gleichgültigkeit! Man hofft — und wird sich gründlich täuschen!

---

[1]) Siehe „Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse" von Erich Ludendorff. 164.—168. Tausend.

7. Unsere Antwort auf den Mord an Mozart

Wie oft haben wir in unserem Kampfe gegen die verbrecherischen Wege und Ziele der Geheimorden die große Enttäuschung erlebt, daß die Menschen stumpf und gleichgültig gegen das „nun ja schon längst vergangene" Schicksal der großen Toten blieben. Wie oft haben wir erlebt, daß sich gerade im übrigen wertvolle Menschen, besonders Künstler, hartnäckig sträuben, den Tatsachen in die Augen zu sehen. Sie sind zu schauerlich und deshalb dürfen sie einfach nicht wahr sein! „Ich kann's und will's nicht glauben, daß so edle Menschen, daß besonders der sonnige Mozart, der nur Liebe ausstrahlte, der doch gar kein politischer Kämpfer war, ein so furchtbares Schicksal hatte, dem Verbrechen des Mordes erlag und noch dazu jener frechen Verhöhnung seiner Menschenwürde nach dem Tode ausgesetzt war. Wie könnten die Brr. Freimaurer die Stirne haben, in ihren Logen das Requiem und andere Mozartwerke begeistert zu spielen und zu hören, wenn das wahr wäre." Also ist es nicht wahr! Man denkt gar nicht daran, nun zum mindesten die Bücher zu lesen, die Wesen und Wege der Freimaurerei enthüllen. O, nein, denn man will sich das Gemüt nicht damit beschweren, die grauenvolle Tatsächlichkeit zu sehen. „Dann könnten wir überhaupt nicht mehr musizieren und Mozartmusik erleben", so sprechen sie und wähnen, es überhaupt noch zu verdienen, Musik zu erleben!

Was tat denn Mozart, der hochbegabte Schöpfer? Was unternahm er, als er die wahren Ziele und Wege des Ordens, in den er, wie so viele, ahnunglos eintrat, und dem er, wie so viele Uneingeweihte ahnunglos angehörte? Er, dessen Tod doch unsterbliches Schaffen vorzeitig abschloß, wußte, daß er sich dieses nicht durch eine Pflichtversäumnis erhalten durfte. Das Unheil erkennen und mit Einsatz seines Lebens dagegen ankämpfen war für ihn eins, und so traf ihn denn auch das Geschick! Aber jedes seiner Werke wurde, dank dieser Seelenlauterkeit, gottnahe und besonders sein Requiem, das er im Wissen des drohenden Mordes schrieb, ist so tief und reich an unsterblichem Gehalte.

Wehe aber denen, die noch nicht einmal so schaffensbegabt wie er sind, die nicht wie Logenbrr. und Logenbekämpfer ihr Leben einsetzen, sondern nur ihren ungestörten Lebensgenuß etwas gefährden müßten und dennoch das Volk nicht über die Verbrechen an den Kulturschöpfern aufklären! Sie schließen vor diesen enthüllten Morden die Augen. Nun, so werden sie denn seelisch an der Pflichtvergessenheit verwesen. Nicht Überzeugung will hier aufgenötigt werden, wohl aber wird an die ernste Pflicht gemahnt, sich zu überzeugen. Es bleiben dem Leser nur zwei Möglichkeiten. Entweder er muß nun, da er noch nicht überzeugt ist, alle Aufklärungwerke über die Geheimorden und ihre Mittel und Wege, ihre Mordurteile an ungehorsamen Brrn. und ihnen gefährlichen „Profanen“ [1]) gründlich studieren und dann wird er wissen, wie wahr alles ist, was hier und in dem Buch „Der ungesühnte Frevel“ gesagt wurde. Oder aber der Leser sollte ernsten Menschen, neben deren Namen Werke und Taten stehen, vertrauen. Sie

---

[1]) Siehe Buchanzeige.

haben Jahre ihres Lebens dem unerquicklichen Forschen über die Logen geopfert und haben den wahrlich unerfreulichen gehässigen Kampf der Geheimorden durchgehalten. Sie behaupten nicht Dinge, die sie selbst nur sehr zögernd und ungern als grausame Tatsachen erkennen mußten. Niemals aber darf der Leser dieses Buch niederlegen mit den Worten: „Ich glaube es nicht, ich will, ich kann es nicht glauben, es darf nicht wahr sein" und dann das eigene Studium auf diesem Gebiete ganz ebenso unterlassen wie das Vertrauen zu denen, die das Gebiet durchforscht haben. Pflichtvergessenheit nenne ich solche Fahrlässigkeit, denn solange die Morde an den Kulturschöpfern vergangener Jahrhunderte weiten Kreisen des Volkes noch unbekannt sind, drohen sie auch jenen der Gegenwart und Zukunft. Überdies aber gehört es zu unserem Menschenamte, gegen alles Schändliche in der Welt anzugehen, und dem Edlen im Volke und den Völkern der Erde zum Siege zu verhelfen. Soll durch die Oberflächlichkeit des Lesers dieses Buches der Frühtod Mozarts und anderer großer Kulturschöpfer so sinnwidrig bleiben, wie er es 140 Jahre hindurch war, oder wird auch der Leser dazu helfen, dem Geschehen die rechte Antwort zu geben? Mozart setzte bewußt sein Leben auf das Spiel, als er dem Geheimverbrechen entgegentrat. So würden wir es ganz besonders begrüßen, wenn Mozarts Schicksal, wie der Mord an Schiller, in unserem Kampfe gegen die Geheimorden Helfer würde und wenn es seinem Geschick mitzudanken sein wird, wenn einst Geheimorden keine Verbrechen mehr wagen könnten, weil die Völker aufgeklärt sind. Nicht auf dem unwirksamen Wege der Gründung „edler Geheimorden" wie Mozart es anstrebte, sondern durch Recht und Gesetz ist dann das Treiben der Geheimbünde unmöglich

gemacht. Vor allem, wenn dank der allgemeinen Aufklärung es keinen jungen Menschen mehr gibt, der sich durch Gehorsamsgelübde auf die Zukunft bindet, der Verschweigen auf die Zukunft verspricht, der in Geheimorden eintritt, ist Rettung verwirklicht.

Auch dann wird uns Mozarts Frühtod durch Logenmord ebenso tief ergreifen wie zur Stunde, auch dann werden wir die ungeborenen uns geraubten Werke beklagen, aber dann erst verdient das Deutsche Volk wieder, diese Werke nacherleben zu dürfen, und das Verbrechen an Mozart durfte durch die Antwort, die wir ihm gaben, seine Sinnwidrigkeit verlieren. Mozart werde wie Luther, Lessing, Schiller und gar manche andere Gemordete zum Retter des Volkes vor der Pest der Geheimorden, die sich ein Recht anmaßen zu morden, wenn ihre verbrecherischen Gesetze, die den Tempel Salomos, das heißt die Judenherrschaft errichten sollen, ihnen das erlauben!

Anhang

Kurze Zusammenstellung der Werke Mozarts, ohne namentliche Aufführung

Mozart ist nicht nur als Charakter verleumdet, verlästert worden nach seinem Tode, sondern was nur immer geschehen konnte, um den Hauptteil seiner Werke den breiteren Kreisen unbekannt zu erhalten, das ist geschehen. Hierdurch findet es seine Berechtigung, daß wir am Schlusse dieses Büchleins eine kurze Aufzählung dessen geben, was er geschaffen hat. Vielleicht ein Zehntel der Werke sind bekannt. So werden von den 25 Klavierkonzerten z. B. höchstens 4 oder 5 in den Konzertprogrammen aufgenommen, alles übrige ist der Vergessenheit anheimgefallen. Die Oper „Verstellte Einfalt" blieb bis in unsere Tage verschollen. Das Requiem ist verschiedentlich gefälscht worden. Wir, die wir das Schicksal Mozarts und die Ursache seines gewaltsamen Todes kennen, wundern uns über derlei nicht.

1. Klavierwerke:

   22 Sonaten und Phantasien, 15 Variationen, 25 Ronden, Menuette und Fugen als Kadenzen zu Klavierkonzert, 5 Sonaten, Fugen und Variationen für Klavier zu vier Händen, eine Fuge und Sonate zu zwei Klavieren.

2. Kammermusik:

   45 Sonaten und Variationen für Violine und Klavier,

8 Klaviertrio, zwei Klavierquartette, ein Klavierquintett, 12 Duos für zwei Hörner, 3 Streichduos für Violine und Viola und für 2 Violinen, drei Streichtrios, 28 Streichquartette, 2 mit Flöte, eine mit Oboe, 7 Streichquintette und 1 Clarinettenquintett.

3. Instrumentalkonzerte:

   7 ganze Konzerte und mehrere Einzelsätze für Violine, 1 Konzert für 2 Violinen, 1 Symphonie für Violine und Viola, 1 für Fagott, Oboe und Klarinette, 1 für Flöte und Harfe, 3 für Flöte, 5 für Horn, 25 für Klavier, 1 für zwei Klaviere, 1 für drei Klaviere.

4. Orchester:

   48 Symphonien, 33 Kassationen, Serenaden und Divertimenti, 29 Orchestersätze, darunter eine Trauermusik für Freimaurer, 41 Sammlungen, Tänze.

5. 38 Lieder, 2 Terzette und 22 Kanons mit Klavierbegleitung.

6. 47 Arien, Duette, Terzette und Quartette mit Orchester.

7. 5 Oratorien und Kantaten, darunter eine Freimaurerkantate.

8. Kirchenmusik:

   15 Orchestermessen, 1 Requiem, 39 Litaneien, Vespern, Offertorien, Gradualien, Motetten und Hymnen, 15 Sonaten für Orgel und Orchester.

9. Opern:

   20 Opern, darunter 2 Unvollendete.

Fremdwörterverzeichnis

zur Erklärung der musikalischen Ausdrücke

Accompagnement = Begleitung.
accompagnieren = begleiten.
Applicatur = Fingersatz.
Arie (Aria, Air) = lyrisch-dramatisches Einzel-(solo)gesangsstück; i. d. Instrumentalmusik ein liedartiger langsamerer Satz.

Canon = eine Satzform, in der mehrere nacheinander eintretende Stimmen die Melodie der ersten streng und stetig nachahmen.
Cantate = Singstück (im Gegensatz zu Sonate-Spielstück). Grossform: eine geschlossene Folge von Einzel- und Chorgesängen mit Orchesterbegleitung. (Kammer-Kantate, weltl.; Kirchenkantate, geistl.)
Cassazione (Kassation) = mehrsätziges Tonstück für mehrere (einfach besetzte) Instrumente, im 18. Jahrh. zur Aufführung im Freien benutzt.
Concert spirituel = geistliche Konzertmusik.
Contrapunkt = eine Satzweise, bei der zu einer gegebenen Weise eine oder mehrere andere Weisen in selbständiger Führung harmonisch verwoben sind (Polyphonie).

Divertimento (Divertissement) = eine Folge von Spielstücken mehr unterhaltender Art.
Duett, Duo = Zwiegesang, Spielstück für 2 Instrumente.

Fagott = das tiefe Holzblasinstrument.
Flüttraversist = Querflötenspieler.
Fuge = Hochform des contrapunktischen (polyphonen) Satzes, in der ein oder mehr Themen in allen Stimmen durchgeführt werden.

Graduale = Gesang in der katholischen Liturgie (Psalm).

Imitationen = Nachahmung, Nachbildung eines Motivs von anderen Tonstufen aus.
Improvisation = freie Erfindung der Begleitstimmen zu einer gegebenen Weise, oder ein gegebenes Thema als Fuge oder dgl. durchführen; freie Phantasie.
Instrumentation (Instrumentierung) = die Art, wie die verschiedenen Musikinstrumente zum Ausdrucke der musikalischen Ideen und zur Gestaltung ihrer Formen verwendet werden.
Invention = Erfindung, Einfall.

Kadenz = Schlussformel. In älteren Konzerten jenes letzte Einzel(solo)spiel auf dem konzertierenden Instrumente, das vor den Schluss eingeschoben wurde und meist frei erfunden werden musste.
K = *C* siehe unter *C*.

Libretto = Das Büchlein, das Textbuch zu Opern, Singspielen.
Litanei = kath. Bittgesang, Klagelied.

Menuett = ursprünglich französischer Tanz, graziös langsam. Musikstück heiterer Art im bewegteren Zeitmaß in mehrsätzigen Tonwerken.

Miserere = kath. Kirchengesang (51. Psalm).
Motette = Spruchgesang (Bibelsprüche); ursprünglich nur Singstücke ohne Begleitung mit Doppelchören, später mit Instrumenten (Kirchenmusik).

Oboe (Hoboe) = Holzblasinstrument.
Offertorium = katholischer Meßgesang zur Opferung.
Opera buffa = komische Oper.
Opera seria = ernste Oper.
Oratorium = Grossform weltlicher Musikwerke mit Einzelsängern, Chor und Orchester, behandelt biblische oder mythologische Stoffe in episch-dramatischer Form für den Konzertsaal.

Partitur = Niederschrift (Manuskript oder Druckwiedergabe) eines mehr- oder vielstimmigen Tonstückes bzw. Werkes in geregelter übersichtlicher Anordnung aller Instrumente und Stimmen.
Phantasie (Fantasie) = freigestaltetes Instrumentalstück, das sich nicht an die strengen Formen halten braucht.
Phantasieren = Freies Spiel der Erfindung.
Präzision = Genauigkeit.
prima vista = beim ersten Sehen, vom Blatt.
Principalstimme = Hauptstimme.

Quartett = Stück oder Werk für 4 Sänger oder 4 Instrumente. Grossform der Kammermusik (Streichquartett, Klavierquartett).
Quintett = Stück oder Werk für 5 Sänger oder 5 Instrumente (Streichquintett, Bläserquintett.)

Repercussio = Wiederschlag, die sogen. Durchführung in der Fuge.
Reprise = Wiederholung.
Requiem = Totenmesse, musikalische Grossform.
Rondo = Rundgesang. Ein Musikstück, in welchem der Hauptsatz wiederholt wiederkehrt. (Schlussatz von Sonaten.)

Secundieren = die zweite Stimme singen oder spielen, auch begleiten.
Secund-Stimme = zweite Stimme.
Serenada = Abendmusik, Ständchen, Grossform mehrsätzig.
Sonate = Spielstück (Instrumentalstück); später mehrsätzige Grossform (Sonatenform).
Suite = Folge von Instrumentalstücken (z. T. Tanzstücken).
Symphonie, Sinfonie = mehrsätzige Grossform (Orchesterwerk).

Terzett = ein Stück für 3 Sänger oder 3 Instrumente.
Trio = Tonsatz für 3 Instrumente.

Variationen = Veränderungen (Umbildungen, Entwicklungen eines Themas).
Vesper = katholische Nachmittagsandacht.

Zu dem Bilde: Convoi du pauvre – Armenbegräbnis.

Dieser alte Stich (Convoi du pauvre = Das Armenbegräbnis) stellt das Begräbnis Mozarts dar. Der Stich befand sich im Besitze von Beethoven. Das Begräbnis war jedoch tatsächlich noch schlimmer, als es der Stich hier wiedergibt. Die Leiche des großen Komponisten erhielt nicht einmal einen Sarg, sondern wurde nur in ein Tuch, das „Totenbruderschaftgewand", gewickelt. Niemand folgte dem Wagen. Dadurch läßt dieses Begräbnis bereits das jüdische Ritual eines Verbrecherbegräbnisses erkennen und verrät die Tatsache eines Logenmordes. Auf dem Bilde folgt nur der Pudel dem Sarge. Der Unwissende wird hier natürlich nur ein Beispiel rührender Hundetreue sehen. Der Pudel spielte jedoch in den okkulten Vorstellungen der Geheimorden eine wichtige Rolle. Überdies ist er das Symbol des Bösen. In der okkulten Faustdichtung des Freimaurerbruders Goethe ist es ein Pudel, in dem sich der Teufel verkörpert und „magische Kreise" um Faust und Wagner auf ihrem Spaziergang zieht. Faust erkennt ihn zwar als „besonderes Wesen", während sein „profaner" Begleiter Wagner nichts davon spürt. „Ich sehe nichts als einen schwarzen Pudel." – Bei der Betrachtung der Umstände beim Tode Mozarts und der Freimaurerei überhaupt, werden ahnungslose Deutsche vielleicht ebenso gedacht haben. Auf solche Weise bringen die Geheimorden derartige Umstände verhüllt zum Ausdruck.

